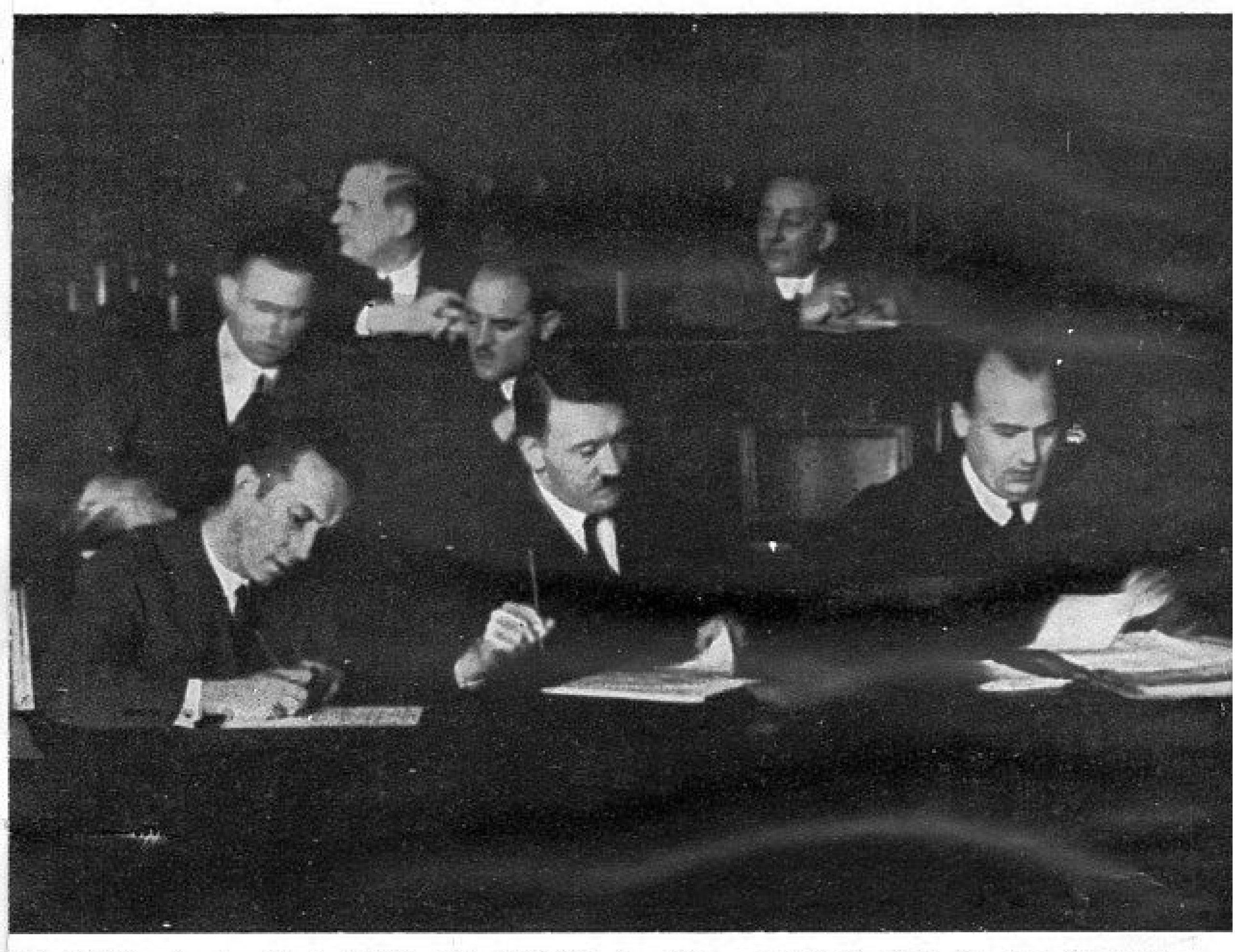


Die Anklagebank und ein Teil der Pressetribüne im Schwurgerichtssaal Berlin-Moabit 1932

Oben: E. M. Köhn, Nachtausgabe — Dr. Leber, Deutsche Zeitung
Mitte: Julius Schaub — Sepp Dietrich
Unten: Der Verfasser — Der Führer — Rechtsanwalt Dr. Frank

Julius Lippert

Im Strom der Zeit

Erlebnisse und Eindrücke



Mit einer Bildbeigabe

Verlag von Dietrich Reimer
/ Andrews & Steiner /
Berlin 1942

Einband und Umschlag von Johannes Boehland, Berlin
Zweite Auflage 1942



Druck von Eduard Stichnote in Potsdam

Vorwort

Die heutige Zeit, in der uns in atemberaubendem Tempo immer neue Ausblicke in künftige weltgeschichtliche Entwicklungen aufgezeigt werden, ist ihrer Natur nach auf Schnellebigkeit eingestellt. Kaum vermögen wir, die wir im dahinjagenden Strom des Zeitgeschehens mitgerissen werden, die immer wieder auf uns einstürmenden neuen Erlebnisse und Ideen voll zu erfassen und ganz zu begreifen. Deshalb erscheint es mir gut, die kargen Stunden der Muße auch einmal dazu zu benutzen, den Blick rückwärts zu lenken. Manchem Zeitgenossen erscheint das, was er heute erlebt, als etwas Selbstverständliches. Er hat vergessen, oder er will nichts mehr davon hören, daß es noch kein Jahrzehnt her ist, daß Deutschland als Staat zweiter oder dritter Ordnung ohnmächtig am Boden lag, daß Deutsche gegen Deutsche wüteten, Haß und Zwietracht unter den Volksgenossen regierten, und man sich beinahe an den Kalenderblättern den Tag ausrechnen konnte, an dem nicht nur der deutsche Staat, sondern auch das deutsche Volk in seiner überstaatlichen Gesamtheit ausgelöscht sein würde aus dem großen und hehren Buch alles Lebendigen.

Schon wenn wir in Zeiten zurückschauen, die wir Älteren mit der ganzen Bewußtheit jungen Mannestums erlebt haben, müssen wir angesichts des Vergleichs zwischen dem Damals und dem Heute Ehrfurcht empfinden. Ehrfurcht vor den Männern, denen es gelang, in letzter Sekunde, unter rücksichtslosem Einsatz ihrer Person, in buchstäblich letzter Sekunde das deutsche Volk vom Weg in den Abgrund zurückzureißen; wir dürfen auch Stolz empfinden darüber, daß die Zeitenwende des Jahres 1933, im großen und ganzen gesehen, ein Geschlecht gefunden hat, das des großartigen Wollens und der heroischen Zielsetzung des auserwählten Führers würdig gewesen ist, indem es diesem freudig und unermüdlich bis zum heutigen Tage Gefolgschaft geleistet hat und weiter leistet. Nur durch diesen Zusammenklang, der sich am klarsten ausprägt in dem Wort „Führer befiehl, wir folgen", konnte das Wunder der deutschen Erneuerung in die Weltgeschichte eintreten. Diese Erkenntnis soll uns aber gleichzeitig eine immer neue aufrüttelnde Mahnung für die Zukunft sein. Nur das Volk wird über Zeit und Endlichkeit hinaus in allen Stürmen bestehen, das immer wieder sich des Gesetzes entsinnt, nach dem es angetreten.

Das vorliegende Buch will nicht die lange Reihe derer vermehren, die aus großen politischen Gesichtspunkten heraus gesehen die Geschichte der letzten Jahre in irgendeinem Teilgebiet beleuchteten. Es will vielmehr nur eines: aus dem Erlebnis eines Einzelnen heraus, der das Glück hatte, in den frühen Anfängen in Norddeutschland an der nationalsozialistischen Bewegung mitarbeiten zu dürfen, erzählen, wie in seinem Arbeitsgebiet sich die Dinge entwickelt haben, wieviel kleine und kleinste Dinge auch hier zusammenkommen mußten, um den großen Strom zu entfesseln, der alles mit sich fortriß und wie auch hier in täglicher Kleinarbeit ein Stein zum andern getragen werden mußte, um dem heute weit dahinflutenden Fluß unseres Zeitgeschehens Fundament und Bett zu mauern.

Ich habe mich bemüht, in diesem Buch Einzeldinge zusammenzutragen, die Gefahr laufen, vergessen zu werden, und die teilweise trotz oder gerade wegen ihrer uns heute erscheinenden Unwichtigkeit wert sind, dem Bewußtsein der Gegenwart erhalten zu bleiben. Denn auch hier gilt das Wort, daß nur bei Einsatzbereitschaft und Pflichterfüllung auch im Kleinsten die großen Dinge dieser Welt eine dauerhafte Gestaltung finden können.

Der Versuch des sinnvollen Lebens des Menschen besteht darin, daß er sich immer wieder mit seiner Umwelt auseinandersetzen und in Beziehung bringen muß; der Erfolg, mit dem dies geschieht, ist bedingt durch die Art dieser Umwelt und den Charakter, das seelische und leibliche Erbgut des Menschen selbst. Ich habe deshalb in diesem Buche einen kurzen Abriß meiner Jugend den persönlichen Erlebnissen, die mich zum Nationalsozialismus führten, beigegeben. Schließlich glaubte ich, auch dem Humor darin seinen Platz gönnen zu müssen. Das menschliche Dasein ist eine verteufelt schwierige und manchmal auch verworrene Angelegenheit. Jedenfalls empfinden wir dies so, weil wir es nicht besser wissen und der tieferen Erkenntnisse ermangeln, die nur die ganz großen, gedankengewaltigen Denker und Künstler — kurzum die genialen Menschen — ahnen und fühlen. Denn sie stehen an der Schwelle dessen, was wir das Göttliche nennen. Wir aber, die gewöhnlichen Sterblichen, können nur dadurch dies Leben erleichtern, daß wir die harten, unerbittlich strengen Kanten seines ehernen Antlitzes von den weichen, wärmenden, alles vergoldenden Strahlen des Humors umspielen lassen.

Berlin, im Kriegsjahr 1941. Dr. Julius Lippert.

Von Eltern deutschen Blutes bin ich nicht auf reichsdeutschem Boden geboren, vielmehr sozusagen zufällig in der Schweiz. Die Stätte meiner Geburt hätte aber ebenso in Italien, Frankreich, England oder Holland liegen können, denn mein Vater, der ein äußerst betriebsamer und fleißiger Mann war, übte teils nacheinander, teils gleichzeitig in allen diesen Ländern sein Gewerbe als Hotelbesitzer und Gaststättenleiter aus. So bin ich denn auch schon in jungen Jahren viel in der Welt herumgekommen und habe mancherlei Menschen, Dinge und tiefere Zusammenhänge gesehen, die Knaben gleichen Alters gewöhnlich noch verborgen bleiben. Das berufsmäßige Leben im Hotel schärft den Blick. Man lernt es bald, daß jedes Ding auch insofern seine zwei Seiten hat, als sich hinter jeder Fassade gewöhnlich noch etwas befindet oder verbirgt, was nicht ganz so glanzvoll ist wie die vordere Schauseite. Eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen besteht darin, daß ich mich an einem schönen Vormittag kurz nach der Jahrhundertwende über das Balkongeländer unseres damaligen Hotels in Genua hinunterbeugte, um die Ankunft einer Prinzessin hochfürstlichen Geblüts mitanzusehen. Mein guter Vater stand, der Sitte der Zeit gemäß im Frack und den spiegelnden Zylinder in die linke Hüfte gestemmt, am Hotelportal, um die erlauchten Herrschaften persönlich zu begrüßen und sie in die Flucht ihrer Gemächer zu geleiten. Der feierliche Akt wirkte auf mein kindliches Gemüt hinreißend. Die Prinzessin, die übrigens vor wenigen Jahren in hohem Alter durch eine abenteuerliche Eheschließung und ihren exzentrischen Lebenswandel kurz vor ihrem inzwischen erfolgten Tode noch einmal stark von sich reden machte, kam natürlich mit ganz großem Gefolge, und als sie den Wagen verließ und mein Vater sich ihr mit einem gemessenen Bückling geziemend näherte, konnte ich gerade auf ihren gewaltigen Federhut sehen, für den gewiß drei Vögel Strauß ihr Leben hatten lassen müssen. Als ich kurz darauf meinen Vater gesprächsweise erwähnen hörte, die Prinzessin reise u. a. mit einem Hausmarschall, drei Hofmeistern, sechs Silberdienern, vier Kammerzofen, einem Bereiter und einem eigenen und ständigen Fechtmeister, kannte meine Bewunderung keine Grenzen; beson-

ders der Fechtmeister hatte es mir aus mir heute nicht mehr ganz klaren Gründen angetan. Am Nachmittag machte ich mir natürlich in der Gegend der hochfürstlichen Gemächer zu schaffen, indem ich, mit Helm und Säbel ausstaffiert, auf dem betreffenden Stockwerk Ehrenwache für die Prinzessin spielte. Ich hatte vor, wenn ich der Prinzessin ansichtig würde, vor ihr zu präsentieren und, da man im Hotel früh begreift, daß nichts in dieser Welt umsonst geschieht, hoffte ich dabei, irgendeine prinzessinnenmäßige Gegengabe erwarten zu dürfen. Mir schwebte dabei vor, daß mir eine Prinzessin mindestens eine kleine goldene Spielkrone oder ein Stück Hermelin verehren würde, aber auch ein kleines Pony, nach dem damals die immer unerfüllte Sehnsucht meines Kinderherzens stand, oder einen der hübschen Hunde, die gleichfalls noch zum Troß der hohen Herrschaften gehörten, würde ich dankbar entgegengenommen haben. Nachdem ich so eine Weile auf und ab patrouilliert war, öffnete sich plötzlich eine jener Türen, von denen ich wußte, daß sie zu den eigentlichen Zimmern der Prinzessin führten. Heraus kam ein weibliches Wesen, von dem ich dreißig Jahre älter festgestellt haben würde, daß es der Taufrische der jüngsten Jugend längst ermangelte und in eine Art Schlafrock gekleidet war, wie ich ihn auch schon damals anderwärts hie und da zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Auf alle Fälle hatte dieses Gewand durchaus nichts Prinzessinnenhaftes an sich. Schließlich hatte die Person auf ihrem Kopf ein Gewirr zusammengedrehter Papierfidibusse, von denen man mir später erzählt hat, daß sie sich die Damen bisweilen in stillen Stunden um das Haupt winden, um ihre von der Natur nicht gewährte Lockenpracht aufzulockern und auf künstlichem Wege zu vermehren. Mit einer Mischung von Neugier und Widerwillen sah ich diese Erscheinung, selbstverständlich ganz ohne zu präsentieren, an mir vorüberziehen. Sie verschwand in einem Raum, dessen Tür durch eine entsprechende Aufschrift als Badezimmer mit dem üblichen Zubehör bezeichnet war. Indem kam das Zimmermädchen vom Etagendienst den Gang herunter und fauchte mich sehr ungnädig an: was ich denn hier zu suchen hätte, und überhaupt sei doch gerade eben Ihre Fürstliche Durchlaucht in das Badezimmer gegangen, und was ich mir denn dächte, ihr hier herum im Wege zu stehen.

Das also war die Prinzessin gewesen! Ich erlebte hier die erste Enttäuschung meines jungen Lebens, aber ich möchte sagen, daß sie aus erzieherischen Gründen für mich recht belehrend gewesen ist.

Die Unrast des Blutes, die meinen Vater in halb Europa herumziehen ließ, muß ihm von seinem Vater, meinem Großvater also, überkommen sein. Dieser Großvater starb in verhältnismäßig jungen Jahren, und ich habe ihn selber nie gesehen. Desto mehr aber liebte ich es, von ihm erzählen zu hören. Er war das jüngste Kind unter fünf lebenden Geschwistern und wuchs auf einem kleinen Bauerngütchen in dem Dorfe Lingelbach in Oberhessen auf. Verfolge ich die Reihe meiner väterlichen Ahnen weiter zurück, so bleibt diese immer in diesem verhältnismäßig kleinen Bezirk der oberhessischen Lande beschlossen. Damals vor hundert Jahren kamen die Bauern so gut wie niemals aus ihrem Dorfe heraus. Hier wurden sie geboren, wuchsen sie heran, heirateten und starben sie, ohne sich jemals der mehr oder weniger väterlichen Fürsorge ihres kleinstaatlichen Landesherrn und des großen landbesitzenden Grundherrn entziehen zu können. Freilich hat es da immer Ausnahmen gegeben. Das Land konnte die Menschen nicht ernähren, und so griff immer wieder einmal der eine oder andere junge Mensch zum Wanderstab und schüttelte den Staub des Ländchens von seinen Füßen, dessen kleine Maßstäbe und enge Planungen ihm keine Nahrung zu verschaffen wußten. Ja, die deutsche Welt war damals noch arg klein und auch kleinlich in jeder Beziehung. Die nächste größere Stadt von Lingelbach aus, über die Generationen meiner Vorfahren nie weiter gelangt sind, war Alsfeld. Sie gehörte zum oberhessischen Teil des damaligen Großherzogtums Hessen und bei Rhein, und zwar gemeinsam mit zwei anderen Landesteilen: Starkenburg und Rhein-Hessen, die beide wiederum voneinander getrennt und von fremden Landesteilen umgeben, zu beiden Ufern des Rheins lagen, und zwar dort, wo dieser Strom aus der oberrheinischen Tiefebene herausströmend und auf das Hindernis des Taunusgebirges stoßend, seinen bisher nach Norden gerichteten Lauf hart nach Westen umzubiegen gezwungen ist. Wenn ich als Kind verbotenerweise auf der alten schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gebauten Eisenbahnbrücke, die heute noch oberhalb Mainz über den Rhein führt, stand, so konnte ich diese ganze Musterkarte kleindeutscher Duodezherrlichkeit überschauen. Blickte ich über das Geländer dem Flußlauf entgegen, so lag vor mir zur Linken das bereits erwähnte hessische Starkenburg. Dort, wo die schöne Silhouette des Odenwaldes sich deutlich am Himmel abzeichnete, begann das Großherzogtum Baden, zur anderen Seite des Wassers das vieltürmige Mainz, halb im

Rücken lag der Landesteil Rhein-Hessen, aber schon kaum einen Kanonenschuß weit stromauf begann die Rheinpfalz unter königlich bayrischer Souveränität mit den entsprechenden weiß-blauen Grenzpfählen. Wenn ich mich nun umdrehte und auf der anderen Seite der Brücke die Gegend betrachtete, so konnte ich bei klarem Wetter linker Hand den Einschnitt im Gelände ausmachen, wo bei der Mündung der Nahe in den Rhein Rhein-Hessen aufhörte und das königlich preußische Hoheitsgebiet bei Bingerbrück begann. Rechts lag wieder starkenburgisches Gebiet, aber da, wo man in nicht allzu großer Ferne einen gewissen Nebeldunst erkennen konnte, der auch dem hellsten Sonnenschein zu trotzen schien, lag die bis zum Jahre 1866 Reichsunmittelbare und Freie Stadt Frankfurt, in der nun auch die Preußen regierten; und geradeaus schließlich, zu den Füßen des Taunus, breiteten sich die lachenden Gefilde des Rheingaues, die vor nicht allzu langer Zeit den Stolz des souveränen Herzogs Adolph von Nassau bildeten.

Ich hatte in meiner Jugend an den Mosaikbildern dieser deutschen staatsrechtlichen Vielgestaltigkeit sehr viel Vergnügen. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß beispielsweise jedes der in Frage kommenden Länder und Ländchen den größten Wert darauf legte, seinen Eisenbahnbetrieb irgendwie mit dem Stempel der höchsteigenen Souveränität zu versehen. Sicher wäre der Verantwortliche im bayrischen Ministerium lieber gestorben, als daß er in der kleinen Rheinpfalz andere als bayrische Eisenbahnwagen und natürlich mit angestammtem bayrischem Personal hätte laufen lassen. Und so konnte man denn auf der alten Mainzer Eisenbahnbrücke immer wieder ein aufregendes Rätselraten beginnen, ob der sich gerade nahende Zug ein königlich bayrischer sei mit seinen ulkigen Lokomotiven, die teilweise noch vermittels schöner Bronzebuchstaben Eigennamen trugen wie Kriegsschiffe, oder ob er zur preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft gehörte, oder ob gar noch Wagen mitgeführt wurden, die noch aus der Epoche der nassauischen Selbständigkeit stammten und die fast aussahen wie gewaltige Postkutschen, die sich auf rätselhafte Weise auf den Schienenweg verirrt hatten. Die älteren Dampfrosse hatten furchterregende, eisenklirrende Namen, wie sich das gehört: Mars, Pluto, Cerberus und Leviathan sind mir in Erinnerung geblieben. Später hat man im Ministerium anscheinend milderen Gefühlen Raum gegeben, und die schnaubenden Maschinen trugen sich sanft und poetisch. Mir mißfielen sie deshalb gründlich, denn was kann man von einer

Lokomotive Ordentliches erwarten, die Lilie, Zephir oder Melpomene heißt?

Mein Großvater war, als er das heimische Lingelbach verließ, nicht in der Lage, eines dieser mehr oder weniger komfortablen Fahrzeuge zu benutzen. Als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, drückte ihm sein Vater einen Taler Zehrgeld in die Hand und begleitete ihn nach Alsfeld. Dort wurde er einem befreundeten Geschäftsmann in die Obhut gegeben, dessen Gewerbe es mit sich brachte, in kleinen Tagereisen — denn er war Hausierer — die Gegend und Umgegend zu durchstreifen, und der auf diese Weise sich gerade nach Frankfurt aufmachte, um neue Waren für seinen Handel einzukaufen. Von diesem wurde er, wiederum über befreundete Hand weitergereicht, in das sogenannte Marktschiff gesetzt, das damals täglich einmal den Güterverkehr auf dem Wasserwege zwischen Frankfurt und Mainz bewältigte. Mit diesem Marktschiff wird mein Großvater nun die erste Wasserfahrt seines Lebens um Gotteslohn und eingezwängt zwischen Fässern und Ballen hinter sich gebracht haben. In Mainz holte ihn dann endlich der Wiesbadener Vetter ab, der aber in Wirklichkeit gar kein richtiger Vetter, sondern ein sehr entfernter angeheirateter Verwandter war und nur so genannt wurde. Dieser sogenannte Vetter betrieb am Wiesbadener Stadtrande eine kleine Gärtnerei, die er aber in der Hauptsache der Fürsorge seiner resoluten Gemahlin überlassen zu haben scheint. Denn die Wiesbadener mündliche Chronik kennt ihn als eine Art Original, der seinen Lebensunterhalt, wenigstens soweit es seine eigene Person betraf, in der Hauptsache dadurch bestritt, daß er unaufgefordert auf kleinbürgerlichen Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenschmäusen erschien, um dort, je nach Art des Anlasses, in mehr oder weniger humoristischer Form zur Unterhaltung der Gäste beizutragen. In seiner dienstfreien Zeit aber bevölkerte er den Wiesbadener Mauritiusplatz, damals der Ort bedeutender weithin gerühmter Wein- und Apfelmostwirtschaften und infolgedessen der Mittelpunkt, dem alle zustrebten, die Zeit hatten — und wieviel Zeit hatte man doch damals — und auf eine Gelegenheit lauerten, ihren Witz zu tummeln oder Kumpane zu suchen, die ihnen halfen, die Langeweile totzuschlagen. Hier konnte man dann den Wiesbadener Vetter sehen, wie er an der Ecke der Kirchgasse stand und nach Objekten seines Tuns ausspähte. Hatte er einen Bekannten oder notfalls auch einen Unbekannten, der darauf hereinfiel, gefunden, der geneigt war, allerhand

krause Weisheiten und philosophische Sprüche anzuhören, so konnte es denn bald auch nicht fehlen, daß eingekehrt werden mußte, um die Herzen durch einen fröhlichen Trunk zu stärken und die Gemüter zu weiterer Rede und Gegenrede fähig zu machen, womit für den Wiesbadener Vetter das Ziel seines Tages wieder einmal erreicht war.

Es scheint, daß meinem Großvater recht bald klar geworden ist, daß er unter einem solchen Mentor irgendwelche festen Grundlagen für sein späteres Fortkommen nicht würde erlangen können. Wenn man den Familienerzählungen Glauben schenken will, dürfte meinem Großvater diese Erkenntnis schon gedämmert haben, als der Vetter es für angebracht hielt, seinen neuen Schützling schnurstracks in die nächste Kneipe zu führen und einen Willkommenstrunk mit den nötigen festen Beigaben auftischen zu lassen, wobei er meinem Großvater die hohe Ehre erwies, am Schluß die Kosten des Gelages von den kümmerlichen Resten seines Zehrtalers nicht nur für sich selbst, sondern auch für den gastfreundlichen Vetter begleichen zu dürfen.

Mein Großvater beschloß also, sich zu verändern, obwohl damals die Ausführung eines derartigen Vorhabens gar nicht so einfach war. Zwar war die Not in manchen Teilen der rheinischen, der hessischen und der nassauischen Lande überaus drückend. Keiner der Kleinstaaten sah es aber gern, wenn Landeskinder eines seiner Nachbarn in sein Gebiet kamen. Denn gerade wegen des allgemeinen Elends mußte die Regierung jedes dieser Kleinstaaten fürchten, daß die Zugewanderten bald der Armenkasse zur Last fallen würden. Das war nicht nur für die eigenen Finanzen beschwerlich, sondern hatte auch meistens einen erheblichen Schriftwechsel wegen der Kostenrückerstattung mit dem Nachbarstaat zur Folge, aus dem der Fremdling gekommen war, und manchmal kam es über derlei Dinge sogar zu langwierigen und höchst unerfreulichen Auseinandersetzungen vor dem Frankfurter Bundestag, von den allenfallsigen Prozessen ganz zu schweigen. Wahrscheinlich wäre auch mein Großvater als Hesse im nassauischen Wiesbaden nicht so unbehelligt geblieben, wenn man obrigkeitlicherseits nicht in dem Wiesbadener Vetter eine Art Garanten für den Lebensunterhalt meines Großvaters gesehen hätte, an dem man sich nötigenfalls schadlos halten konnte.

Da aber die Not Eisen bricht, selbst im Ländchen eines Miniatursouveräns, hatte sich unter dem Druck der Verhältnisse in den hessischen und den nassauischen Landen ein ganz eigenartiges System der Auswan-

derung herausgebildet, und zwar war dies ein System, das so unglaublich elend war, daß es schier unfaßlich scheint, daß es noch vor zwei Menschenaltern im Schwange gewesen ist. Von rechtschaffenen Leuten und aufgeklärten Geistern wurde es kurz und bündig mit dem Namen Kinderhandel bezeichnet und gebrandmarkt. Fast jedes Jahr, zumal nach schlechten Ernten, zogen Agenten — häufig waren es Juden — durch die armseligen Dörfer des hohen Westerwaldes und andere von der Natur stiefmütterlich behandelte Gegenden. Durch große Beredtsamkeit und klingende Münze verstanden es diese Leute, den bedrängten Bauern Verträge aufzuschwatzen, durch die sie die jüngeren Jahrgänge ihrer meist zahlreichen Kinderschar an den Agenten auf unbestimmte Zeit als Arbeitskraft vermieteten. Am gesuchtesten waren Burschen und Mädchen zwischen dem sechzehnten und neunzehnten Jahr. Selbstverständlich wurde den Bauern erzählt, daß der Junge oder das Mädel durch den Agenten eine glänzende Stelle als Diener und Kutscher oder als Bedienerin bei „vornehmen Herrschaften" bekommen werde. In Wirklichkeit landeten die unglücklichen Geschöpfe bei irgendeiner elenden Zirkuskapelle oder in einem verrufenen Hause und blieben dann gewöhnlich verschollen. Nur wenige, zumal von den Mädchen, hatten späterhin noch Gelegenheit, auf irgendeine Art ihr Glück zu machen, indem sie in der Fremde eine anständige Heirat eingehen konnten. Diese paar Ausnahmefälle, deren Kunde in die Dörfer drang und von den Agenten auch eilfertig kolportiert wurde, dienten selbstverständlich nur dazu, immer wieder für dieses schamlose System des Menschenhandels Reklame zu machen. Von den vielen Hunderten, die in der Ferne starben und verdarben, sprach man nicht. Auf diese Weise war zum Beispiel um das Jahr 1850 herum in dem damals unter Napoleon III. gewaltig aufstrebenden Paris eine ganze Kolonie hessischer Parias zustande gekommen. Diese hatten sich dort, nach Frankreich verhandelt und verschleppt, schließlich zusammengefunden und übten, Männlein und Weiblein, eine Tätigkeit aus, für die kein freier Franzose zu haben war und in die sie sich mit den Zuchthaussträflingen teilen mußten, nämlich die Kloakenreinigung in der Lichterstadt an der Seine. Der Wiesbadener Heimatschriftsteller Karl Braun, der in dieser Zeit lebte und wirkte, hat uns eine erschütternde Schilderung darüber hinterlassen, wie diese menschlichen Wracks nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges 1870, in schmutzige Viehwagen gepferchte, über die Grenze spediert wur-

den, weil man französischerseits nun glücklich dahintergekommen war, daß diese Beseitiger des pariserischen Unrats wahrscheinlich und in Wirklichkeit verkappte deutsche Spione seien. Häufig gingen diese Menschentransporte auch nach Rußland, wo man einmal auf den riesigen Gütern der Magnaten billige Arbeitskräfte für die primitivsten Arbeiten gut gebrauchen konnte und wo zum andern die Agenten gewisse persönliche Beziehungen und daher Absatzmöglichkeiten hatten, weil sowohl das hessische als auch das nassauische Herrscherhaus durch Heiraten, Schwägerschaft und andere verwandtschaftliche Bande mit dem zaristischen sehr eng verbunden war. Aus diesem Grunde haben denn auch die Russen in diesen Gegenden bis zum Jahre 1914 im höfischen und im sonstigen öffentlichen Leben eine beträchtliche Rolle gespielt. Meinem Großvater gelang es nun auf irgendeine Weise, die Bekanntschaft des Dieners eines der vielen russischen Großfürsten zu machen, die alljährlich und fast regelmäßig auf eine gewisse Zeit Wiesbaden mit ihrer Anwesenheit beehrten. Es scheint, als habe der russische Diener Gefallen an dem aufgeweckten und munteren Hessenknaben, eben meinem Großvater, gefunden, jedenfalls empfahl er ihn seinem Herrn zur Einstellung in dessen Dienst, und so rückte denn mein Großvater, ohne daß sich weiter jemand um ihn bekümmert hätte, mit den Russen ab. Alljährlich kam er, oft auf mehrere Monate hintereinander, mit seinem Herrn nach Wiesbaden zurück, so daß er diese Stadt bald als seine engere Heimat betrachten konnte. Er arbeitete sich hoch, wurde schließlich eine Art Privatsekretär seines Großfürsten und verheiratete sich in Wiesbaden, woselbst meine Großmutter wohnen geblieben ist, auch wenn ihr Mann in Rußland weilte. Sie lebte damit in einer Ehe, ähnlich wie sie die Schiffskapitänsfrauen durch den Beruf ihres Mannes üblicherweise zu führen genötigt sind, aber trotzdem oder wenn man so will, vielleicht gerade deshalb war die Ehe sehr glücklich. Als Produkt dieser Ehe wuchs mein Vater, gemeinsam mit einer älteren Schwester und einem jüngeren Bruder, in Wiesbaden auf.

Mein Großvater, dem der ständige Klimawechsel zwischen dem fernen, kalten Rußland und dem sonnigen Wiesbaden nicht zuträglich gewesen zu sein scheint, starb schon als Fünfziger. Da er ein strebsamer und nüchterner Mann war, hinterließ er seiner Frau so viel, daß diese in der Lage war, ihren Kindern und insbesondere ihrem älteren Sohn, meinem Vater, eine für ihren Stand gute und sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen.

Meine Großmutter, die hochbetagt erst nach der Jahrhundertwende gestorben ist, war eine Frau, die es in umsichtiger Weise und mannigfach verstand, für sich und ihre Familie die kleinen Vorteile des Lebens wahrzunehmen. Durch die Tätigkeit meines Großvaters hatte sie einen umfangreichen Bekanntenkreis, dessen Zweige weit über das Weichbild der Stadt Wiesbaden hinausreichten. So fiel es ihr denn nicht schwer, meinen Vater nach Beendigung seiner Schulzeit in Heidelberg in einem Gasthof als Kellnerlehrling unterzubringen. Die Zeiten kurz nach dem siegreichen Siebziger Kriege, die einen Aufschwung auf allen Gebieten der gewerblichen Wirtschaft mit sich brachten, waren für strebsame junge Leute günstig, und so gelang es meinem klug abwägenden und haushälterischen Vater bald, sich auf dem Wege des Hoteldirektors über die Stationen des Kellners, Kassierers und Buchhalters selbständig zu machen. Durch immer neue Ankäufe und Wiederverkäufe von Hotels und wechselnden Beteiligungen an solchen brachte er es schließlich, nachdem er auf diese Weise durch halb Europa gezogen war, zu Wohlstand und Ansehen, bis er sich als Folge des unregelmäßigen Lebens und der nicht geringen Aufregungen, die ein flottes Hotelgeschäft mit sich bringt, kränklich geworden, wieder in die Nähe seiner Heimat Wiesbaden nach Bad Schwalbach zurückzog, wo er bis zu seinem Tode im Jahre 1909 nach Abwicklung aller seiner übrigen Geschäfte nur noch einem einzigen Hause, das nach Lage und Kundschaft ein verhältnismäßig ruhiges Geschäft war, vorstand.

Was nun meine Person betrifft, brachte mir dieser Lebensgang meines Vaters, an dem dessen Familie naturgemäß in jeder Einzelphase tätigen Anteil nahm, den großen Vorteil, daß ich schon in jungen Jahren viel in der Welt herumgekommen bin. Kunterbunt war die Musterkarte der Schulen, die ich besuchte. Ich lernte deutsche Auslandsschulen in Oberitalien und Südfrankreich ebenso kennen wie deutsche Volks- und Realschulen, Reform- und Realgymnasien sowie Oberrealschulen. Zwei Jahre lang wurde ich auch, da eine passende Schule bei unserem Nomadendasein mit dem besten Willen nicht zu finden war, von einem Hauslehrer unterrichtet. Wir haben beide viel Ärger miteinander gehabt, schieden aber doch als Freunde.

Eigentlich hätte ich, da wir die letzten Lebensjahre meines Vaters, wie bereits erwähnt, in Bad Schwalbach seßhaft waren, regelmäßig eine höhere Schule in Wiesbaden besuchen können. Daß ich diese mehrfach

wechseln mußte, hatte seine besonderen Gründe. Wiesbaden war schon immer als Residenz der verwandtschaftlich weithin verflochtenen nassauischen Dynastie eine lebhafte Stadt gewesen. Als der Glanz des Hofes wegfiel, trat der sich ständig steigernde Ruf als ebenso heilsame wie amüsante Bäderstadt an seine Stelle.

Der Vielfältigkeit des Verkehrs und der kleinstaatlichen Eifersüchtelei hatte es Wiesbaden zu danken, daß es sich dreier Bahnhöfe erfreuen durfte, die je nur einige hundert Schritte voneinander entfernt lagen, betrieblich aber so streng getrennt waren, als erhöbe sich zwischen ihnen eine chinesische Mauer. Nie hätte es ein Königlich Bayerischer Zugführer mit seiner Würde für vereinbar gehalten, den ehedem Herzoglich Nassauischen, jetzt „den Preußen" gehörenden Rheinbahnhof zu betreten, und auch in ihren dienstfreien Stunden verließen die Bayern den engsten Umkreis ihrer eigenstämmigen Exklave, den Ludwigsbahnhof, nicht. Nur dort trugen sie ihre, im Gegensatz zu den sachlich-dunklen der Preußen, in lebhaftem Hellblau gehaltenen Uniformen zur Schau. Mit dicken weiß-blau geflochtenen Pfeifenschnüren und einem Bandelier aus weißem Glanzleder quer über der Brust, machten sie uns Knaben einen derart prächtigen Eindruck, daß wir überzeugt waren, die bayerische Eisenbahn müsse die Beste der Welt sein.

Für uns Jungen waren die Bahnhöfe mit ihrem regen Verkehr Stätten, die den immer neuen Reiz des Wunderbaren nie einbüßten. Das Auto spielte noch keine Rolle. Zögernd und nach vielen Debatten und Bedenken, die in der Presse hohe Wellen schlugen, waren in Wiesbaden vor etlichen Jahren die ersten elektrischen Straßenbahnlinien in Betrieb genommen worden. Die alten Wiesbadener hatten sich heftig gegen ihre Einführung gesträubt, weil dies plebejische Beförderungsmittel dem vornehmen Stadt- und Verkehrsbild, das ganz auf den bummelnden Fußgänger und die hübschen Pferdefuhrwerke abgestellt war, Abbruch tun könnte. Fuhrhalter und Kutscher waren natürlich auch dagegen, und schließlich traute man angesichts der teilweise engen und steilen Straßen der Güte der Bremsen nicht so recht. Meine Großmutter ist, wenn sie sich entschloß, Elektrische zu fahren, ihr Lebtag nicht die Angst losgeworden, das Fahrzeug könne am Michelsberg plötzlich durchgehen und sie unten an der scharfen Ecke im Schaufenster des Cafés landen, in dem zu jeder Tages- und Nachtzeit die Müßiggänger ihren Sorbet schlürften oder ein Gläschen Absynth kippten.

Das Leben und Treiben, das wir als junge Burschen allnachmittäglich, insbesondere aber am Sonntagvormittag auf der repräsentativen Promenade, der Wilhelmstraße, an uns vorüberziehen sahen, war zu bunt, vielgestaltig und interessant, als daß es uns nicht bald gelüstet hätte, uns näheren Einblick in diese Dinge zu verschaffen. Je intimer meine und meiner Freunde Kenntnis von den Geheimnissen des internationalen Fremdenverkehrs wurde, desto mäßiger war die Freude, die wir unseren Lehrern und sonstigen Erziehungsberechtigten in bezug auf die Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaften und der schönen Künste bereiten konnten. Bald kam die Zeit, wo wir uns schämten, unseren weitgereisten und weltgewandten Bekannten zu gestehen, daß wir im Grunde genommen nichts anderes als Pennäler seien, wenngleich auch schon Sekundaner oder Primaner. Da damals die höheren Schüler klassenweise verschiedenfarbene bunte Mützen trugen, so wollten wir uns wenigstens auf die Studenten herausspielen. Wir ließen uns besondere Klassenmützen anfertigen, die sich, wie wir glaubten, durch abnorm große Schirme und dadurch, daß ihr Oberteil in kühnem Schwunge nach hinten gerissen getragen wurde, dem Studentischen näherten. Schon dadurch waren wir unseren Lehrern bald ein Dorn im Auge. Damit aber noch nicht genug, gründeten wir einen Schülerverein und taten damit etwas, was im damaligen Schulbetrieb einem Kapitalverbrechen gleichkam. Der Verein nannte sich hochtrabend „Mattiaca", sein Zweck war der, uns in der Nachahmung studentischer Gebräuche zu üben. Allwöchentlich ein- oder zweimal kamen wir in einem verschwiegenen Lokal an der Stadtgrenze zusammen, wobei wir unter erheblichem Schlägergerassel, mit allen Emblemen studentischer Zünftigkeit angetan, Kommerslieder sangen und ziemliche Quantitäten Bier vertilgten. Dabei glaubten wir, wir seien nun schon etwas Besonderes geworden, aber jäh sollten wir aus unseren Träumen herausgerissen werden. Derartige Schülerverbindungen waren nicht nur auf das allerstrengste verpönt, sondern das diesbezügliche Verbot wurde auch zusammen mit den entsprechenden Strafandrohungen mindestens halbjährlich von dem Schuldirektor in allen oberen Klassen der Anstalt bekanntgegeben. Wir hatten damals einen Mathematiklehrer, der mir für mein ganzes ferneres Leben jede Freude an jeder noch so schön geschwungenen Parabel und an jeder Feinheit der an sich doch recht amüsablen Wahrscheinlichkeitsrechnung genommen hat. Der Mann hätte statt Lehrer besser Kriminalkom-

missar oder Privatdetektiv werden sollen. Er merkte bald, daß mit uns irgendetwas nicht mehr stimmte, und da er gleichzeitig unser Klassenlehrer war und sich somit für unser Gesamtverhalten verantwortlich fühlte, bereitete er uns eines späten Abends das überraschende Vergnügen, als unangemeldeter Gast in der Tür unseres Kneipzimmers zu erscheinen, in dem die Wogen der Fidelitas schon recht hochgingen. Der Wirt unseres Lokales, der uns aus Gründen seines Bierumsatzes wohlwollend gegenüberstand, hat zwar später behauptet, der Eindringling sei zunächst ganz zufällig und nur, um sich nach einem Spaziergang noch zu erfrischen, in das Lokal gekommen. Wir, die „Herren Studenten", hätten aber so unmäßig gelärmt, daß der fremde Besucher Verdacht geschöpft habe und alsdann zu seiner Tat geschritten sei. Es sei dem wie es wolle, für uns, die Beteiligten, waren die Folgen wahrhaft fürchterlich. Die Rädelsführer des Unternehmens „Mattiaca" wurden ohne Gnade der Schule verwiesen. Zu diesen gehörte ich zwar nicht. Erst nach der Gründung hatte ich mich ihm angeschlossen, ohne durch die Übernahme eines Amtes oder irgendwelcher Funktionen besonders hervorzutreten. Aber ich hatte schon damals das Pech, bei Gelegenheit auch für Sünden büßen zu müssen, die mir eigentlich schon verziehen waren. Eine kleine Affäre, die ich wenige Monate vorher gehabt hatte, brach mir nun das Genick. Es hatte sich nämlich damals folgendes zugetragen:

Wenn ich zu meiner Schule ging, so mußte ich regelmäßig den Platz vor dem Mädchen-Lyzeum überqueren. Des öfteren hatte ich dort einen überaus niedlich gesteckten dunkelblonden Mozartkopf gesehen, dessen Trägerin mir höchst liebenswürdig erschien. Durch vorsichtige Umfragen war es mir gelungen, den Namen meiner Angebeteten und auch die Nummer ihrer Klasse im Lyzeum zu erfahren. An einem schönen Dienstag im Mai — es mag wohl im Jahre 1911 gewesen sein — waren aus irgendwelchen Gründen die letzten beiden Stunden unseres Unterrichts ausgefallen. Ich benutzte diesen Umstand und begab mich vor das Lyzeum, um gegebenenfalls die Gelegenheit wahrzunehmen, wieder einmal einen Blick auf den Gegenstand der Sehnsucht meiner Träume zu werfen. Nach und nach wurde mir die Zeit lang, und ich geriet auf einen Gedanken, dessen Kühnheit mir auch heute noch unbegreiflich erscheint. Wahrscheinlich war ich in diesem Augenblick nicht ganz bei Verstand, was ja bei Verliebten hie und da der Fall sein soll, kurzum ich ging entschlossenen Schrittes und willens das Äußerste zu wagen, in das Lyzeum,

wandte mich an den Schulhausmeister und erzählte ihm mit fester Stimme, er möge mir unverzüglich Fräulein Soundso aus der soundsovielten Klasse hier heraus auf den Korridor rufen, da ich ihr im Auftrage ihrer Frau Mutter eine wichtige Bestellung zu übermitteln habe. Ich kann mir heute noch nicht ausmalen, was ich gesagt hätte und wie dies Abenteuer weiter verlaufen sein würde, wenn die Gerufene tatsächlich gekommen wäre. Der Zufall wollte es indessen, daß das kleine Fräulein ausgerechnet an diesem Tage wegen Krankheit überhaupt nicht zum Schulunterricht erschienen war. Wahrscheinlich hat der Schulhausmeister, der mir dies sehr unwirsch — denn ich hatte ihn überdies gerade beim zweiten Frühstück gestört — übermittelte, daraufhin später Verdacht geschöpft. Auf jeden Fall scheint eine hohe Schulleitung über diesen mysteriösen Vorfall weitere Nachforschungen angestellt zu haben, denn ich wurde am nächsten Vormittage zu meinem Direktor gebeten, wo ich eine sehr unangenehme Viertelstunde zu überstehen hatte. Daß der Allgewaltige meine Missetat als das unwürdige Stück eines unreifen Buben bezeichnete, kränkte mich tief, und wahrscheinlich ist mir damals zum ersten Male ins Bewußtsein getreten, wie beklagenswert wenig verbreitet der Sinn für Humor doch in der Welt ist. Den kleinen Streich hatte ich inzwischen längst vergessen, jetzt aber grub ihn die Lehrerkonferenz mit pädagogischem Scharfblick und Gründlichkeit wieder aus, und da ich nach Meinung des Kollegiums damit schon einmal einen tiefen Mangel an sittlicher Reife hatte erkennen lassen, flog auch ich zusammen mit den Matadoren der „Mattiaca" aus dem Tempel der Gelehrsamkeit.

So nahm ich zu an Erfahrungen, aber nicht in gleichem Maße an Weisheit, trotzalledem befand ich mich recht wohl in meiner Haut. Unbeschadet aller dummen Streiche fühlten wir Jungens doch auch bald den Trieb in uns, die Bekanntschaft mit ernsten Dingen zu versuchen. Ebenso wie für die vergnüglichen Teile des Lebens bot sich uns auch hierfür das Anschauungsmaterial als Anknüpfungspunkt in unserer Umwelt in reichem Maße an. Wir sprachen mit jungen Russen, deren Kolonie in Wiesbaden nach wie vor eine erhebliche Rolle spielte. Wir sprachen mit Amerikanern, jungen Franzosen und Engländern. Fast ein Vierteljahr lang hatte ich Umgang mit einem belgischen Studenten, der älter und gereifter als ich, mich mit den kulturellen und wirtschaftlichen Problemen seiner Heimat in langen Gesprächen bekanntmachte. Er war

aus Brüssel, entstammte einem wallonischen Vater und einer flämischen Mutter und erzählte mir viel von der Gegensätzlichkeit dieser rassisch so sehr verschiedenen Stämme, die aus uns unerklärbaren Gründen, deren unheilvolle Zwiespältigkeit er aber in seiner eigenen Persönlichkeit fühlte, in einem gemeinsamen Staatsverband mit vielen Reibungen zusammenzuleben gezwungen waren. Als mich der Weltkrieg im Jahre 1915 nach der belgischen Hauptstadt verschlug, habe ich mich nach ihm erkundigt und erfahren, daß er schon in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 den Tod als Soldat der belgischen Armee gefunden hatte.

In Erinnerung ist mir dann noch besonders der Sohn eines Baumwollpflanzers aus dem Süden der Vereinigten Staaten von Nordamerika geblieben. Er korrigierte in temperamentvoller Weise meine bisherige Schulauffassung von dem idealen Leben im „freiesten Lande der Welt". So nahmen wir hier und da etwas auf von dem vielfältigen und weitverschlungenen Bild des Weltgeschehens, seiner Triebkräfte und seiner Hintergründe. Gewiß waren wir nicht immer imstande, auch nur annähernd das uns in so reichem Maße Dargebotene zu verarbeiten, aber es verlockte uns doch, zu versuchen, in einzelne Dinge, die besonders zu unserem Gemüte sprachen, tiefer einzudringen. Ich begann sehr viel zu lesen und gab mir Mühe, über das, was ich gelesen hatte, meine eigenen Gedanken fortzuspinnen.

Eines Tages führte mir der Zufall einen etwa zwanzigjährigen Russen über den Weg, von dem deshalb ein gewisser Nimbus ausging, weil man sich im Kreise meiner Kameraden erzählte, daß er ein besonders interessanter Mensch sei. Er sei trotz seiner jungen Jahre politischer Flüchtling und lebe nun hier in Wiesbaden schlecht und recht bei irgendwelchen Verwandten. Mir schien die Gelegenheit günstig, nun endlich auch einmal etwas Näheres über dieses große und mächtige Reich zu erfahren, dessen Glanz und Größe uns wie der Klang einer rauschenden Ballade erschien. Mein Großvater hatte ja dort in diesem unermeßlichen Lande sein halbes Leben zugebracht. Durch ihn wußte ich etwas von der Großartigkeit des russischen Lebens in seinen führenden Schichten, dessen Vertreter wir überdies jahraus, jahrein in herrlichen Galakutschen an uns vorüberziehen sahen. Nun jedoch schlug dieser junge Russe, der ein politisches Asyl bei uns gefunden hatte, andere Blätter aus dem Buche seiner Heimat vor meinen Augen auf. Er stampfte mit bösen Worten alles in Dreck und Boden, was wir bisher angestaunt

und bis zu einem gewissen Grade bewundert hatten. Die reichen und die adligen Russen, die wir hier promenieren sähen, sagte er, seien insgesamt Schurken, die sich vom Schweiße des russischen Bauern mästeten und die verdienten, samt und sonders mit Dynamit in die Luft gesprengt zu werden. Das ganze Rußland sei eine einzige große Eiterbeule, über deren Pestilenz man die Welt aufklären müsse. Irgendetwas an den vielen und immer neu variierten Ausführungen des Russen mißfiel mir. Ich fühlte, daß ihm sicher nicht so sehr viel daran lag, dem russischen Volk geholfen zu sehen, daß er ihm im Grunde genommen gar keine bessere Zukunft wünschte, sondern daß er von einem großen Haß gegen alles Russische beseelt war, der mir, wenn ich mich in seine Lage versetzte, ganz unbegreiflich erschien. Beiläufig entschlüpfte dem Russen die Äußerung, daß er Jude sei, und nun fühlte ich plötzlich, was es war, das mich an ihm so befremdet hatte, ohne daß ich die Art dieser Empfindung hätte recht in Worte fassen können. Heftig unterbrach ich die weiteren Schilderungen des Erzählers, indem ich einwarf, wenn er Jude sei, so brauche er sich über die russischen Zustände doch gar nicht so sehr zu ereifern. Die Wirkung meiner Worte war für mich verblüffend. Der russische Jude wurde regelrecht wütend, brach den weiteren Diskurs ab mit den Worten: nun erkenne er, daß ich auch einer von diesen verfluchten Antisemiten sei, wie er ihnen in Deutschland zu seinem Leidwesen schon öfter habe begegnen müssen. Diese Antisemiten seien eine Schmach für unsere aufgeklärte Zeit, wir seien auch nicht besser als die russischen Henkersknechte und verdienten infolgedessen auch nicht besser behandelt zu werden. Damit verschwand er und beehrte mich seitdem nie mehr auch nur seines Grußes.

Man wird sich über die Antwort, die ich dem Juden gab, wundern. Für die heutige Zeit bedeutet sie eine Selbstverständlichkeit, aber vor dreißig Jahren war es durchaus ungewöhnlich, daß jemand überhaupt einen Unterschied zwischen einem Juden und einem Nichtjuden machte. Die Juden galten im allgemeinen als die sogenannten jüdischen Mitbürger desjenigen Landes, in dem sie ansässig waren oder dessen Sprache sie beherrschten. Die Rassenkunde steckte in den Kinderschuhen, wurde von der Wissenschaft nicht ernst genommen und von den Gebildeten als „unseriös" abgetan, sofern man sich überhaupt die Mühe machte, über derlei Dinge ein Wort zu verlieren. Aber auch in diesem Punkt hat es das Schicksal gewollt, daß ich in der fast einzigen Gegend des damaligen

deutschen Reiches meine Entwicklungsjahre durchmachte, in der die Judenfrage seit Generationen zur Bewußtheit breiter Volksschichten gelangt war und sogar einen Gegenstand des täglichen Lebenskampfes bildete.

Der Rhein, die große Völkerstraße, der Mittelpunkt eines politischen Kraftfeldes von immer wieder sich erneuernder Spannkraft, hat schon sehr früh die ersten Juden an seinen Ufern gesehen. Bekanntlich hatten sich, schon lange vor der Zerstörung Jerusalems durch den römischen Kaiser Titus, Juden in allen Verkehrszentren des Mittelmeeres festgesetzt und bildeten bereits im Rom der Antike eine Plage, die zur Zersetzung und endlichen Vernichtung der römischen Weltherrschaft ein starkes Maß beigetragen hat. Immer bestrebt, niemals den Anschluß zu verpassen, wenn es galt, irgendwelche Handelsgeschäfte mehr oder weniger zweifelhafter Art zu machen, hingen sie sich an die Züge der römischen Legionäre an. So kamen sie denn auch frühzeitig als Marketender, Geldwechsler und Sklavenhändler an den Rhein und blieben dort auch, als die Macht der römischen Kohorten in dieser Gegend wieder gebrochen war. Es ist daher kein Zufall, daß sich der älteste Judenfriedhof auf reichsdeutschem Boden in der alten Kaiserstadt Worms befindet, und weiterhin ist es auch nicht von ungefähr, daß die Dynastie Rothschild, die mit ihrem Gelde im neunzehnten Jahrhundert die Herrscherin über fast die gesamte europäische Politik, mindestens aber über alle bedeutenden Staatskabinette war, von Frankfurt am Main ihren Ausgang genommen hat. Besonders bemerkenswert ist die Rolle, die die Juden in den rheinischen Landen von Straßburg bis herunter nach den Niederlanden vom späten Mittelalter bis zu den napoleonischen Kriegen in krimineller Hinsicht spielten. Von den Zeitumständen, der Zerrissenheit und Vielfalt der Grenz- und Staatsverhältnisse sowie dem Fehlen einer straffen Reichsgewalt begünstigt, waren die Juden die Organisatoren, Drahtzieher und Hehler aller der Räuberbanden, die in jener Zeit die rheinischen Lande brandschatzten. Über einhundertfünfzig Jahre lang konnten die Juden ihr Treiben ungestraft verüben. Erstens war kein genügend starker Arm da, der ihnen Einhalt hätte gebieten können. Zweitens hatten die jüdischen Verbrecher überall ihre Hintermänner, die als Hausjuden und „Faktoren“ bei den vielen kleinen und kleinsten Souveränen, oder unter der Maske ehrsamer Kaufleute, ihnen immer wieder Beistand und Hilfe zu bieten in der Lage waren. Für den nötigen Kundschafterdienst sorgte, drittens, der jüdische Hausierhandel. Vier-

tens und endlich aber war die Korruption in den damaligen kleinstaatlichen Gebilden so groß, daß sich auch nichtjüdische Schützer und Nutznießer des jüdischen Banditenunwesens in großer Anzahl fanden. Mit welcher Frechheit diese jüdische Unterwelt am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts am Rhein auftrat, dafür sei nur ein Beispiel genannt. Wie sich anläßlich des Prozesses gegen den berühmten Schinderhannes vor dem Mainzer Sondergericht im Jahre 1803 herausstellte, hatte ein ungetreuer Amtmann in der hessischen Gemeinde Eckederoth seine gesamte öffentliche und private Autorität in den Dienst der jüdischen Sache gestellt, indem er in dem genannten Ort nicht nur jedem flüchtigen Banditen eine Freistatt einräumte, sondern dort auch eine Art Nachrichtenzentrale über alles für sie Wissenswerte unterhielt und gegen klingendes Entgelt Leumundszeugnisse, Pässe und sonstige falsche Papiere nach Bedarf ausstellte. Merkwürdigerweise hat auch einer der damaligen kleinen Souveräne, ohne es zu wollen, viel mit dazu beigetragen, der jüdischen Landplage zur Hochblüte zu verhelfen. Der letzte souveräne Fürst zu Wied, ein humaner und rechtdenkender Mann, war von den Ideen der Aufklärung, die später zur sogenannten Großen Revolution in Frankreich führen sollten, sehr stark eingenommen. Er glaubte infolgedessen, aus dem Geist der Zeit heraus etwas Gutes und Großes zu tun, wenn er in der kleinen Hauptstadt seines Ländchens, Neuwied, eine Freistätte für alle Verfolgten einrichtete. Es wird dem Fürsten dabei gewiß nur vorgeschwebt haben, daß er sich der Opfer landesherrlicher Despotie und der religiösen Intoleranz, also der wirklich „Armen und Unterdrückten" der damaligen Epoche annehmen wollte. Bald aber war die Stadt Neuwied zum Tummelplatz allen lichtscheuen Gesindels im westlichen Deutschland geworden, und der wohlmeinende Fürst wurde die Geister, die er gerufen hatte, nicht mehr los. Die sogenannte Neuwieder Bande, unter der Anführung eines Juden namens Picard, hat sich jahrelang als besonders grausam und blutdürstig einen furchtbaren Ruf erworben. Wie sehr sich das Gelichter in Neuwied zu Hause fühlte, erhellt daraus, daß die Bande in dem Städtchen einen förmlichen und wohlorganisierten Kriegszug unternahm, als es galt, einen Befreiungsversuch für mehrere Genossen zu unternehmen, die vorübergehend dort in Haft saßen. Erst das harte Durchgreifen der französischen Militärjustiz machte dem Unwesen in den Jahren 1800 bis 1810 ein Ende, so daß man sagen kann, daß dies eine der wenigen Wohltaten gewesen ist,

die die Franzosen der rheinischen Bevölkerung während ihrer Herrschaft haben angedeihen lassen.

Der Fürst zu Wied im übrigen hatte wenig Dank davon, daß er auf seinem Territorium die französischen Sprüche von der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit hatte in die Tat umsetzen wollen. Die Franzosen hausten, nachdem sie sich am Rhein festgesetzt hatten, in Neuwied genau so barbarisch wie an allen anderen Orten. Der Fürst wurde vertrieben, konnte mit Müh und Not das nackte Leben retten, seine Schlösser wurden in Schutt und Asche gelegt, Städtchen und Dörfer geplündert und ausgesogen.

Angesichts dieser Vorkommnisse und Zustände nimmt es nicht wunder, daß die Bauern am Rhein gefühlsmäßig Judengegner waren. Sie sahen seit alters her in dem Juden ihren Feind und Widersacher, dessen Treiben nur Übel und Plage für sie zur Folge hatte. Es ist deshalb auch nicht von ungefähr, daß einzig und allein im Elsaß die Bauern die volksbeglückenden Ideen der Französischen Revolution von 1789 dadurch in die Tat umsetzen wollten, daß sie sich zusammentaten und in einem Volkssturm eine Anzahl ihrer jüdischen Aussauger und Unterdrücker totschlugen. In späterer Zeit waren freilich die Methoden der Juden auch im Rheinland andere und zivilisiertere geworden. Sie verlagerten jetzt ihre Raubzüge auf das wirtschaftliche Gebiet. Der allgemeine Schlendrian und das Versagen der Staatsführung trieb die Bauern den jüdischen Geldverleihern zu. Es dauerte nur ein paar Jahrzehnte, da war es soweit gekommen, daß ganze ehedem wohlhabende Bauerndörfer nur noch dem Namen nach den Bauern gehörten, in Wirklichkeit waren ein oder zwei Juden hier die eigentlichen Herren. Sie hielten den einzelnen Bauern in wucherischer Schuldknechtschaft, und nur durch jüdische Vermittlung vermochte der Bauer überhaupt noch mit der übrigen Umwelt wirtschaftlich zu verkehren. Der Jude war es, der die oft schon auf dem Halm gepfändete Ernte verkaufte, das heißt an Rassegenossen verschleuderte, und er bestimmte, ob und zu welchem Preise der Bauer ein Stück Vieh veräußern durfte. Es hat nicht an Versuchen einzelner verantwortungsbewußter Regierungsbeamter gefehlt, diese zum Himmel schreienden Zustände abzuändern. So gründete zum Beispiel die damalige nassauische Regierung in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein — übrigens heute noch bestehendes — gemeinnütziges Kreditinstitut, dessen Zweck es sein sollte, durch Gewährung billiger

Kredite die Bauern nach und nach aus dem Würgestrick des jüdischen Wucherers zu befreien. In Einzelfällen haben diese und ähnliche Einrichtungen Gutes gewirkt, aber ein durchgreifender Erfolg mußte ihnen versagt bleiben, da niemand es wagte, auf den Urgrund der Sache zu gehen, das jüdische Treiben wirksam aufzudecken und die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Auch hier mußte erst eine Persönlichkeit aufstehen und unter rückhaltlosem Einsatz, auch auf die Gefahr der Selbstvernichtung hin, gegen den jüdischen Geist auftreten und Vorschläge zur praktischen Durchführung der dumpf und unklar von den Massen gefühlten antisemitischen Idee machen. Dieser Mann der Stunde war Dr. Otto Böckel. Als junger Privatdozent an der Marburger Universität war er zur Erforschung bäuerlichen Brauchtums durch das hessische Land und seine angrenzenden Gebiete gezogen. In jedem Hof, in jeder Hütte, die er betrat, sah er das gleiche Bild: die Bauern, die nur noch Knechte in der Fron eines Juden waren. Man kann sich heute kaum noch vorstellen, welch ein Mut dazu gehörte, damals um das Jahr 1885 herum, als der junge und völlig unbekannte Dr. Böckel, ganz auf seine eigene Kraft und seinen Idealismus gestellt, den Juden einen unerbittlichen Kampf ansagte und sich diesen Kampf unter Verzicht auf seine weitere akademische Laufbahn zur Lebensaufgabe machte. Wenn auch sein Auftreten und sein Kampf nur eine örtlich begrenzte Wirkung hatten, ist Dr. Böckel doch der erste neuzeitliche Rufer im Streit gegen die jüdische Weltpest auf deutschem Boden geworden. Dabei ließ er es nicht bei Rede und Aufklärung bewenden, er gründete bäuerliche Genossenschaften als Selbsthilfeorganisation des Landes gegen die wirtschaftliche Übermacht der Juden, und er kann den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, durch die Organisierung judenfreier Viehmärkte und anderer ähnlicher Maßnahmen den untergehenden hessischen Bauern aus den Klauen der Juden herausgerissen zu haben. Eine große politische Bewegung vermochte Böckel indessen nicht zu entfachen, wenn es ihm auch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gelang, als erster und lange Zeit einziger antisemitischer Abgeordneter seinen Einzug in den Reichstag zu halten, was damals unter dem zu dieser Zeit herrschenden Wahlrecht besonders schwierig war. Auf alle Fälle gab Böckel, „der hessische Bauernkönig", wie er genannt wurde, der Judenfrage in Westdeutschland auf Jahrzehnte hinaus Ansporn und Richtung. Beschimpft und befehdet von seinen Widersachern, stand er immer wieder

im Mittelpunkt leidenschaftlicher Diskussionen, die ihre Wellen auf- und abebbend weit ins Land hineintrugen.

Bei dem tiefen und aufgeschlossenen Sinn, den die Jugend jeder Art von Heldenverehrung entgegenbringt, war für uns Jungen Dr. Böckel und der Kampf seiner wenigen Mitstreiter ein Ideal, das wir tief in unser Herz einschlossen. Wir waren Antisemiten, fast ohne daß wir das selber gewußt hätten. Und was mich persönlich betrifft, so waren die Dinge, die ich in meiner nächsten Umgebung selber beobachten konnte, ganz dazu angetan, meiner Einstellung in bezug auf die Juden weitere Nahrung zu geben. Der letzte Wohnort meines Vaters, Bad Schwalbach, hatte um das Jahr 1910 rund 2500 Einwohner. Darunter waren fast 300 Juden, also ein Prozentsatz, der sogar den der jüdischen Metropole Frankfurt am Main überstieg. Während meiner Zeit auf der Schwalbacher Mittelschule hatte ich naturgemäß eine ganze Anzahl jüdischer Mitschüler. Zunächst war ich nicht geneigt, in ihnen etwas Besonderes oder Andersartiges zu erblicken, wenn es mir auch störend auffiel, daß sie sich um unseren Sonntag gar nicht kümmerten und statt dessen zum Zwecke ihrer Sabbatfeier am Sonnabend dem Schulunterricht fernblieben. Aber bald sah ich tiefer. Ich sah sie allsonnabendlich von allen Richtungen her auf den Straßen des Städtchens zu ihrer Synagoge pilgern. Auf einmal waren mir da die sonst durch den täglichen Umgang in der Schule vertrauten Judenknaben fremd und unheimlich zugleich, wenn sie, uns Christen keines Blickes würdigend, mit niedergeschlagenen Augen, plötzlich mit langen unkindlichen schwarzen Schoßröckchen und steifen runden Kopfbedeckungen angetan, an der Seite ihrer zylindertragenden Väter einherstolperten. Neugierig fragte ich eines Tages in der Schule einen der Juden, was sie denn eigentlich in ihrer Synagoge machten und ob ich nicht einmal an einem ihrer Gottesdienste des Interesses wegen teilnehmen könne. Der Jude war über dieses Ansinnen geradezu bestürzt und wies es weit von sich. Das sei ganz und gar unmöglich! Da ich schon öfter als Evangelischer nicht nur die katholische Kirche betreten, sondern auch katholischen Klassenkameraden bei der Bedienung der Blasebälge für die Orgel freundschaftlich geholfen hatte und so auf diese Weise auch mehrfach Zeuge katholischer kultischer Handlungen gewesen war, verblüffte mich die schroffe Haltung des Juden außerordentlich, und ich dachte über diese Besonderheit eifrig nach. Nun kam ich der Sache Schritt für Schritt immer näher. Ich

sah, wie die Juden sich mit einer Art hochmütiger Selbstgenügsamkeit bewußt und freiwillig unter sich hielten und sich damit nicht nur in ihrer Religion, sondern in ihrem ganzen Wesen als etwas für uns Fremdes zu erkennen gaben. Wie kamen die jüdischen Schüler dazu, in den Schulpausen die Köpfe zusammenzustecken und sich in einer Art Geheimsprache zu unterhalten, die mit hebräischen Worten und Sätzen durchsetzt war? Warum sah ich im weiten Umkreise des Städtchens keinen Pflug auf dem Felde und keine Axt im Walde von jüdischer Hand geführt werden und keinen jüdischen Handwerker, so fragte ich mich. Und warum saßen die Juden stattdessen ausschließlich im Viehhandel, im Handel mit Landesprodukten, landwirtschaftlichen Geräten und Maschinen?

Ich beschloß nun, möglichst ganz hinter diese mir so geheimnisvoll und abseitig scheinenden Dinge zu kommen und las über die Judenfrage, was ich erreichen konnte. Bald sah ich dank der Aufklärungsschriften des Boeckelschen Kreises, ausgezeichneter Druckhefte wie des von Theodor Fritsch herausgegebenen „Hammer" und einiger rassekundlichen Arbeiten, die mir zufällig in die Hand gerieten, so klar, wie es für einen Sechszehnjährigen mitten in der Umwelt der diesen Fragen abholden Vorkriegsdeutschlands nur sein konnte. Zum großen und richtunggebenden Erlebnis aber sind mir Houston Stuart Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhundert" geworden, die ich immer wieder zur Hand nahm und die mir vor allem auch wegen der edlen Einprägsamkeit ihrer Sprache zu einem untilgbaren Erlebnis geworden sind.

Natürlich ging diese innere Entwicklung nicht in solch gerader Linie vor sich, wie es jetzt erscheint, wenn man auf die Dinge zurückblickt. Insbesondere warf mich meine unausrottbare Neigung, keine Gelegenheit zu einem dummen Streich zu versäumen, immer wieder bedauerlicherweise von der Bahn der Tugend. Als Entschuldigung mag dienen, daß man in der Tat im damaligen Wiesbaden den Eindruck haben konnte, die Welt bestehe nur aus Leuten, die nichts anderes zu tun hätten, als die Kunst des Nichtstuns zu pflegen. Die alten, schon den Römern als Aquae Mattiacae bekannten Heilquellen erlebten zu dieser Zeit die Hochkonjunktur einer seither nie mehr erreichten Blüte, und die kleineren Trabanten, die Badeorte Homburg, Ems, Schwalbach, Schlangenbad, empfingen gleichfalls ihr Teil von dem Licht, das von dem Zentralgestirn Wiesbaden ausgestrahlt wurde. Die wenigsten Besucher waren Kranke. Vielmehr war es modemäßig in der sogenannten „guten Gesellschaft"

einfach zum dazugehörigen „guten Ton" unerläßlich, im Herbst oder Frühjahr ein paar Wochen möglichst glanzvoll an einem dieser Badeplätze zu verbringen. Ein Fest reihte sich an das andere. Gestern war die feierliche Einholung eines ausländischen Potentaten, der die Stadt mit längerem Kuraufenthalt beehrt. Heute ist große Auffahrt am Kurhaus zu Venetianischer Nacht und Ball im Freien. Morgen wird draußen im Nerotal Wagenkorso sein mit Blumenschlacht und Musik an allen Ecken.

Heute aber, — heute stecke ich mit vielen anderen Zaungästen die Nase durch das Parkgitter, sehe die Rasenflächen unter den herrlichen, hohen Bäumen, die noch der alte Herzog Wilhelm hat pflanzen lassen, im bunten bengalischen Feuer glühen und bestaune die geputzten Menschen, die sich da bewegen. Die Herren haben würdige schwarze oder dunkelgraue Anzüge an, hohe steife Stehkragen, tragen Spazierstöcke mit Elfenbeinknäufen in den weißbehandschuhten Händen und auf dem Kopf feierliche runde Hüte oder stumpfe Halbzylinder. Die Damen sind alle von vornehmer Blässe, denn sonnengebräunte Haut wäre unfein, weil sie die Bäuerinnen und die Landmädchen von berufswegen haben; eine wirkliche Dame fährt immer im Wagen und trägt, wenn sie schon einmal zu Fuß geht, einen hübschen Sonnenschirm, nie darf ein Sonnenstrahl ihre pfirsichweiche Wange streifen. Auf hochgetürmten Frisuren tragen sie ein abenteuerliches Federgesteck, vielleicht ist es bei näherem Zusehen auch ein Hut, um die Schultern einen flaumzarten Pelz, der sich schlangengleich um den Nacken windet und deshalb Boa genannt wird. Eine Schleppe zieht jede hinter sich her, mindestens einen Meter lang; es ist eine hohe Kunst, sich damit zu bewegen, und richtig kann man das überhaupt nur, wenn man es von klein auf bei der Mutter abgeguckt oder von der Gouvernante gelernt hat. Da sieht man denn auch gleich, was eine geborene Dame von Stand ist und wodurch sie sich von dem übrigen weiblichen Volk unterscheidet.

Das alles bewegt sich, gespreizt und zeremoniös, auf dem weiten Wiesenplan, in dessen Hintergrund beleuchtete Fontänen sprudeln, — obschon das Zwanzigste schon begonnen hat, ein Bild aus dem vorhergehenden Jahrhundert, dem Zeitalter des nun zu Ende gehenden industriellen Kapitalismus, der die Güter der Welt nur auf einzelne Wenige gehäuft hat und der, weil es ihm an geistigem Eigenleben gebricht, sich an die Formen längst verklungenen höfischen Zeremoniells des Rokoko nachäffend klammert.

Wir Zaungäste beschweren uns mit derlei Gedanken nicht, schon weil wir ja gar nicht fähig wären, sie zu fassen. Wir stehen selber mitten in dieser Zeit und betrachten das bunte Schauspiel wie etwas, das eben zu uns gehört wie die Luft, in der wir atmen. Höchstens kichert man verstohlen über die eine oder die andere Figur, die einem doch gar zu komisch vorkommt, wie zum Beispiel die unförmig dicke, wie eine alte Segelfregatte aufgetakelte polnische Gräfin, die jetzt eben, von einem Lampion blaurot angestrahlt, am Arm eines jungen Galans daherrollt, anzusehen, als müsse sie im nächsten Augenblick der Schlag treffen. Sie kommt alle Jahre nach Wiesbaden, regelmäßig wie die Schwalben, aber der Galan ist ebenso regelmäßig jedesmal ein anderer. „Es wird's eben keiner länger bei ihr aushalten", — meint ein biederer Mann aus dem Volke hinter mir. Der Jetzige sähe auch schon „ganz mitgenommen" aus, man merke ihm an, wie schwer er „sein Brot" bei der dicken Maruschka „verdienen" müsse.

Man lacht gutmütig über den nicht böse gemeinten Witz, und ich lache mit, wenn ich ihn auch nur halb verstanden habe. Es ist alles so leicht, so fröhlich, die Fremden bringen Geld in die Stadt, und um die dunklen Stellen in dem heiteren Gemälde dieses Daseins kümmert sich kaum jemand. Selten hört man eine unmutige Bemerkung, ein böses Wort über „die Kapitalisten, diese Blutsauger". Sicher ist es dann einer jener fürchterlichen Menschen, einer von diesen Anarchisten; erst unlängst haben diese Banditen die Kaiserin von Österreich erstochen, als sie harmlos am Genfer See spazierte. Wie gut, daß das nicht bei uns passiert ist, die Katastrophe für den Fremdenverkehr wäre gar nicht auszudenken!

Daß bei all diesem Trubel und der ständigen Rücksichtnahme auf die Fremden die Bevölkerung nicht, wie leider an vielen Orten in der Welt, dauernden charakterlichen Schaden genommen hat, verdankt sie der bekannten hessisch-nassauischen Ruhe und Gelassenheit, die oft allerdings in Eigensinn und Dickköpfigkeit übergeht. Man ließ sich durch den Fremdenbetrieb niemals aus der Ruhe bringen und vertrat ihm gegenüber den Standpunkt, der in dieser Hinsicht auch derjenige meines Vaters war: er nahm in unerschütterlichem Gleichmut den Fremden das Geld ab, das ihnen so locker in den Taschen saß, belächelte insgeheim ihre Marotten und, wo es am Platze war, verachtete er sie gründlich.

Eines Sommers wohnte in unserem Hotel der Oberhofzeremonien-

meister Seiner Majestät des Zaren aller Reußen, Exzellenz Miatleff. Man kann sich denken, welch ein großartiger Herr das war und wie er entsprechend aufzutreten wußte. Eines Morgens kam eines unserer Zimmermädchen, das bei Seiner Exzellenz den Dienst versah, heulend zu meinem Vater gelaufen. Der vornehme Russe hatte ihr eines kleinen Versehens wegen mit einem nassen Handtuch mehrmals hintereinander ins Gesicht geschlagen. Er war mit dem Mädchen eben umgesprungen, wie er es mit dem Gesinde in seiner Heimat gewohnt war. Heute sehe ich noch die steile Zornesader auf der Stirn meines Vaters anschwellen. Er begab sich sofort zu dem Russen aufs Zimmer und bat diesen sehr höflich, aber auch ebenso bestimmt, er möge sich unverzüglich nach einem anderen Logis umsehen. Seine Exzellenz hatte derartiges nicht erwartet. Trotz vielen Lamentierens und Parlamentierens blieb mein Vater fest, der Russe mußte ausziehen.

Wiesbaden hatte damals vier höhere Schulen. Nachdem mich die eine dieser Anstalten wegen der Affäre „Mattiaca" in Ungnaden entlassen hatte, hatte mich eine zweite nicht ohne Überwindung einiger Schwierigkeiten und letztlich wohl nur deshalb, weil mein Onkel schon Schüler des alten Direktor gewesen war, in ihre Mauern aufgenommen. Ich hätte nun allen Grund gehabt, dieses Entgegenkommen zu würdigen und mich entsprechend aufzuführen. Leider stand allen meinen diesbezüglichen löblichen Vorsätzen die Tatsache im Wege, daß ich, dem Zug der Zeit gehorchend, nun auch durch Besuch einer Tanzstunde in den feineren Sitten und Umgangsformen dieser Welt Fortschritte machen sollte. Das war mein Verhängnis. Die Tanzstunde zwar war eine sehr harmlose Angelegenheit. Sie war mit Anstandsunterricht verbunden, und wir lernten unter sicherlich sehr sachkundiger Leitung zierliche Kratzfüße machen, einer jungen Dame ein Glas Selterwasser holen, ohne mitsamt diesem unterwegs der ganzen Länge nach auf das Parkett zu schlagen und was dergleichen Dinge mehr sind. Eine besondere Atmosphäre, die das in Massen auftretende weibliche Element doch eigentlich hätte mit sich bringen müssen, habe ich bei den Tanzstundenabenden nicht verspürt, was vielleicht daran liegen mag, daß ich dem Tanzen nie einen besonderen Geschmack habe abgewinnen können. Was hat es für einen Zweck und für einen tieferen Sinn, ein weibliches Wesen, das einem mehr oder weniger gleichgültig ist, in die Arme zu nehmen, um mit ihm in einem hell erleuchteten Saale sich unentwegt unter dem Kronleuchter herumzudrehen? So-

fern man aber ein weibliches Wesen in seine Arme schließt oder schließen will, das einem nicht gleichgültig ist, kann man dies meiner Ansicht nach in bedeutend sinnvollerer Weise auf andere Art und an anderer Örtlichkeit tun.

Den Schluß unseres Tanzkurses krönte ein Abschiedsball. Zu ihm waren auch, um der Veranstaltung mehr Bedeutung und einen größeren Rahmen zu geben, Gäste, Verwandte, Bekannte und Freunde des eigentlichen Teilnehmerkreises eingeladen. Dabei führte mir nun der Zufall eine junge Amerikanerin über den Weg, die, wenn ich mich recht erinnere, bei den Eltern einer unserer Tanzstundendamen als Pensionärin weilte, um sich auf diese Weise in ihren deutschen Kenntnissen zu vervollkommnen. Hier hatte ich bald Gelegenheit, meine Theorie vom Wert oder Unwert öffentlicher Tanzbelustigungen in der Praxis auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Und siehe da — sie stimmte. Die kleine Amerikanerin legte gleich mir nur kurze Zeit Wert darauf, sich dem grellen Licht des Saales auszusetzen, und bald vertauschten wir diesen Aufenthaltsort mit einer Bank in einer öffentlichen Grünanlage, die keinerlei störendes Übermaß an künstlichen Lichteffekten aufwies.

Diese harmlose Begebenheit führte angesichts des in Äußerlichkeiten strengen sittlichen Standpunktes der damaligen Gesellschaft zu einem gewaltigen Skandal. Unverhofft kam ich im Kreise meiner Gefährten in den Ruf, ein heimlicher, aber darum nicht minder gefährlicher Lebemann zu sein. Selbst aber, wenn mir das besondere Ansehen, das ich damit in einigen Kreisen der Stadt errang, ein Trost gewesen wäre, hätte es mich nicht darüber hinwegbringen können, daß ich nunmehr, und zwar innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit zum zweiten Male, von der Schule entfernt wurde. Das war mir aus zwei Gründen recht peinlich. Einmal steuerte ich nun bereits meinem Abiturientenexamen zu, und ich hatte schon allerhand Pläne darüber in meinem Kopf gewälzt, welchen Beruf ich ergreifen solle; zum andern bekümmerte es mich tief, daß ich meiner Mutter diesen Verdruß machte, die es an und für sich recht schwer hatte, da mein Vater vor nicht allzu langer Zeit verstorben war und sie nun als Witwe und alleinstehende Frau die ganze Last und Verantwortung des bislang väterlichen Geschäftes auf sich hatte nehmen müssen. Es kostete viel Mühe und auch viele gute Vorsätze von meiner Seite, um mir nach unendlichen Schreibereien mit dem Provinzialschulkollegium die Aufnahme in einer dritten Unterrichtsanstalt zu ermöglichen.

So kam der Frühsommer 1914 ins Land. Die Kunde von dem Attentat in Serajewo, das als äußerer Anlaß auf Jahrzehnte hinaus die Welt in Blut, Tränen, Unrast und Umsturz stoßen sollte, wurde von uns naturgemäß in seiner Tragweite nicht erkannt. Wie hätte man das auch von uns Zwanzigjährigen verlangen können, wo doch selbst die gewiegtesten Staatsmänner sich über die gewaltigen Folgen dieses Ereignisses nicht klar waren? Auf den hübsch gelegenen Plätzen der Bad Schwalbacher Kurverwaltung rollte gerade ein Tennisturnier ab. Da die Sommerferien vor der Tür standen, nahm ich daran teil und hatte gute Hoffnung, in der Klasse der Jugendlichen mindestens einen Ermunterungspreis davonzutragen. Das Turnier ist nie zu Ende gespielt worden. Nach und nach, zuerst unmerklich, dann immer größere Lücken reißend, verschwand eine ganze Reihe der Teilnehmer auf Nimmerwiedersehen. Zuerst waren es die Russen und die Amerikaner, die in Anbetracht ihrer langen Reisewege es vorzogen, Deutschland zu verlassen. Dann folgten ihnen die Engländer und die Franzosen. Schließlich fehlten eines schönen Morgens fünf deutsche Turnierteilnehmer. Sie waren alle Reserveoffiziere, und man munkelte, sie wären plötzlich militärisch einberufen worden und deshalb Hals über Kopf abgereist. Jetzt merkten wir, daß es Ernst werden würde. Als ich am zweiten August von einem längeren Spaziergang zurückkehrte, hörte ich von ferne zu ganz ungewohnter Stunde sämtliche Glocken läuten. Das Städtchen war von aufgeregtem Leben erfüllt. Der Krieg war erklärt und damit für mich die Zeit meiner Jugend abgeschlossen. Noch einmal kamen wir alle, die Freunde und Klassenkameraden, in der Aula unserer Schule zusammen. Der Direktor hielt uns eine bewegte Rede, in der er uns eröffnete, wir hätten, falls wir uns als Freiwillige zum Eintritt in das Heer melden wollten, Gelegenheit, unser Abiturientenexamen sofort, das heißt ein halbes Jahr früher als vorgesehen, und nach dem bisherigen Stande unserer Kenntnisse abzulegen. Auch ich machte hochgemuten Herzens von dieser Möglichkeit Gebrauch. Dann riß das große Weltgeschehen den Kreis meiner Kameraden auseinander, und die meisten von ihnen habe ich nie mehr wiedergesehen.

*

Viereinhalb Jahre lang diente ich dem Vaterlande mit der Waffe in der Hand. Immer an der Westfront und zweimal verwundet, ging

ich durch die Hölle von Verdun, war an der Somme und in der Flandernschlacht. Es ist nicht meine Absicht, über all dies eine zusammenhängende Darstellung zu geben. Ich will nur ein Erlebnis herausgreifen, das mir besonders aus dieser Zeit im Gedächtnis haften geblieben ist und von dem ich annehme, daß es nach der Seite des Tatsächlichen hin sowie in seinem Stimmungsgehalt für das Kriegserleben der Jahre 1914 bis 1918 allgemeingültig ist.

Am 21. Februar 1916 hatte unser Artillerieregiment den Beginn des Sturmes auf Verdun mitgemacht. Wir hatten unter erheblichen Verlusten den Caures-Wald durchschritten, das dahinterliegende Dörfchen Beaumont einnehmen helfen und hatten schließlich den Höhenrücken von Louvemont erklommen, wo es nicht mehr weiterging. Wir blieben vierzehn Tage oben und bluteten uns langsam aus. Mitte März wurden wir endlich abgelöst. Von unseren vier Geschützen waren zwei unbrauchbar geschossen, unser Pferdebestand war auf die Hälfte der Sollstärke zusammengeschmolzen. Dreiviertel der alten Kameraden der Batterie waren nicht mehr bei uns. Sie waren tot oder verwundet oder lagen mit schweren ruhrartigen Erkrankungen in den Lazaretten. Denn das Wetter, das viel am Mißlingen der Offensive schuld hatte, war immer schlechter geworden. Es war naßkalt; Regen, Nebel und Schnee wechselten mit Nachtfrösten einander ab. Die ersten acht Tage des Unternehmens hatten wir ständig in schlammigen Löchern hockend neben unseren Geschützen im Freien kampiert. Viele Kameraden waren diesen Strapazen in Verbindung mit den täglich neuen, nervenaufreibenden Kampfhandlungen körperlich trotz besten Willens nicht gewachsen gewesen.

So zogen wir Überlebenden nach vollzogener Ablösung freudigen Herzens aus der Kampfzone heraus, die für uns alle eine wahrhafte Hölle gewesen war. Wir freuten uns wie die Kinder, als wir im Hinterland den ersten Kirschbaum zaghaft seine zarten Blüten entfalten sahen. Wir lächelten wie im Traum, als neben uns an der Straße eine Lerche ihr Jubellied dem Himmel entgegentrug, und wir nahmen schließlich mit besonderem Vergnügen den Befehl entgegen, daß wir uns eine Weile ganz tief in der Etappe ordentlich ausruhen dürften. Unser Ruhequartier hieß Charency-Vezin. Zwei Dörfchen, nahe beieinander gelegen, mit einer gemeinsamen Bahnstation, entzückend in eine Wiesenmulde gebettet. Die Landschaft erinnerte an die Ausläufer der Höhen meiner Heimat, den Taunus.

Ich war mit zwei Kameraden der Batterie um mehrere Stunden vorausgeritten, um Quartier zu machen. Der erste Mensch, der mir am Dorfeingang über den Weg lief, war mein Schulkamerad Franz Lange, den ich seit Kriegsbeginn nicht gesehen hatte. Als ich ihn anrief, erkannte er mich zunächst gar nicht wieder, denn die drei Wochen Verdun waren nicht ganz spurlos an meinem Äußeren vorübergegangen. Dann aber war die Freude um so größer, das Quartiermachen ging unter „Fränzchens" ortskundiger Anleitung sehr schnell vonstatten, und ein frischer Trunk in der Ortskantine entfachte die Lebensgeister zu neuem Mut. Am Nachmittag rückte die Batterie ein, und mein Dienst war fürs erste beendet. Ich legte mich auf eine Strohschütte und schlief wohlgezählte achtzehn Stunden ohne Unterbrechung.

Vierzehn Tage blieben wir in Charency. Wir bekamen zwei neue Kanonen, neue Pferde und Mannschaftsersatz. Wir exerzierten fleißig und brachten unsere Sachen instand; in der freien Zeit gingen wir viel spazieren. Das Wetter war gut geworden, und nun klammerten wir uns an jeden Augenblick, den uns der Frühlingssonnenschein schenkte, denn wir ahnten, daß dieses Idyll nur von sehr kurzer Dauer sein würde. Und plötzlich geschah es auch, wie wir es im Grunde genommen alle erwartet hatten; der Abmarschbefehl kam, kurzfristig und schnell wie immer, ein Blitz aus heiterem Himmel. Was wir aber alle nicht ahnen konnten, war dies: wir wurden zum zweiten Male bei Verdun eingesetzt.

Nun zogen wir die Straßen zurück, die wir vor zwei knappen Wochen so frohgemut heranmarschiert waren. Im Morgengrauen erreichten wir die uns zugewiesene Stellung, glücklicherweise ohne Verluste. Die Stellung lehnte sich an einen alten französischen Reservegraben an, und als es hell wurde, sahen wir, daß wir uns nun kaum einen Kilometer südlich unserer alten Stellung befanden, in der wir so viel Bitteres hatten erleben müssen. Als wir diese Situation erkannten, gab es nicht einen unter uns, der nicht einen Augenblick den Kopf hängen ließ.

Freilich sorgte der Franzose sehr bald dafür, daß wir trüben Gedanken nicht lange nachhängen konnten. Die Feuertätigkeit wurde sehr munter, sie erreichte am Nachmittag ihren Höhepunkt und ebbte erst in den frühen Morgenstunden des anderen Tages zum üblichen gegenseitigen Störungsfeuer ab. Es dauerte drei Tage, bis der Feind auf unsere neu eingesetzte Batterie aufmerksam wurde. Am Gründonnerstag merkten wir, daß zwei feindliche Batterien, eine leichte und eine mittelschwere,

sich auf uns einschossen. Zwei Kameraden, die hinter der Batterie Telephonkabel verlegten, wurden verwundet.

Regnerisch und trüb dämmerte der Karfreitag herauf. Wir kochten gerade Kaffee. Unsere Unterstände hatten wir so gut ausgebaut und verstärkt, wie es die in der alten französischen Stellung vorgefundenen Materialien zuließen. In der Hauptsache hatten wir die stabilen, hölzernen französischen Artilleriemunitionskisten, die etwa die Größe eines Reisekoffers haben, mit Erde gefüllt und als Schutzwälle vor und über unseren Unterständen aufgetürmt. So achteten wir wenig darauf, daß die beiden feindlichen Batterien ihr Einschießen vom Vortage mit ein paar bösartig in der Nähe krachenden Salven wirkungsvoll fortsetzten. Auf einmal, mit dem Glockenschlage acht Uhr, erhob sich in den Lüften über uns ein gewaltiges Rauschen und Orgeln. Anscheinend vermuteten die Franzosen viel mehr Artillerie in der Nähe unserer Stellung als tatsächlich vorhanden war. Schuß um Schuß, hier und da durch eine nervenzerreißende Pause von zwei oder drei Minuten unterbrochen, hämmerte auf unsere Stellung herunter. Wir hockten in unseren Unterständen wie Kinder im Gewitter. Wir hofften Stunde um Stunde, daß das Feuer nachlassen würde. Aber die Kanonade ging mit unverminderter Heftigkeit fort. Sie dauerte bis zum Abend. Die Nacht hindurch raste mit sekundengenauem Abstand alle drei Minuten ein Schuß in unsere Batterie hinein. Am Karsamstag, wieder pünktlich um acht Uhr, begann das Trommelfeuer von neuem. Und das höllische Spiel ließ auch am Ostersonntag nicht nach. Erst am Ostermontag, genau um zwölf Uhr, hatte das Feuer ein Ende. Immerhin hatten wir bei der ganzen Geschichte noch ein ziemliches Glück. Unsere Stellung befand sich derart an einem dem Feind abgewendeten Hang, daß der größte Teil der Schüsse dicht vor unserer Stellung hängenblieb oder aber ein paar Meter hinter unseren Unterständen in eine kleine Mulde fuhr.

So verbrachten wir unser Osterfest im Jahre 1916. Wir saßen eng zusammengekauert in unseren kleinen Bunkern und warteten drei Tage und drei Nächte auf den Schuß, der unsere kargen Deckungen zertrümmern und uns allen das Ende bringen würde. Wir hofften alle nur, daß dies Ende, wenn es nun schon einmal sein mußte, möglichst schnell und schmerzlos über uns kommen möge. Nie werde ich diese langen und bangen Stunden vergessen, in denen, ohne große Worte and Phrasen, das Hohelied der Kameradschaft sich emporschwang.

Wir waren sieben Mann in unserem Unterstand, drei kriegsfreiwillige Studenten (alle drei sind im Jahre 1917 in Flandern gefallen), ein rotbärtiger Landwehrmann (ein Bauer aus Hessen namens Konrad, Vater von vier Kindern), ein aktiver Unteroffizier, der Gefreite Geins, ein Rheinhafenarbeiter aus Mainz, der sich in seinem zivilen Leben durchaus nicht des besten Rufes erfreute, und ich. Wir waren dicht zusammengerückt, als könnten wir aneinander Halt und Schutz finden. Landwehrmann Konrad hatte fast die ganze Zeit über die Augen geschlossen und die Hände gefaltet, leise bewegten sich seine Lippen. Er betete. Wir jungen Kriegsfreiwilligen sprachen leise miteinander. Und unsere Gespräche, sozusagen an der Schwelle der Ewigkeit gewechselt, sprengten den engen Raum, in dem wir uns befanden. Wir schlugen das Buch unserer Seelen auf, auch seine geheimsten Blätter. Wir erzählten uns von den Wünschen und Sehnsüchten unserer glücklichen zwanzigjährigen Jugend und holten alle uns bekannten strahlenden Sterne der Geistesheroen aller Zeiten in das dämmernde Dunkel unseres Unterstandes herein. In Erinnerung geblieben ist mir vor allem eine Betrachtung, die der Kriegsfreiwillige Müller, Student der Philosophie, darüber anstellte, wie wohl Immanuel Kant innerlich mit diesem Kriegserlebnis fertiggeworden sein würde. Von Zeit zu Zeit bebte unser Unterstand bis in seine Grundstützen hinein, und die Kerze, unsere einzige Beleuchtungsquelle, verlöschte. Dann saßen wir ein paar Minuten im Dunkeln, bis sich einer aufraffte und ein Streichholz entzündete. War aber die Stimmung trotz aller Anstrengung auf den gefährlichen Nullpunkt beginnender Verzweiflung gesunken, so war es der Gefreite Geins, der das kleine Häuflein wieder emporriß. Er erzählte Anekdoten aus seinem bewegten Leben. Diese Anekdoten waren nicht immer fein. Der gute Geins war schon mehrfach mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen, denn das rheinische Schiffermesser saß ihm locker in der Tasche, und wir alle wußten, daß sein gewalttätiges Wesen ihm schon manche Ungelegenheit bereitet hatte. Nun aber zeigte er sich als ein Mensch mit prächtigem Kern. Er erklärte dem Sinne nach in immer neuen Abwandlungen und mit mannigfachen vollsaftigen Scherzen durchsetzt, daß es gar nicht darauf ankomme, möglichst lange zu leben, sondern darauf, sein Leben so eingerichtet zu haben, daß jeden Tag und jede Stunde man sich der Schlußbilanz, wenn sie plötzlich gezogen werden müsse, nicht zu schämen brauche. Gewiß habe er, Geins, zwei Mädchen

sitzenlassen, aber für die beiden Kinder immer mit seiner Hände Arbeit gesorgt. Er habe auch einen seiner Prinzipale zum Krüppel geschlagen, aber dieser Strolch habe es nicht anders verdient.

So erzählte uns Geins, philosophierten die Kriegsfreiwilligen, betete Konrad, saß der Unteroffizier stundenlang wortlos mit zusammengebissenen Zähnen, aber alle unsere Herzen schlugen im gleichen Takt. ... Am Ostermontag krochen wir wieder aus unserem Gefängnis heraus. Wir sahen, daß ein Schuß so nahe vor uns gelegen hatte, daß der Rand des Sprengtrichters die eine Ecke unseres Schutzbaus fast berührte. Im Nachbarunterstand unserer Kameraden hatte ein Treffer den Eingang verschüttet, und zwei Mann waren verwundet. Von den drei weiteren Unterständen waren zwei ähnlich gut davongekommen wie der unsrige. Nur der letzte hatte einen Volltreffer erhalten, und von den fünf Mann der Belegschaft waren drei tot.

Wir blieben noch drei Wochen in dieser Stellung. Wir hatten noch sieben weitere Tote und rückten dann in eine ruhigere Stellung des Chemin des dames ab. Von dem „Ostersegen" von Verdun sprechen wir aber heute noch, wenn wir alten Kriegskameraden zusammenkommen.

*

Im Frühwinter des Jahres 1918 stand ich mit einem kleinen Koffer in der Hand auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin. Der Krieg war zu Ende, eine neue Welt tat sich auf, von der zwar niemand wußte, wie sie sich weiter entwickeln würde, die aber immerhin mich ebenso wie Hunderttausende von anderen vor die Frage stellte, was nun aus und mit mir werden solle. In meiner Heimat waren französische Besatzungstruppen eingerückt. Der Terror der Franzosen im Rheinland hatte begonnen und es mir geraten sein lassen, möglichst schnell von dort zu verschwinden. Handel und Wandel lagen im Westen des Reiches gänzlich danieder, und mit den neuen Herren, den „siegreichen" Franzosen, wollte ich möglichst in keinerlei Berührung kommen. Schon die Art und Weise, wie sie als Einquartierung in meinem mütterlichen Hause ihr freches Wesen trieben, hatte mir genügt. Irgendwo aber mußte ich schließlich bleiben, und so war ich denn in der Reichshauptstadt gelandet, weil ich dort wenigstens von früher her einige Bekannte hatte und etliche Beziehungen zu finden hoffte. Mit Geld war ich fürs erste dank der Vorsorge meines toten Vaters und der Opferwilligkeit meiner Mutter einiger-

maßen versehen. So setzte ich denn meinen schon vor dem Kriege gelegentlich aufgetauchten Entschluß, zu studieren, in die Tat um und bezog als Student der Nationalökonomie die Universität Berlin.

Die Reichshauptstadt machte auf mich einen niederschmetternden und trostlosen Eindruck. Man hatte das Empfinden, als werde die ganze Bevölkerung von Fieberschauern hin- und hergeschüttelt. Schon auf dem Wege vom Bahnhof geriet ich in der Nähe des Regierungsviertels in einen Demonstrationszug, der mich anderthalb Stunden festkeilte, weil aus den Seitenstraßen immer neue Demonstranten herbeiströmten. Die Teilnehmer am Zuge ließen bald irgendetwas hochleben, bald brachen sie in Niederrufe aus, ohne daß ich hätte feststellen können, welchem Zwecke die Veranstaltung eigentlich galt. Am Brandenburger Tor und auf dem Potsdamer Platz waren bei einigermaßen gutem Wetter ständig Menschengruppen versammelt, die politische Diskussionen führten. Erst später erfuhr ich, daß die Anführer derselben meist von irgendeiner politischen Partei bezahlte Agitatoren waren, deren Aufgabe darin bestand, zunächst irgendeinen Passanten in ein politisches Gespräch zu verwickeln. Die Diskussion wurde alsdann seitens des Agitators in ihrer Tonstärke derart gesteigert, daß die Vorübergehenden angelockt wurden, und bei der allbekannten Neugierde des Berliners war aus den zwei Mann sehr rasch ein großer Menschenklumpen geworden, dem alsdann der Agitator seine politische Weisheit in mehr oder weniger geschickter Form verzapfte. In den östlichen Stadtteilen war es nicht geraten, sich unter allzu starker Betonung nationalen Gefühls in diese Debatten zu mengen, denn sehr häufig mündete dann das Wortgefecht in eine Keilerei aus, die zu verhindern die Polizei nur in den seltensten Fällen in der Lage war, weil sie regelmäßig zu spät kam. Die Berliner Polizei war nämlich in einer „revolutionären" Umorganisation begriffen, die zur Hebung ihrer Schlagkraft nicht gerade beitrug. Der alte schnauzende, aber im Grunde genommen doch gutmütige Schutzmann mit der Pickelhaube war verschwunden und hatte bis auf weiteres Angehörigen einer Horde Platz gemacht, die sich „Volks- und Sicherheitswehr" nannte. Unter der Amtsbezeichnung eines Polizeipräsidenten fungierte ein vorbestraftes Subjekt namens Eichhorn. Als seine Amtsführung sogar einem Teil seiner Genossen zu bunt wurde und man ihn seines Amtes entsetzte, verschanzte er sich mit seinen engeren Anhängern im Polizeipräsidium am Alexanderplatz, von wo er mit Kanonen

und Maschinengewehren schließlich buchstäblich herausgeschossen werden mußte.

Jeden Tag gab es einen neuen Krach und irgendein politisches Durcheinander. In Sachsen, in Bayern und in Braunschweig wurde nach sowjetrussischem Muster der Versuch unternommen, selbständige und von Berlin unabhängige Räterepubliken zu gründen. Freikorps, aus alten Soldaten gebildet, machten gegen diesen Unfug, der Deutschland in kürzester Zeit atomisiert hätte, Front und retteten das einzige, was uns nach dem allgemeinen Zusammenbruch noch verblieben war, die Reichseinheit. Überall kam es zu Straßenkämpfen, auch in Berlin. Nur nach und nach traten in der Reichshauptstadt so etwas wie Ruhe und einigermaßen geordnete Zustände ein. Aber noch lange Zeit konnte ich nachts von meinem Quartier aus die Schüsse peitschen hören, die sich die Brüder eines ehedem stolzen und geeinten Volkes gegenseitig um die Ohren jagten.

Meine erste Wohnung fand ich in der Motzstraße unweit des Nollendorfplatzes. Meine Zimmerwirtin war seit kurzem Witwe, ihr Mann war im Kriege gefallen. Sie hatte eine Tochter und einen Sohn, beide etwa in meinem Alter. Hier konnte ich beobachten, wie die fürchterlichen Zeitverhältnisse eine ganze Familie auseinanderrissen und sie demoralisierten. Der Sohn geriet unter die Spartakisten, führte zu Hause ständig politische Brandreden und ließ sich bei seiner „reaktionären" Mutter bald kaum noch blicken. Die Tochter fand eine Stelle als Bedienerin in einer jener vielen Tanzbuden und Likördielen, die wie Sumpfblüten an allen Ecken aus dem Boden schossen, und war in kurzer Zeit verschollen.

Merkwürdig war, daß in einer Straße sich eine wilde Bürgerkriegsschlacht mit Gewehr und Handgranaten und ein paar Toten, die auf dem Pflaster zurückblieben, entwickeln konnte, während um die Ecke herum, nur ein paar hundert Meter entfernt, niemand davon Notiz nahm und das tägliche Leben ruhig weiter seinen Gang ging. Die Menschen waren gänzlich abgestumpft und jagten gewissermaßen als Ausgleich schalen und unwürdigen Vergnügungen nach. „Berlin halt ein, Dein Tänzer ist der Tod." Dieses Plakat klebte bezeichnenderweise eines schönen Tages an allen Litfaßsäulen. Ein paar verantwortungsbewußte Männer hatten es veranlaßt in der Hoffnung, mahnend und richtungweisend auf die Bevölkerung wirken zu können. Obwohl das Plakat sehr wirkungsvoll mit einer Berolina ausgestattet war, die von einem Toten-

gerippe im Tanz gedreht wurde, hatte es keinerlei Wirkung. Der allgemeine Taumel mußte sich austasen und sich selber aufzehren.

Wie alles in unserem geschlagenen Vaterlande, waren die Universitäten und die Studentenschaft in einer tiefgreifenden inneren Umbildung und wilden Gärung begriffen. Bis zum Jahre 1914 hatte auch in den großstädtischen Universitäten das Studentenleben einen Hauch jenes romantischen Schimmers, wie er in dem bekannten Theaterstück „Alt-Heidelberg" seinen sentimentalen Niederschlag gefunden hat. Tonangebend und das studentische Leben beherrschend, waren die Vereinigungen und Verbindungen der farbentragenden Studenten, festgefügt und organisiert in den Korps, den Burschenschaften, den Landsmannschaften und den übrigen akademischen Vereinigungen ähnlicher Prägung. Wenn auch unter sich alles andere als einig und trotz aller Unterschiede in bezug auf äußeres Auftreten, Lebensbegriffe und Ideale, hatten alle diese Verbindungen doch das eine gemeinsam, daß sie mit unsäglicher Verachtung auf jeden Studenten blickten, der überhaupt keiner derartigen Organisation angehören konnte oder wollte. Nun aber strömten Tausende von Studierenden in die Universitäten, die weder Zeit, noch Lust, noch Geld hatten, sich irgendeiner Korporation anzuschließen. Sie einfach mit dem althergebrachten Spott- und Schimpfnamen „Wilde" abzutun, ging nicht an, denn diese jungen Männer waren durch den Krieg hindurchgegangen und durch dieses Erlebnis reifer und härter geworden, als es die Studentengeneration vor ihnen im gleichen Lebensalter gewesen war. Es lag nahe, daß sich die „Wilden" nunmehr selber zu Bünden und Vereinigungen zusammenschlossen, und das geschah denn auch überall. Vielgestaltig, bunt und zerrissen, ein kleines Abbild des deutschen Landes in seiner tiefen Erniedrigung, waren diese Bünde sowohl nach ihrer Zahl als auch nach den Bestrebungen, die sie auf ihr Panier schrieben. Es war für jede Individualität etwas Passendes am Lager. Da gab es Vereinigungen, die sich dem materialistischen Zug der Zeit entsprechend darauf beschränkten, den ehemaligen Kriegsteilnehmern bei ihrem Studium wirtschaftliche Vorteile verschaffen zu wollen. Andere wiederum versuchten, durch betont primitive Lebensführung und Sichversenken in die mythischen Zeiten unserer Vorfahren dem zersetzenden Geist der Zeit entgegenzuwirken. Eine dritte Sorte glaubte, den jungen Menschen dadurch eine Richtschnur in die Zukunft geben zu können, daß sie für Theosophie und Spiritismus Reklame machten, die, wie oft nach verlorenen

Kriegen, in den Gemütern der verwirrten Menschen einen günstigen Nährboden fanden. Einmal habe ich am „Schwarzen Brett" der Universität die Fülle der dort angehefteten Einladungen und Aufrufe gezählt, die alle den jungen Studenten zum Beitritt zu irgendeiner Vereinigung aufforderten und ihm dabei das Blaue vom Himmel herunter versprachen. Es waren genau siebenundsechzig.

Die Wahl der Vorlesungen und der Dozenten, die man hören wollte, war nicht minder schwer, wenn auch deren Ankündigungen, dem guten alten akademischen Brauch entsprechend, von jedem reklamehaften Beiwerk frei waren. Aber auch hier konnte man, so oft man einen Mitstudierenden um Rat fragte, die verschiedenartigsten Meinungen hören. Eine ganze Reihe von Dozenten, so hörte man von Leuten, die es genau zu wissen behaupteten, sei zu alt und zu verkalkt, um der Jugend wirklich noch etwas bieten zu können. Andere wiederum galten als zwar aufgeschlossen und modern, standen aber in dem Ruf, verkappte Marxisten zu sein, denen das Kolleggeld hinzutragen ein ordentlicher Kriegsteilnehmer sich hüten sollte. Wie traf man in diesem Chaos das Richtige, und was war zu tun?

Viele Wochen lang bin ich durch die Universität buchstäblich hindurchgebummelt, als ob ich gar nicht dazugehörte. Da und dort naschte ich von einer Vorlesung und gab kurze Gastrollen in Arbeitsgemeinschaften, Seminaren, Instituten und Büchereien. Schließlich war ich ganz verwirrt und versuchte, dieser verfahrenen Sache durch scharfes Nachdenken beizukommen. Was die Studentenvereinigungen betraf, schien es mir am besten, einer solchen beizutreten, die in möglichst radikaler und eindeutiger Weise die Mitarbeit am Wiederaufstieg Deutschlands in ihren Statuten vorangestellt hatte. Denn da der deutsche Student seit je idealistisch und vaterlandsliebend gewesen war, würde ich sicherlich, so hoffte ich, eine Vereinigung finden, die diesen Voraussetzungen entsprach. Was aber mein Studium anbelangte, so gedachte ich, das Studieren selber gewissermaßen erst zu erlernen, indem ich Vorlesungen hörte, die die allgemeinen Grundbegriffe der Philosophie und insbesondere der Logik erläuterten und erklärten. Das, so meinte ich, würde auf alle Fälle ein solides Fundament abgeben, auf dem sich dann alles Weitere aufbauen ließ.

Nach beiden Richtungen hin erlebte ich Enttäuschungen. Bald kam ich dahinter, daß die Philosophen und die Logiker sich über die Grund-

elemente ihrer wissenschaftlichen Betätigung selber nicht im klaren waren, und später erst dämmerte es mir auf, daß man auf der Universität überhaupt nur das Rüstzeug, gewissermaßen das Handwerksmäßige, sich erwerben kann, mit dem man dann selber sich seinen Weg suchen, graben und ebnen muß. Unter den Vereinigungen wählte ich schließlich den „Deutschnationalen Studentenbund". Er war eine Art jugendlicher Ableger der Deutschnationalen Volkspartei, die sich damals als nationalradikalste der vielen politischen Parteien, dem Programm nach, am entschiedensten für die vaterländische Erneuerungsidee einsetzte. Vor allem waren es die antisemitischen Tendenzen, die mir die Deutschnationalen sympathisch machten. Hier konnte ich an die Erkenntnisse anknüpfen, die ich schon früher gewonnen hatte und die Hoffnung hegen, daß es gelingen würde, sie noch weiter zu klären und zu vertiefen. Daß es bei den Deutschnationalen mit dem Antisemitismus nicht weit her, sondern man im Gegenteil bereit war, hier gewisse Konzessionen zu machen, entfremdete mich ihnen bald wieder. Aber da es keine politische Gruppe und auch keine Studentenvereinigung gab, die in diesem Punkt, der mir der ausschlaggebende erschien, eine entschiedene Haltung einnahm, blieb ich zunächst bei den Deutschnationalen, machte mich wegen meines rückhaltlosen antisemitischen Standpunktes, den ich bei allen Gelegenheiten laut und unbekümmert vertrat, bald bei meinem gemäßigten Vorstande sehr unbeliebt und hatte nun auch hier nicht das gefunden, was ich eigentlich gesucht hatte. Außer den Deutschnationalen versuchten alle übrigen politischen Parteien, auf die Studentenschaft Einfluß zu gewinnen und innerhalb ihres Rahmens die verschiedensten Gruppen zu bilden. Da gab es den Verein der „Jugend in der Deutschen Volkspartei", die „Katholische Jugend", die „Demokratische Studentenvereinigung" und die „Jungen Marxisten", die wieder untereinander, je nach der Schattierung ihres roten Parteibanners, in Sozialdemokraten, „Unabhängige", Syndikalisten und Spartakisten (aus diesen gingen später die Kommunisten hervor) sich abspalteten. Alle diese Gruppen hatten ihre oft recht absonderlichen Querverbindungen, teils untereinander, teils zu den sportlichen, den rein wissenschaftlichen und den traditionellen farbentragenden Vereinigungen, so daß es nicht an Betrieb und Geschäftigkeit fehlte. Eine einheitlich und zielklar geführte, große nationale Gruppe, die entschieden für die deutsche Erneuerung im Kampf gegen Juden und Marxisten stritt, war nicht da. Die Zeit dafür war noch nicht gekommen. Noch nicht

einmal eine ausgesprochen antisemitische Gruppe war vorhanden. Das von Dr. Boeckel, dem „hessischen Bauernkönig", entfachte Feuer war verraucht. Wohl hatte Theodor Fritsch mit seinem nie ermüdenden „Hammer" nach wie vor das Ohr vieler Jungen. Diese Zeitschrift wurde auch in den studentischen Kreisen stark gelesen und diskutiert. Aber irgendeinen organisatorischen Zusammenhang für die Interessierten gab es nicht. Um die Jahrhundertwende hatte der Antisemitismus sich zwar auch nach der positiv-aufbauenden Seite des deutschvölkischen Erneuerungswollens entwickelt und sich zunehmend nicht lediglich auf das mehr Negative der Judenbekämpfung beschränkt. Außer in Hessen gab es bedeutende antisemitische Gruppen in Norddeutschland, hauptsächlich Hamburg, auch in Berlin, wo Pfarrer Stöckers streitbares Auftreten noch nachwirkte, und in Sachsen. Aber mit dieser Vertiefung des antisemitischen Gedankens hielt die organisatorisch-taktische Weiterentwicklung nicht Schritt. Ein einheitliches Vorgehen unter den einzelnen Gruppen ließ sich nicht herstellen. In Hessen war die antisemitische Bewegung, gemäß ihrem Ursprung, bäuerlich bedingt und Dr. Böckel ein Einzelgänger, der ausschließlich in der Sorge um seine engeren Landsleute, seine Schützlinge, aufging. In Berlin und in Hamburg waren die Träger der judengegnerischen Idee in der überwiegenden Mehrzahl kleine Geschäftsleute, die im Kampf wider die gegen sie konkurrierenden Warenhäuser das Allheilmittel erblickten, im übrigen Norddeutschland waren es die Großgrundbesitzer und die von ihnen abhängigen Lehrer und Pfarrer, die den Ton angaben; in Sachsen schließlich hatte der Antisemitismus ansehnliche Teile der Industriearbeiterschaft ergriffen und der Antisemitismus infolgedessen einen stark sozialistischen Einschlag, was weder der Berliner noch der übrigen norddeutschen Richtung behagte. Stolz hatten noch im Jahre 1905 die Antisemiten über ein Dutzend Abgeordnete in den Reichstag entsenden können, aber unablässige Programmstreitigkeiten, Spaltungen, Wiedervereinigungen und neue Trennungen hatten die Stoßkraft ihrer Arbeit gelähmt. Sie bildeten zunächst unter sich die Fraktion der „Wirtschaftlichen Vereinigung". Als sie durch Austritte und Übertritte zu anderen Parteien die erforderliche Mindestzahl zur Aufrechterhaltung einer Fraktion verloren, schlossen sich die übriggebliebenen um das Jahr 1910 den Konservativen und endlich, im neuen Reichstage der Nachkriegszeit, den Deutschnationalen an. Die Besten, Männer vom Schlage Böckels und Fritschs, zogen sich ver-

ärgert ganz aus dem parteipolitischen Leben zurück. So versandete eine Bewegung, die jahrzehntelang die Hoffnung Vieler gewesen war.

Mir dämmerte angesichts dieser Wirrnisse, wie unendlich schwierig es sein müsse, in das deutsche Volk wieder Zielstrebigkeit, Mut, Vertrauen und Gemeinschaftsgeist hineinzubringen. Es schien, als habe statt dessen der Geist der alten deutschen Kleinstaaterei mit seiner engstirnigen Überheblichkeit und seinen Sonderinteressen, in äußerlich abgewandelter Gestalt, eine Auferstehung erlebt. Nur ein Titan von wahrhaft dämonischer Willenskraft würde hier Wandel schaffen, das Volk wieder emporführen können. Noch aber war von diesem Auserwählten nichts zu erblicken, und ich fragte mich immer wieder vergeblich, wo die Wahrheit sei, wo ich den besten Weg für die Zukunft suchen solle. Aber ich fand keine Antwort.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn der Parlamentarismus, der die „hohe Politik" bestimmte, nicht bei den politisierten Universitäten Eingang gefunden hätte. Wie auf allen Universitäten wurde im Winter 1919 auf 1920 auch in Berlin ein Studentenparlament auf Grund einer allgemeinen, geheimen und direkten Wahl aller eingeschriebenen Studenten gebildet. Der weitere Plan ging dahin, diese Studentenparlamente späterhin durch eine Dachorganisation, die „Allgemeine Deutsche Studentenschaft", zu krönen. Die marxistisch-liberale Regierung stand zu Anfang diesen Ideen durchaus nicht ablehnend gegenüber, denn sie hoffte, daß in den einzelnen Studentenparlamenten eine Mehrheit nach ihrem Sinne zustandekommen würde. Dies war indessen in keiner Weise und nirgends der Fall. Vielmehr kamen bei allen Wahlen zu den Studentenparlamenten starke, teilweise sogar sehr starke nationale und antimarxistische Mehrheiten heraus. Damit hatten die Landesregierungen ihr anfänglich bekundetes Interesse an den Studentenparlamenten und an der Allgemeinen Deutschen Studentenschaft verloren, und so ist denn diese letztere Einrichtung praktisch überhaupt niemals richtig ins Leben getreten. Vorgesehen war, daß die Allgemeine Deutsche Studentenschaft als oberstes akademisches Selbstverwaltungsorgan die staatliche Anerkennung erhalten solle. Dies war ja auch eine Grundvoraussetzung, wenn ihr eine ungestörte geregelte Arbeit und eine ordnungsmäßige Finanzgebarung ermöglicht werden sollte. Die Regierungen, voran die besonders einseitig marxistisch eingestellte von Preußen, benutzten aber die Gelegenheit der Auseinandersetzungen um den sogenannten Arierpara-

graphen dazu, die staatliche Anerkennung der Studentenschaft immer weiter hinauszuschieben, so daß schließlich die ganze Angelegenheit sang- und klanglos begraben wurde. Bei dem Arierparagraphen ging es, wie der Name schon sagt, um die Stellung der Juden im akademischen Leben. Die überwiegende Mehrzahl der Studentenparlamente vertrat den Standpunkt, daß Juden nicht Mitglieder der Deutschen Studentenschaft werden könnten. Die marxistischen Regierungen erklärten, daß sie unter diesen Umständen der Studentenschaft die Anerkennung versagen würden. Es wäre wahrscheinlich der damals so überaus beliebte Weg des vergleichenden mittleren Standpunktes auch hier gewählt worden, wenn sich nicht die österreichischen Hochschulen, insbesondere die Wiener, mit aller Eindeutigkeit dahin ausgesprochen hätten, daß für sie die Annahme des Arierparagraphen eine unabdingbare Voraussetzung für den Beitritt in die Allgemeine Deutsche Studentenschaft bedeute. Die Zahl der Juden an der Wiener Universität war nämlich damals schon so groß, daß die deutschblütigen Studenten Österreichs in der Allgemeinen Deutschen Studentenschaft den Juden gegenüber in der Minderzahl gewesen wären. Da man hinwiederum auf den Beitritt der deutschblütigen Österreicher zur Studentenschaft nicht verzichten wollte, gingen die Verhandlungen in vielen Zusammenkünften, auswärtigen Tagungen und allerlei Ausschüssen monatelang hin und her. Ein Ergebnis wurde nicht erzielt und konnte nach Lage der Dinge nicht einmal erhofft werden. Vergeblich vertrat ich bei jeder sich bietenden Gelegenheit den Standpunkt, man müsse nun endlich eine vollendete Tatsache schaffen und solle den Arierparagraphen annehmen, selbst auf die Gefahr hin, daß die staatliche Anerkennung der Studentenschaft versagt bleiben würde; es würde, so meinte ich weiter, sicherlich gelingen, auch auf dem Wege freiwilliger Beiträge eine achtunggebietende und geschlossene Organisation zu schaffen, mit der sich die ewig schwankenden und unsicheren Regierungen dann schon abfinden würden. Zu einem solchen radikalen Schritt konnten sich die Vertreter der Studentenschaft nicht durchringen. Dies trat insbesondere bei einer Tagung in Erscheinung, die in Erlangen stattfand. Hier zeigte es sich besonders klar, daß eine Reihe von Studenten aus der Vertretung der Interessen der Studentenschaft eine Art Beruf gemacht hatten und offensichtlich ihre Arbeit in den studentischen Organisationen nur als ein Sprungbrett ansahen, von dem aus sie die Aufmerksamkeit verschiedener politischer Parteien und wirtschaftlicher Or-

ganisationen auf ihre werte Person lenken wollten. Bald langweilten mich diese ewigen Verhandlungen, die sich immer im Kreise drehten und keinerlei Fortschritt erkennen ließen.

Inzwischen war das Jahr 1922 herangekommen. Die Geldentwertung nahm von Tag zu Tag zu, die allgemeine Stimmung wurde immer hoffnungsloser, und die Atmosphäre unter den Studenten, insbesondere denen, die Kriegsteilnehmer gewesen waren, immer kritischer. In der Außenpolitik prasselten die Faustschläge, ausgeteilt von der französischen Regierung und ihren Trabanten, den Polen und den Tschechen, tagtäglich auf Deutschland hernieder. Jedermann hatte das dumpfe Gefühl, daß bald etwas geschehen müsse, um den unerträglichen Zuständen ein Ende zu machen. Wir hatten zwar in dieser Richtung schon eine Enttäuschung erlebt. Im März 1920 hatte der ostpreußische Generallandschaftsdirektor Kapp mit Hilfe einiger Reichswehrgenerale einen Putsch versucht. Von Döberitz her einmarschierende Freikorpstruppen hatten die Berliner Regierungsgebäude besetzt, und Herr Kapp hatte den Versuch unternommen, eine nationale Regierung zu bilden. Unbegreiflicherweise hatte man aber verabsäumt, sich der marxistischen Regierungsmitglieder zu bemächtigen, obwohl dies mühelos möglich gewesen wäre. Diese flohen nach Dresden und erklärten von dort aus Herrn Kapp und seine Helfer als Hochverräter. Wie die meisten Berliner Studenten wollte auch ich mich der Kapp-Regierung zur Verfügung stellen, nahm aber davon Abstand, als ich innewarb, daß Herrn Kapps rechte Hand ein Jude von bislang englischer Staatsbürgerschaft namens Trebitsch-Lincoln sei. Mit einem Juden als Berater eine nationale Regierung gründen und das deutsche Volk erlösen zu wollen, erschien mir sinnlos und absurd. Die Kapp-Regierung fristete eine halbe Woche lang in Berlin ihr Dasein und schien den Versuch unternehmen zu wollen, sich gegen die in Dresden befindlichen Marxisten durchzusetzen. Jetzt erklärten die marxistischen Gewerkschaften den Generalstreik, um so dem Kapp-Regiment gewissermaßen jede Atemluft abzuschnüren. Herr Kapp beantwortete diesen Schritt der Marxisten zunächst ganz richtig damit, daß er einen Aufruf erließ des Inhalts, daß die Rädelsführer der Streikenden, wenn sie sich nicht binnen vierundzwanzig Stunden wieder an ihren Arbeitsplätzen meldeten, standrechtlich erschossen werden würden. Die angedrohten vierundzwanzig Stunden verstrichen und weitere dazu, aber es geschah nichts. Da gab ich das Kapp-Unternehmen endgültig ver-

loren. Nach abermals drei Tagen war es zusammengebrochen. Für mich ergab sich aus diesem Zwischenspiel die Erkenntnis, daß die derzeitigen bürgerlichen Parteien weder die Stoßkraft, noch die vor keiner Konsequenz zurückscheuende Energie hatten, in Deutschland eine wirkliche Wendung herbeizuführen.

Die marxistischen Parteien benutzten ihren billigen Sieg über Kapp dazu, ihre Rührigkeit zu verdoppeln, um nach Möglichkeit weiteren Boden zu gewinnen. Bei einer Nachwahl zum Berliner Studentenparlament gelang es den spartakistischen Marxisten, die bisher keine Vertreter hatten durchbringen können, mit zwei Mann siegreich aus den Wahlurnen hervorzugehen. Bezeichnenderweise waren diese beiden Vertreter rassereine Juden. Als nun das Studentenparlament nach dieser Wahl zum erstenmal zusammentrat, sah ich der Sitzung mit Spannung entgegen. Denn die gleiche Wahl hatte auch mich ins Studentenparlament gebracht, und ich war neugierig, wie die nationale Mehrheit der Versammlung auf die beiden schon äußerlich widerlich und abstoßend wirkenden neuen Vertreter reagieren würde. Kaum war die Sitzung eröffnet, als sich der eine Jude schon zur Geschäftsordnung meldete. Er erhielt das Wort und gab eine haßgeifernde Rede von sich, deren Inhalt jedem Deutschen die Schamröte hätte ins Gesicht treiben müssen. Anscheinend aber verlangte es die akademische Würde, daß man sich das, was der Jude bot, in erhabener Ruhe anhören solle. Schließlich konnte ich nicht mehr an mich halten. Auf zwei Fingern schickte ich einen schrillen Pfiff durch das Auditorium in der Erwartung, daß es nur dieses Signals bedürfe, um alsdann den Juden an die frische Luft befördern zu lassen. Statt dessen geschah etwas mir Unerwartetes. Der Vorsitzende unterbrach feierlich die Sitzung, stellte fest, daß ein Mitglied des Hauses durch Pfeifen sich eines Verstoßes gegen die guten Sitten schuldig gemacht habe und daß er erwarte, daß der Betreffende sich melde. Ich meldete mich und wurde vom Vorsitzenden wegen unakademischen Verhaltens für die weitere Dauer dieser Sitzung ausgeschlossen, worauf ich ging, um nie mehr wiederzukommen.

Daß bei diesem Betrieb der ruhige Fortgang der Studien in der Universität nicht immer gewährleistet war, versteht sich am Rande. Wenn auch die Haltung der Mehrzahl der Professoren, besonders der älteren, durchaus eindeutig mit der Auffassung ihrer nationalen Hörer in Einklang war, fehlte es doch nicht an mancherlei Zwischenfällen.

Eines Tages hatten sich beispielsweise die nationalen Studenten im rückwärtigen Garten der Universität während der großen Pause versammelt, um gegen das Wort des jüdischen Ministers Rathenau Protest zu erheben, der gesagt hatte, der Versailler Schandvertrag sei bei gutem Willen durchaus erfüllbar, es komme dabei nur darauf an, wie weit man das deutsche Volk in Not geraten lassen wolle. Die marxistisch gesinnte Minderheit der Studenten wollte nun für den von ihr geradezu vergötterten Rathenau etwas tun, sah sich aber dazu angesichts ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit nicht recht imstande. Sie wandte sich daher um Hilfe außerhalb der Universität, und es gelang ihr in der Tat, eine Horde marxistischer Jugendlicher aus dem Berliner Osten auf die Beine zu bringen, die sich während des Höhepunktes der Kundgebung der Universität näherten, laut die Internationale brüllend. Es wäre diesen marxistischen Hilfstruppen um ein Haar geglückt, durch die offenen Gittertore in den Universitätsgarten einzudringen und die Kundgebung zu stören, wenn nicht der Historiker Eduard Meyer, zurzeit amtierender Rektor, mannhaft die Situation gerettet hätte. Mit geschwungenem Regenschirm stürzte er sich den Eindringlingen entgegen, die darüber so verblüfft waren, daß sie ein paar Sekunden im Vormarsch zögerten, was genügte, die Gittertore zu schließen, womit der Angriff abgeschlagen war. Später gab es auch eine richtige Keilerei in einem der größeren Hörsäle, und das ist gewissermaßen die erste Saalschlacht gewesen, die ich mitgemacht habe. Der Jurist Ulrich Stutz — nebenbeibemerkt ein gebürtiger Schweizer und ein wahrhaft hervorragender Vertreter seiner Wissenschaft — streifte in seinem Kolleg gerade das Erbrecht. Da Stutz zu den Professoren gehörte, deren Vorlesungen man besucht haben mußte, wenn man eine gründliche Examensvorbildung nachweisen wollte, war das Auditorium gefüllt wie eine Wursthaut. Der berühmte Apfel konnte nicht zu Boden rollen. Stutz erläuterte nun den Begriff des Erbes dahingehend, daß ein wirklich allumfassendes, gerechtes Erbrecht wohl theoretisch, aber nicht in der Praxis möglich sei und gab dafür folgendes Beispiel:

„Wenn zwei Menschen einen reichen Mann beerben und der eine davon ist ein hochwertiger Mensch und der andere ein minderwertiges Subjekt, so wird durch den Erbgang hierin nicht das geringste geändert. Der Hochwertige wird auch als reicher Mann das bleiben, was er war und ebenso der andere, auch wenn er in Millionen schwimmt, nämlich ein elender Prolet!"

Nach diesen Worten erhob sich, bezeichnend genug, bei Juden und Marxisten, ein lärmender Protest. Die übrigen Zuhörer applaudierten dagegen demonstrativ, und in Kürze war der Saal ein einziges Knäuel sich gegenseitig mit Fäusten bearbeitender Gruppen. Nach kurzem Gefecht waren die Marxisten und ihr jüdischer Anhang aus dem Auditorium herausgedrängt und Ulrich Stutz fuhr in seiner Vorlesung fort, als wäre nichts geschehen.

Den seinerzeit von den Juden so hochgelobten und zum Range eines neuen Kopernikus emporgeschwindelten Herrn Einstein habe ich auch kennengelernt. Er hielt, von Wien kommend, auf Einladung irgendeiner jüdischen Clique eine Reihe von Vorlesungen. Es war ein widerlicher Anblick, der sich an der Stelle, wo ein Fichte, ein Mommsen, ein Treitschke gewirkt hatten, bot. Herr Einstein hatte das Äußere eines galizischen Teppichhändlers, der sich seit einem guten Vierteljahr der Seife und des warmen Wassers enthalten hat. In jüdelndem Tonfall gab er mit unendlicher Wichtigtuerei seine Weisheit zum besten, die im Grunde genommen nur die Selbstverständlichkeit enthielt, daß nicht nur der Raum, sondern auch die Zeit sich in einer gewissen Abhängigkeit vom Standpunkt des Beobachters in bezug auf das beobachtete System befindet. Diese Binsenwahrheit bettete Einstein in eine unglaubliche Menge von astronomischen Erklärungen, mathematischen Formeln und krausem philosophischem Beiwerk ein, daß man tatsächlich oft den Eindruck haben konnte, er sei im Begriff, das Weltgefüge aus den Angeln zu heben. Dachte man aber zu Hause über das Gehörte kritisch nach, kam man dahinter, daß er im Grunde genommen überhaupt nichts gesagt hatte. Seine überwiegend jüdische Zuhörerschaft hing an seinen Lippen, und insbesondere taten sich dabei die jüdischen Studentinnen hervor. In mißduftendem Blütenkranz auf dem Boden vor dem Podium des „großen Meisters" sitzend, lauschten sie seinen Worten, die sie um so begieriger in sich aufzunehmen schienen, je weniger sie davon verstanden. Nachhaltigen Eindruck vermochte Herr Einstein trotz allen Reklametamtams nicht zu machen, und seine Gastrolle ging, nachdem das erste Sensationsinteresse vorbei war, ziemlich trübselig und ohne weiteres Aufsehen zu erregen, ihrem Ende zu.

Dafür, mit welcher Frechheit die jüdischen Dozenten ihre Zersetzungsarbeit betrieben, ist das Auftreten des Medizinphilosophen Liepmann ein eindringliches Beispiel gewesen. Er kündigte eine offizielle Gratis-

vorlesung über die Psychologie der Frau an. Der Inhalt dieser Vorlesung war derartig, daß er sich in gewissen Kreisen mit Windeseile herumsprach. Infolgedessen zählten bald Dutzende von sensationslüsternen Damen des Kurfürstendamms und der unteren Friedrichstraße nebst ihrem Anhang zu Liepmanns Zuhörern. Man kann sich demnach die Atmosphäre, die während der Liepmannschen Ergüsse herrschte, lebhaft vorstellen. Die Sache wurde so toll und nahm derartigen Umfang an, daß die Studentenschaft zur Selbsthilfe greifen mußte und eine Kontrolle am Saaleingang einrichtete. Das gab natürlich auch wieder Anlaß zu erregten und teilweise handgreiflichen Auseinandersetzungen.

Es wurde nun Zeit, mich nach einem Thema für eine Doktorarbeit umzusehen. Auf den Rat des von mir als Lehrer besonders verehrten Professors Sering wählte ich ein Thema, das die Geschichte und die ideologische Entwicklung des Gedankens der Beteiligung der Arbeiter am Unternehmergewinn zum Gegenstande hatte. Diese Arbeit brachte mich tief in das soziale Problem hinein. Ich sah, daß schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, als die ersten Schäden der überhasteten kapitalistischen Entwicklung sich bemerkbar machten, verantwortungsbewußte Männer und kluge Köpfe den Versuch unternommen hatten, zu einem vernünftigen Ausgleich zwischen dem Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer zu gelangen. Viele Anläufe waren in dieser Richtung unternommen worden, und zwar nicht nur in Deutschland, sondern vor allem in Frankreich sowie auch in England. Namen wie Rodbertus, von Thünen, Fourier, Enfantin und Owen verdienten es, unverdienter Vergessenheit entrissen zu werden. Immer aber waren diese Versuche, die teilweise von hohem Idealismus der Beteiligten getragen waren, gescheitert, und zwar einmal, weil die große Masse der kapitalstarken Unternehmer überhaupt nicht begriff, um was es eigentlich ging und engstirnig an ihrem Herr-im-Hause-Standpunkt festhielt und zum andern, weil die alles zersetzende jüdische Dialektik der Lassalle, Marx, Bernstein, Oppenheimer, Mehring und wie sie alle hießen, den Arbeiter in eine immer stärkere Opposition gegen seine Volksgenossen und sein Vaterland, die eigentliche Stütze der nationalen Wirtschaft, hineintrieb. Es war für mich von hohem Interesse, die Erkenntnis auch hier bestätigt zu finden, daß die Anbahnung vernünftiger Entwicklungen mit dem Ziele fruchtbarer Zusammenarbeit von Arbeiter und Unternehmer nur unter Ausschaltung des jüdischen Elementes möglich sei. Soweit dies in einer wissenschaft-

lichen Arbeit mit ihrer unvermeidlichen Fülle von Zitaten und Literaturnachweisen möglich war, scheute ich mich nicht, in der Dissertation dieser meiner Überzeugung Ausdruck zu geben. Bei meiner späteren mündlichen Prüfung sollte dies zu einem bezeichnenden Zwischenfall führen, auf den ich noch zu sprechen komme.

Um ein Haar wäre es aber aus meinem ganzen Doktorexamen nichts geworden und mein Leben in ganz andere Wege eingemündet. Der jüdische Minister Rathenau galt in den nationalen Kreisen, insbesondere bei der Jugend, mit Recht als der oberste Vollstrecker der Pläne des Weltjudentums, das nun endlich die Zeit dafür gekommen sah, Deutschland für alle Dauer in Geldknechtschaft zu versklaven und sein moralisches Rückgrat gänzlich zu zerbrechen. Der Zentrumsminister Erzberger, der von seinem ultramontanen Standpunkt aus dem Judentum Handlanger- und Zutreiberdienste geleistet hatte, war schon vor einigen Monaten durch zwei junge ehemalige Offiziere im Schwarzwald, wo er sich zur Kur aufhielt, durch Pistolenschüsse beseitigt worden. Nunmehr konzentrierte sich aller Haß und die so lange aufgespeicherte Wut der aktivistischen nationalen Kreise auf Rathenau. Es ist bemerkenswert für die ganze Zeit, daß damals unter den rechtsgerichteten Berliner Studenten ziemlich offen davon gesprochen wurde, nach Erzberger müsse jetzt Rathenau „drankommen". In einem Kolleg, das Professor Sombart über Sozialismus las, hatte ich seit einiger Zeit einen Sitznachbarn, der, ohne daß ich etwas Besonderes dazu getan hätte, ein gewisses Vertrauen zu mir gefaßt zu haben schien. Er deutete an, daß er zu einer besonderen aktivistischen Gruppe gehöre und ermunterte mich in immer deutlicheren Offenbarungen, mich diesem Kreise anzuschließen. Mir schien Zurückhaltung geboten, einmal weil ich den Mann nicht näher kannte, dann aber auch, weil ich mit den Vorbereitungen zur Erlangung meines Doktortitels vollauf beschäftigt war und endlich damit mein Studium abschließen wollte. Im Frühjahr 1922 begann in Genua eine jener vielen internationalen Nachkriegskonferenzen, mit denen die „Sieger von Versailles" Deutschland immer tiefer in seine Tributverpflichtungen gegenüber dem Auslande verstrickten. Am Vorabend der Konferenz flüsterte mir mein Nachbar erregt zu, es würde wohl in Genua nicht alles so glatt gehen, wie Herr Rathenau, der Vertreter des Deutschen Reiches, dortselbst es sich anscheinend dächte. Ich solle gut aufpassen, es würde da allerhand Unvorgesehenes geschehen. Die Konferenz indessen verlief glatt

und ohne jede besondere Sensation, sofern man nicht die Tatsache als eine solche bezeichnen wollte, daß hier zum ersten Male ein hoher Vertreter des Papstes, ein Nuntius, mit einem bolschewistischen Juden auf einem Festbankett gemeinsam Sekt trank. Lächelnd machte ich zu gegebener Zeit meinen geschwätzigen Kommilitonen darauf aufmerksam. Dieser ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen, er erklärte mir vielmehr, daß die Sache bedauerlicherweise wegen sprachlicher Schwierigkeiten und der Devisenbeschaffung in ihren Vorbereitungen nicht geklappt habe. Die Angelegenheit sei aber nur vertagt, und zwar auf kurze Zeit. Im Anschluß daran bat er mich, ihm unter der Hand ein Fahrzeug zu besorgen. Er brauche dringend für einen bestimmten Zweck ein kleines Lastauto oder ein Motordreirad, das aber ganz unauffällig und diskret auf einen Tag zur Verfügung gestellt werden müsse. Nun kannte ich zufällig einen jungen Unternehmer, mit dem ich öfter zusammenkam, weil er den nationalen Parteien nahestand, sowie nach Kräften Geld für deren politische Kassen spendete und der im Besitz eines solchen Fahrzeugs war. An diesen verwies ich meinen Nachbar und gab ihm zur Einführung ein paar Zeilen mit auf den Weg. Wenige Tage darauf krachten an der Wallotstraße im Grunewaldviertel die Schüsse, die Rathenau niederstreckten. Mir war nicht sehr gut zumute. Für Juden und Marxisten war dies wohlgelungene Attentat auf Rathenau das Signal für die erste große Verfolgungswelle, die sich gegen alles richtete, was in Deutschland nicht marxistisch war und noch nicht vor den Juden auf dem Boden zu kriechen bereit erschien. Die verhetzten Arbeiter wurden von jüdischen Drahtziehern auf die Straßen geschickt, und sie durften am Kurfürstendamm, wo man sie sonst nicht gern sah und wo sie als Nichtkapitalisten „nichts zu suchen" hatten, zu Zehntausenden zu Ehren des verblichenen millionenschweren jüdischen Ministers demonstrieren. Viele nationale Vereinigungen wurden aufgelöst, Zeitungen verboten und ein Gesetz erlassen, das die Republik, die republikanischen Einrichtungen und damit selbstverständlich auch alles Jüdische unter besonderen Schutz stellte. Wer nur irgend verdächtig erschien, irgendwelche auch nur lose und weitschichtige Beziehungen zu dem Kreis zu besitzen, aus dem die Rathenau-Mörder hervorgegangen waren, wurde verhaftet. Viele gänzlich Unschuldige und Abseitsstehende sind damals auf Monate in die Gefängnisse gewandert, denn selbstverständlich blühte auch bei dieser Gelegenheit wieder die menschliche Niederträchtigkeit in Form

übelster Denunziationen. Mein Sitznachbar war am Tage vor dem Attentat spurlos verschwunden, nicht ohne mir über die Universitätskanzlei einen Brief zu hinterlassen, in dem er mir für meine Mitwirkung „an dem guten Werke" dankte. Das bewußte Fahrzeug habe zum Transport gewisser unentbehrlicher Gegenstände bei der Vorbereitung „des Unternehmens" wertvolle Dienste geleistet. Ich verfluchte diese Unvorsichtigkeit, von der ähnliche übrigens später dazu beigetragen haben, daß die Rathenau-Attentäter ermittelt wurden und kurz vor ihrer Verhaftung auf der thüringischen Burg Saaleck, wo sie ein Versteck gefunden hatten, Selbstmord begingen. Jeden Morgen, wenn ich zur Universität wanderte, glaubte ich hinter mir die Schritte der republikanischen Häscher zu hören, die kamen, um mich zu verhaften. Erst nach einer Woche etwa wurde ich wieder ruhiger in der Überzeugung, daß, soweit es meine Person betraf, alles gut abgelaufen war.

Immerhin zitterte die Aufregung noch in mir nach, als ich ganz kurz darauf, angetan mit einem feierlichen Frack, den ich mir für zehn Mark den Tag aus einem Verleihgeschäft gepumpt hatte, am letzten Prüfungstermin des zu Ende gehenden Sommersemesters 1922 in der alten Aula der Universität vor die strenge Kommission trat, die darüber entscheiden sollte, ob ich würdig sei, künftig als Doktor der Staatswissenschaften durch mein ferneres Leben zu wandeln. Die Einrichtung beim Examen war so getroffen, daß an jeder Ecke des Saales je ein kleiner Tisch mit zwei einander gegenüberstehenden Stühlen aufgestellt war. An jedem Tisch saß ein Mitglied der Prüfungskommission, der zweite Stuhl war für den Examenskandidaten bestimmt. Der Prüfling hatte sich zunächst an den Tisch links vom Eingang zu begeben. Dort wurden ihm die Examensfragen des am Tisch sitzenden Professors vorgelegt. War der Professor mit den Fragen, die sein Lehrgebiet betrafen, am Ende, so ging es reihum an die anderen drei Tische, wo sich das Spiel von neuem abwickelte. Auf diese Weise konnten immer vier Kandidaten auf einmal geprüft werden, was angesichts des starken Andranges zu den Prüfungen von Vorteil war. Von den väterlich-gütigen Augen Professor Serings, der die Kriegsteilnehmer besonders in sein Herz eingeschlossen hatte, ermuntert, brachte ich den ersten Tisch hinter mich in der Überzeugung, gut abgeschnitten zu haben. Auch bei den nächsten beiden Examinatoren, den Professoren Herkner und Triepel, glaubte ich, alle Klippen glücklich umschifft zu haben, wenn auch das Lehrgebiet des Letz-

genannten, Völkerrecht, nicht eben meine Stärke war, weil es mich nie besonders interessiert hatte. Der Weltkrieg hatte ja zur Genüge gezeigt, daß alle die vielen internationalen Abmachungen, von der Pariser Seerechtsdeklaration angefangen bis zum Haager Abkommen über die Humanisierung der Kriegsführung, nur beschriebenes Papier darstellten, das die Feinde Deutschlands mit einer Handbewegung vom Tisch gefegt hatten, als ihnen dies zur Erreichung ihrer Ziele dienlich erschien.

Nun blieb noch der letzte Tisch. Hier saß Herr Martin Wolf, ein kleiner verwachsener und rothaariger Jude. Er galt allgemein wegen seiner Hinterhältigkeit und unnötigen Schärfe als ein sehr gefürchteter Examinator. Als ich erfahren hatte, daß Wolf zu meiner Prüfungskommission gehören würde, war mir das nicht nur aus diesem Grunde sehr unangenehm; ich hatte nämlich bei dem Juden nie ein Kolleg gehört und inzwischen erfahren, daß Wolf gegen diejenigen Prüflinge, die keine seiner Vorlesungen besucht hatten, besonders rigoros vorgehe und alles, was an ihm lag, tat, um sie durchfallen zu lassen. Hinzu kamen noch die antisemitischen Randbemerkungen in meiner Doktorarbeit, die er gelesen haben mußte. Man kann sich aber seine Examinatoren nicht aussuchen, und so mußte ich denn dem sehr jüdischen Herrn Wolf gegenüber Platz nehmen. Den Verlauf dieses Teils meines Examens möchte ich schildern, weil er kennzeichnend dafür ist, bis zu welchem Grade die jüdische Anmaßung in Deutschland bereits gediehen war, und man von ihm noch wochenlang in studentischen Kreisen sich allerlei erzählte.

Wolf prüfte hauptsächlich in Handels- und Wechselrecht. Er begann das Examen mit der scheinheiligen Frage, in welchem Zweige dieses Wissensgebietes ich mich schwach fühle. Angenehm überrascht durch dieses scheinbare Entgegenkommen, das ich gerade von ihm nach allem, was ich vorher gehört hatte, nicht erwartete, antwortete ich Wolf arglos und wahrheitsgemäß, ich sei nicht mehr dazu gekommen, mich in das Aktienrecht besonders zu vertiefen, worauf Wolf mit schmierigem Lächeln begann, mit den verwickeltsten Kreuz- und Querfragen mich durch das ganze Aktienrecht zu hetzen. Man kann sich denken, daß ich dabei keine glorreiche Figur machte. Alsdann ging Wolf zum Wechselrecht über, stellte aber alle Fragen so, daß sie letztlich in meinen Antworten, wenn diese richtig waren, im Aktienrecht landen mußten. Ich schwitzte Blut und Wasser und hatte das verzweifelte Gefühl, nun angesichts dieses Juden um die Früchte meiner fast dreijährigen Studien gebracht zu

werden. Trotzdem bemühte ich mich, äußerlich ruhig und gelassen zu bleiben. Gerade das schien den „reißenden Wolf", wie er im Studentenmunde genannt wurde, zu ärgern. Er stellte nun eine verzwickte Frage aus dem Recht der bergmännischen Gewerkschaften. Ich sammelte mich zur Beantwortung der Frage und mag dabei im Nachdenken einige Laute von mir gegeben haben, wie es oft unwillkürlich der Fall ist, wenn man einen Satz in einer Ansprache beginnen will und noch nicht ganz den Faden gefunden hat. Hier hakte Wolf ein, er schien auf eine solche Gelegenheit nur gewartet zu haben. In bösartigem Tonfall bedeutete er mir, es dünke ihm, daß ich mich aus meiner Militärzeit noch nicht ganz in das jetzige Zivilleben zurückgefunden habe, auf alle Fälle scheine ihm die Art und Weise meines Auftretens und insbesondere meine Tonart, die stark an einen sich räuspernden Unteroffizier auf dem Kasernenhof gemahne, durchaus unangebracht. Mich packte der Mut der Verzweiflung. Zu verlieren hatte ich nichts mehr. Ich erhob mich rasch zu meiner ganzen Länge, so daß bei dem plötzlichen Ruck mein Stuhl mit dröhnendem Gepolter nach rückwärts umkippte, sagte Herrn Wolf kurz meine Meinung, fügte hinzu, daß unter diesen Umständen ich das Examen bei ihm wohl als beendet ansehen dürfe und ging hinaus.

Wider alles Erwarten bestand ich mein Examen doch. Wie ich später erfuhr, hatte der Jude Wolf in der Kommission zwar alles darangesetzt, mich zu Fall zu bringen. Es war ihm aber nicht gelungen, die übrigen Examinatoren auf seine Seite zu bringen, so daß er überstimmt wurde.

Nun hatte ich also meinen Doktor in der Tasche, die Zeit des mehr oder weniger schulmäßigen Lernens war vorbei, und nun mußte mich das Leben selbst in die Lehre nehmen. Schon während meiner Studienzeit hatte ich gelegentlich in rechtsgerichteten Zeitungen kleinere Abhandlungen und Aufsätze über hochschulpolitische Fragen veröffentlicht. Das damit erzielte Honorar war ein willkommener Zuschuß zu meinem Lebensunterhalt gewesen. Es fügte sich nun in dieser Zeit, daß von der Deutschnationalen Volkspartei, der ich bislang nahestand, die Deutschvölkische Partei sich abgezweigt hatte. Nach einer erregten Auseinandersetzung auf dem Deutschnationalen Parteitag in Görlitz hatten drei deutschnationale Reichstagsabgeordnete unter Führung des alten ritterlichen Haudegens von Graefe ihren Austritt aus der Deutschnationalen Par-

tei erklärt und sich als deutschvölkische Gruppe selbständig gemacht, weil der Parteitag zu keinem klaren Bekenntnis gegenüber der Judenfrage sich hatte durchringen können. Diese junge Deutschvölkische Partei ging jetzt daran, eine eigene Zeitung zu gründen. Der Mann, in dessen Betrieb das neue Organ gedruckt werden sollte, war mir bereits persönlich bekannt, da ich öfter in politischen Versammlungen mit ihm zusammengekommen war. Er hieß Karl Ernst Schulze. An ihn wandte ich mich, und durch seine Vermittlung gelang es mir, eine Stellung als Schriftleiter beim „Deutschen Tageblatt" zu erhalten. So sollte einmal das junge Unternehmen heißen, viel mehr als der Name war aber vorläufig von ihm noch nicht vorhanden. Es mußten erst die Mittel zusammengebracht werden, die notwendig waren, um den neuen Betrieb überhaupt in Gang zu setzen. Vor dem Frühjahr 1923 sei, so wurde mir gesagt, daran nicht zu denken. Die Zeit bis dahin mußte ich irgendwie überbrücken, und ich tat dies durch fleißige gelegentliche Mitarbeit an Tageszeitungen, nationalen Wochenschriften und Broschüren. Das Leben, das ich dabei führen konnte, war alles andere als üppig. Dafür hatte ich Zeit, fleißig die Bibliotheken zu besuchen und den Versuch zu machen, das, was man so schön Allgemeinbildung nennt, zu erweitern. Nebenher beschäftigte mich Herr Schulze als eine Art Volontär. Er weihte mich in die Geheimnisse des Setzens, der Drucktechnik, der Zeitungsherstellung und der damit vielfältig verbundenen geschäftlichen Dinge ein. Bald wußte ich die Schriftarten und -größen zu unterscheiden, „Perl" nicht mit „Diamant" zu verwechseln, mit „Regletten" zu arbeiten, „Akzidenzen" nach dem „Pariser Kegel" zu berechnen und eine Zeitungsseite, je nach Bedarf, drei-, vier- oder mehrspaltig „aufzumachen". So kommt es, daß ich eigentlich nur zwei Dinge richtig und gründlich von der Pike auf gelernt habe: Soldatsein und Journalistik. Sie genügen meiner Ansicht nach, um allen Anforderungen, die das Leben einem stellen kann, vollauf gerecht zu werden. Das Militärleben lehrt Härte gegenüber der Faulheit des Fleisches, Disziplin in allen Lagen und Kameradschaftlichkeit. Der Journalismus erfordert ein bestimmtes Maß von Tatsachenwissen, das man sich wohl oder übel aneignen muß, weitet unablässig den Blick, fördert entwickelnd den Sinn für das Wesentliche im scheinbaren Wirrwarr des politischen und wirtschaftlichen Geschehens und weckt alle schlummernden technischen und künstlerischen Talente. Braucht man mehr, um für den Kampf ums Dasein gerüstet

zu sein? Es kommt nun nur noch darauf an, von alledem zur richtigen Zeit den rechten Gebrauch zu machen; das freilich ist nicht immer so ganz einfach!

Nach einigen Startschwierigkeiten erschien im April des Jahres 1923 das „Deutsche Tageblatt“ auf dem Berliner Zeitungsmarkt. Vom ersten Tage an mußte das junge Unternehmen schwer um seine Existenz ringen. Die Reichshauptstadt schien unter einer Flut von periodischen Druckerzeugnissen aller Art erstickt werden zu sollen. Neben den alteingeführten Zeitungen und Zeitschriften entstanden in buntestem Reigen fast tagtäglich neue Organe. Es war wie eine Seuche. Nicht nur jede politische Gruppe und jedes Grüppchen wollte ein eigenes Blatt haben, sondern auch die obskursten Vereine glaubten es dem Glanz ihres Namens schuldig zu sein. In der Mehrzahl der Fälle hatten alle diese Unternehmen nur ein kurzes Leben. Sie wurden mit großem Geschrei ins Dasein gerufen, machten eine Weile von sich reden, und wenn das Gründungskapital verbraucht war, stellten sie das Erscheinen wieder ein. Als Leidtragender blieb gewöhnlich der Drucker zurück, der eine Zeitlang Vorschüsse geleistet hatte in der Hoffnung, das lecke Schiff doch noch flott zu bekommen, denn in dieser Zeit der mehr und mehr zurückgehenden Wirtschaft mußte er immer wieder den Versuch unternehmen, sein Personal zu beschäftigen und Futter für seine Maschinen zu beschaffen.

Die Arbeit machte mir Freude, und ich lebte mich rasch ein. Meine Arbeitskameraden in dem kleinen Redaktionsstabe waren vernünftige und ruhige Leute, teils ehemalige Offiziere, teils Literaten, die keinen jüdischen Anhang hinter sich hatten und deshalb bei der „Großen Presse“ bisher kein Echo und keinen Rückhalt hatten finden können. Die deutschvölkische Parteileitung kümmerte sich wenig um das Blatt, als sie die offensichtlich übersteigerten Hoffnungen, die sie sich seinetwegen gemacht hatte, nicht sogleich erfüllt sah. Hinzu kam, daß auch unser Blatt von vornherein finanziell nicht genügend fundiert war. So blieb uns ein mehrfacher Wechsel des Druckers mit allen Widerwärtigkeiten finanzieller Auseinandersetzungen nicht erspart, nachdem Freund Schulze hatte erklären müssen, am Ende seiner finanziellen Leistungsfähigkeit angelangt zu sein.

Als Schriftleiter für den Handelsteil hatte ich begonnen, die weitere Entwicklung und die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich bald zum

Hauptschriftleiter emporstieg. Das war aber mehr ein schöner Titel als eine Tätigkeitsbezeichnung. In Wirklichkeit war ich „Mädchen für Alles“ und insofern die Seele der Redaktion, als ich am längsten bei ihr aushielt. Meine Kollegen und Mitarbeiter wechselten immerzu, sie kamen und gingen; meist hatten sie nach ein paar Wochen oder spätestens Monaten irgendwo etwas Besseres gefunden. Nur ich blieb, weil ich mich durchbeißen wollte. Ich arbeitete vom frühesten Morgen bis in die späte Nacht hinein. Für den politischen Teil zeichnete ich ebenso wie für den Handelsteil verantwortlich. Zweimal in der Woche hatte ich einen Leitartikel und für jeden Sonnabend eine aktuelle Wochenübersicht zu liefern, außerdem mußte ich häufig als Parlamentsberichterstatter einspringen, den Gerichtsdienst wahrnehmen oder mit der linken Hand den kommunalen Teil erledigen, wie es die Umstände gerade mit sich brachten. Auf diese Weise bin ich unter anderem zum ersten Male mit dem weitverzweigten Kommunalwesen der Reichshauptstadt in Berührung gekommen.

Der Leiter der Deutschvölkischen Freiheitspartei war Herr Albrecht von Graefe, ein aufrichtiger, innerlich vornehmer Mann, ein Grandseigneur alten Schlages. Die Politik betrachtete er als eine Art edlen Sport. Hätte er in früheren Jahrhunderten gelebt, würde er sich statt der Politik vermutlich dem Minnesang, dem Weidwerk oder der Zucht edler Pferde gewidmet haben. Er hielt als Reichstagsabgeordneter schöngeschliffene, geistvolle Reden, die selbst seine politischen Gegner in Bann schlugen und das ästhetische Entzücken der Kenner erregten, aber nicht in die Breite und noch weniger in die Tiefe drangen. Gegenüber den Mitgliedern und nach außen hin wurde die Partei gewöhnlich durch Reinhold Wulle repräsentiert, eine blendende, noch jugendliche Erscheinung. Die weiblichen Parteimitglieder himmelten ihn an und priesen seine Siegfriedsgestalt. Wulles Versammlungen waren immer überfüllt, aber es waren fast immer die gleichen Leute, die ihm zujubelten. Wenn er sprach, konnte er viele Register ziehen, vom sanftesten pastoralen Tremolo bis zum gellenden Appell an Deutschlands alte Größe war alles drin. Aber man blieb schließlich doch kalt. Merkte man, daß Mensch und Werk, Gesinnung und Tat, Wort und Handlungen nicht aus einem Guß waren?

Alle übrigen Parteihäupter sind herzlich unbedeutend, nur selten lassen sie sich herbei, für ihre Zeitung einen Aufsatz zu schreiben. Tun sie es einmal, so schinden sie ein riesiges Honorar heraus, obwohl sie die kata-

strophale Finanzlage der Zeitung kennen. Wir Schriftleiter laufen dafür mit geflickten Anzügen herum.

Inzwischen war das Leben in Berlin, äußerlich betrachtet, wieder in einigermaßen normale Bahnen zurückgekehrt. Die bis ins Jahr 1922 hinein einander jagenden Streiks waren eingeschlafen, die Schießereien und Krawalle auf den Straßen seltener geworden. Nur hier und da einmal gerieten ein paar Demonstrationszüge aneinander, denn demonstriert wurde nach wie vor viel und eifrig, für Lohnerhöhungen, gegen die „Klassenjustiz", für die Ausdehnung des Wahlrechts auf Jugendliche, für Erleichterung der Ehescheidung, gegen die Strafbarkeit der Abtreibung, für die freie Liebe und gegen die Polizeistunde. Die Bevölkerung glich einem Meer, das, einmal bis in seine unheimlichsten Tiefen aufgewühlt, die Ruhe seiner Oberfläche nicht so bald wiederfinden konnte. Im übrigen sorgte eine Fülle von zersetzenden politischen und wirtschaftlichen Kräften dafür, daß eine Befriedung der Öffentlichkeit, ein innerer und äußerer Wiederaufbau des Volksganzen und aller seiner Glieder nicht stattfinden konnte.

Die Reichsgewalt oder das, was man als solche bezeichnete, war immer wieder heftigsten Erschütterungen ausgesetzt. Im Rheinland zwar war der Spuk des von den Franzosen ausgehaltenen Separatismus verflogen; das Volk hatte sich schließlich erhoben und dem landesverräterischen Treiben ein blutiges Ende bereitet. Bei Königswinter hatten die Knüppel und Fäuste Westerwälder und Hunsrücker Bauern die Hauptschar der Separatisten, die in einem Seitental des Rheins eingekesselt worden waren, in einer Schlacht von wahrhaft antiker Großartigkeit zusammengeschlagen. In Pirmasens, dem Hauptort der Pfälzer Schuhindustrie, hatten treugebliebene Arbeiter das Gesindel im Rathaus zusammengetrieben und bis auf den letzten Mann niedergemacht. In Thüringen und Sachsen jedoch gärte es immer noch. Unter dem Einfluß des politischen Katholizismus nahm der Gedanke der Trennung Bayerns vom Reich erneut greifbare Formen an. In allen diesen Fällen war der Einfluß des Judentums im Hintergrunde sichtbar.

Nicht nur in der Politik gab das jüdische Element den Ton an. Das Judentum hatte sich auch der Kunst und des übrigen Kulturlebens bemächtigt, und die Zentrale dieses Teiles seines Herrschaftstrebens war Berlin. Hier hatte auch das Piratentum der Juden am schnellsten und umfassendsten auf das wirtschaftliche Gebiet übergegriffen. Damals ent-

stand der Begriff des jüdischen Schiebertums. Typen wie Parvus-Helphand, Sklarz, Kutisker und Barmat häuften Millionen auf, entweder durch unsaubere Börsenmanöver oder dadurch, daß sie den Staat und die öffentlichen Kassen um Riesenbeträge begaunerten. Auf der anderen Seite stand das unübersehbare Heer der Arbeitslosen, die in der durch irrsinnige Tributleistungen an das feindliche Ausland geschwächten deutschen Volkswirtschaft keine Beschäftigung finden konnten. Der Wahnwitz der allgemeinen Geldentwertung, die Inflation, raste sich aus. Schließlich konnte man für einen schmutzigen Papierschein, auf dem die Worte „Wert Eine Million Reichsmark" gedruckt waren, kaum noch ein Brötchen kaufen, das früher drei Pfennige gekostet hatte. Rentenempfänger und Pensionäre, Menschen, die ihr ganzes Leben lang für die bescheidene Ruhe ihres Lebensabends gedarbt und gespart hatten, sahen sich plötzlich vor dem Nichts. Sie verhungerten in ihren ungeheizten Stuben, fielen auf offener Straße vor Entkräftung um oder hingen sich im Tiergarten an einen Baum. Die Öffentlichkeit nahm von solchen Fällen kaum noch Notiz.

Erbittert standen die ehemaligen Kriegsteilnehmer, die alten Frontsoldaten. Sie waren einst hinausgezogen, um ein besseres und schöneres Deutschland zu erstreiten, nun waren sie zurückgekehrt und fanden ein Chaos. Die Regierung und die herrschenden Kreise erinnerten sich ihrer nur, wenn sie sie brauchten. Sie waren gut genug gewesen, gegen die Separatisten und Spartakisten einigermaßen Ordnung zu schaffen, sie hatten der Hydra der reichsfeindlichen Rebellionen im mitteldeutschen und im süddeutschen Raum die Köpfe abgeschlagen. Am Annaberg in Schlesien waren es die Frontsoldaten gewesen, die dem weiteren Einbruch der Polen in deutsches Land erfolgreich entgegengetreten waren. Wenn man die Frontsoldaten aber nicht mehr brauchte, schickte man sie wieder nach Hause nicht nur ohne Dank, sondern obendrein noch mit Hohn und Spott. Die jüdische Presse, satanisch in ihrem Haß gegen alles, was deutsch war, durfte sie tagtäglich begeifern und ihre Ideale in den Schmutz treten. Die Frontsoldaten hatten dieser Republik es ermöglicht, daß sie überhaupt ihr schäbiges Dasein fristen konnte; dafür wurden sie als Kanaillen behandelt und mußten sich sagen lassen, sie hätten es nur ihrer eigenen Dummheit zuzuschreiben, daß sie es über vier Jahre an der Front ausgehalten hätten.

Als Folge der Inflation war auch mein Leben immer mühseliger ge-

worden. Hatte man Gehalt empfangen, so zerrann einem dessen Werk buchstäblich unter den Händen. Längst war man von den monatlichen Zahlungen zu wöchentlichen und schließlich täglichen übergegangen. Morgens in der Frühe, kaum daß die Banken geöffnet hatten, bekamen wir Schriftleiter aus der Kasse ein paar Geldscheine in die Hand gestopft. Dann suchte jeder nach einer Gelegenheit, um möglichst noch im Laufe des Vormittags auf die Straße zu kommen. Man mußte einkaufen, denn am Abend erhielt man unter Umständen für das Geld überhaupt keine Ware mehr. Schleichhandel und Durchstechereien im Großen und im Kleinen waren überall an der Tagesordnung. Ganze Straßenzüge in Berlin glichen orientalischen Bazaren oder jüdischen Trödelmärkten. An allen Ecken standen Straßenhändler herum, laut ihre Waren anpreisend, deren Herkunft einer Prüfung, die Redlichkeit des Erwerbes betreffend, nicht immer standgehalten hätte. Wer sich zum Kauf verleiten ließ, wurde nicht selten schamlos betrogen.

Mir tat zu dieser Zeit ein neuer Anzug dringend not. Am Alexanderplatz herumstreifend, verglich ich kummervoll immer wieder den Inhalt meines Geldbeutels mit den Preisen in den Auslagen, die alle halbe Stunde ausgewechselt wurden und dann jedesmal hinten eine Null mehr angehängt hatten. Tiefsinnig stehe ich vor einem Schaufenster und betrachte die dort ausgestellten Herrlichkeiten. Dieser Anzug dort wäre gewiß das Rechte für mich, aber ich darf gar nicht daran denken. Eine Stimme hinter mir flüstert: „Sie möchten einen Anzug kaufen, die hier sind ja viel zu teuer. Ich habe einen wunderbaren Anzug für Sie, der noch nicht den dritten Teil kostet." Da der Mann nicht jüdisch aussah und auch sonst nicht gerade einen üblen Eindruck machte, bekundete ich mein Interesse. Im nächstbesten Hausflur wurde eine kurze Anprobe des Anzugs vorgenommen, den der Mann aus einer kleinen Reisetasche entnommen hatte. Schließlich, nachdem ich noch einige Gewissensbisse niedergekämpft hatte, ging der Anzug in meinen Besitz über. Es war ein in der Tat prächtig aussehendes Stück, zu dessen Ehren man mich am nächsten Morgen in der Redaktion mit Geschrei begrüßte. Vor Stolz über meinen guten Kauf war ich nahe daran, größenwahnsinnig zu werden. Die Herrlichkeit dauerte aber nur wenige Tage, — bis zum nächsten Platzregen. Ich war, unter ihm hindurcheilend, von der Redaktion zu einer Reichstagssitzung gegangen, hatte dabei den Tiergarten durchquert und dort schon das unbestimmte Gefühl, daß mit meinem neuen Anzug

etwas passiert sein müsse. Er kam mir auf einmal so eng vor und hatte doch vorher so schön gepaßt. Der Pförtner am Portal III des Reichstags, wo sich der Eingang für die Journalisten befand, schien mich heute trotz des freundlichen Grüßfußes, auf dem wir seit langer Zeit miteinander standen, mit einem erstaunten Blick zu mustern. Ich gehe zum Fahrstuhl, vorbei an dem großen Garderobenspiegel, und sinke bei meinem Anblick schier in den Boden. Die Ärmel reichten mir kaum noch über die Ellenbogen, die Hosen hörten über der halben Wade auf, und der ganze Anzug sah aus, als hätte ich ihn gerade aus einem Abfallhaufen der Müllabfuhr herausgezogen. In der Folgezeit habe ich viel Spott und unzarte Witze wegen meines Habitus einstecken müssen. Denn da ich den Anzug nun einmal hatte und meine sonstige Garderobe an Reichhaltigkeit ziemlich alles zu wünschen übrig ließ, mußte ich ihn geraume Zeit weitertragen, so gut es ging. Die Sache schlug mir aufs Gemüt, denn ich wurde fast menschenscheu, weil ich mich freiwillig nirgendwo blicken ließ, wo ich unter fremde Leute geraten konnte. Schließlich habe ich die Sache mit Humor überwunden, aber oft an die armen Schlucker denken müssen, denen es noch schlimmer ging als mir und die infolgedessen derartigen schamlosen Betrügereien tagtäglich widerstandslos ausgeliefert waren.

Als ich zum erstenmal mit der Aufgabe betraut, ein Stimmungsbild über die gerade stattfindende Sitzung zu schreiben, den Reichstag betreten hatte, war ich nicht ganz frei von dem Gefühl der Befangenheit und einer gewissen Ehrfurcht. Dies also war das Haus, in dem die Gesetze für das deutsche Volk vorgeschlagen, beraten und verabschiedet wurden! Würde ich kleiner Mann aus der Provinz hier überhaupt den Mut fassen dürfen, mich mit kritisch gespitztem Schreibstift diesen erhabenen Ereignissen zu nähern?

Auf die Journalistentribüne getreten, schließe ich einen Augenblick wie geblendet die Augen. Kaum wage ich mich umzusehen. Der Saal, von einer mächtigen Glaskuppel überwölbt, ist ganz in kastanienbraunem Holz getäfelt. Auf der einen Längsseite erhebt sich der hohe Sitz des Präsidenten, rechts und links davon die Estraden für die Mitglieder einer hohen Regierung. Gegenüber an der Wand ist die Loge, die ehemals für den Kaiser und die Mitglieder regierender Häuser bei etwaigen Reichstagsbesuchen bestimmt war; rechts und links davon Tribünen für das Publikum. Auf der einen Schmalseite ist die Journalistentribüne,

auf der ich nun zögernd und mit viel Minderwertigkeitsgefühlen Platz nehme, und auf der anderen Seite gegenüber ist noch eine. Plätscherndes Wortgemurmel dringt an mein Ohr. Von der Rednertribüne, zu Füßen des Präsidentensitzes, spricht ein Männchen. Es scheint sich sehr zu ereifern, hat ein dickes Manuskript vor sich liegen und redet unentwegt. Aber was ist das? Es hört ihm sozusagen gar kein Mensch zu. Die Sessel im Parkett sind fast alle unbesetzt. Auf der Regierungsestrade gähnende Leere. Nur der Herr Präsident sitzt, wo er sitzen soll, macht aber ganz den Eindruck, als ob auch er lieber draußen wäre. Sein Gesicht ist gelangweilt, und von Zeit zu Zeit glaube ich zu bemerken, daß er sich verstohlen mit einem Brieföffner der Pflege seiner Fingernägel widmet. Das Männchen redet noch immer. Später hat man mir erzählt, es sei Herr Gothein von den Demokraten gewesen, dessen Reden wegen ihrer Langatmigkeit und Langeweile geradezu gefürchtet waren. Folgenden hübschen Vers hatte man auf ihn gedichtet: „Belebend wirkt das Koffeïn, einschläfernd aber Gotheïn.'

Kurz bevor sich der Sermon des Herrn Gothein dem Ende zuzuneigen schien, betraten einige seiner Fraktionskollegen den Saal. Wie Leidtragende um ein Grab scharten sie sich halbkreisförmig zu Füßen des Redners und heuchelten Interesse, indem sie von Zeit zu Zeit einen geistvollen Zwischenruf, wie „Hört! Hört!", „Sehr richtig!" und „Bravo!" einwarfen. Herr Gothein, von diesen Sympathiekundgebungen sichtbar belebt, kam nun zum Endspurt. Noch einmal warf er emphatisch die Hände in die Luft, brach ab und verließ mit seinen Kollegen, jeder Zoll ein Triumphator, den Saal, worauf ich ihn nach zehn Minuten alsdann bei einem Rundgang durch das Gebäude, im Restaurant mit einem gewaltigen Rumpsteak beschäftigt, wiederfand.

Nur selten belebte sich das trübselige Bild der Reichstagssitzungen, wenn ein Regierungsmitglied oder einer der Parteihäuptlinge das Wort ergriff. Dann schrillten durch das ganze Haus Klingeln, und quäkende Lautsprecher kündigten das Ereignis an. Ihr Schall trieb die Herde zusammen.

Nun kommen sie durch die Türen geströmt, die meisten aus dem Restaurant aufgescheucht, noch mit kullerndem Adamsapfel den letzten Bissen hastig im Schlund würgend, oder aus der „Leichenkammer", jenem halbdunklen Wandelgang, dessen breitauslaufende Klubsessel so unwiderstehlich zum Verdauungsschläfchen verführen.

Hereintritt Herr Eisenberger, einziges Mitglied des Bayerischen Bauernbundes. Angetan mit dem heimischen kurzen grünen Janker, den „Krachledernen", die Knie nackt wie sichs gehört, läßt er in schöner Unbekümmertheit die doppelgenagelten Bergstiefel wuchtig aufs Parkett knallen: „Mir sein mir!" Man sieht es ihm an, — wäre es nicht wegen der schönen Tagegelder, und übte das Sündenbabel Berlin nicht auch auf sein Provinzgemüt jene magische Anziehungskraft aus, die gerade die Männer bajuwarischen Stammes damals den Genüssen der Reichshauptstadt zwar heimlich, aber dafür um so intensiver fröhnen ließ, was sie dann hinwiederum in Stand setzte, zurückgekehrt, am heimischen Herd mit vor Entrüstung bebender Stimme zu berichten, wie mannhaft sie allen Versuchungen in dem „preußischen Saustall" widerstanden, — wäre es also nicht aus diesen und ähnlichen Gründen, würde sich Herr Eisenberger nie so weit erniedrigt haben, die benzingeschwängerte Atmosphäre Berlins für die würzige Höhenluft seiner engeren Heimat einzutauschen. Es ist ein schweres Opfer, das er damit bringt, hoffentlich wissen es seine Bauern zu würdigen. Ein einziges Mal nur im Jahre, bei der Reichshaushaltsdebatte, erweist Herr Eisenberger dem Hause die Ehre, ihn anhören zu dürfen. Man tut dies mit vielem und allgemeinem Vergnügen, wenn man auch von seinem Dialekt, den er in selbstbewußter Koketterie pflegt, nicht viel versteht; was übrigbleibt, meist saftige Kernausdrücke aus dem Gebiete der Landwirtschaft, genügt immer noch, um die mitschreibenden Stenographen zur Verzweiflung zu bringen und dem Herrn Präsidenten ein mildes Kopfschütteln zu entlocken. Er ist halt ein „Urvieh" der Herr Eisenberger, ein Original, da kann man nix machen!

Nun schiebt sich Teddy Thälmann heran, seines Zeichens Transportarbeiter aus Hamburg, Führer der Kommunisten. Es geht die Sage, die wirklichen Beherrscher der Partei, die sich klug im Hintergrund halten und nicht weit von den Börsenpalästen und Bankkontoren zu suchen sein dürften, hätten Herrn Thälmann deshalb zum offiziellen Leiter erkoren, weil er der Dümmste sei, den sie finden konnten. Die Drahtzieher hinter den Kulissen lieben es nicht, wenn die Figuranten, die vorn auf der Bühne herummanövriert werden, eigene Ideen und selbständige Gedanken haben. Ein Blick in das Gesicht Thälmanns genügt, um erkennen zu lassen, daß diese Gefahr bei ihm nicht besteht.

Schulter an Schulter erscheinen Rudi Breitscheid und Philipp

Scheidemann. Im allgemeinen können sie sich gegenseitig nicht ausstehen, aber in Rücksicht auf die Tribünen müssen sie so tun, als ob sie die Säulen der einheitlichen Vertretung des werktätigen Volkes sind, wie sich die Sozialdemokratie noch immer gerne nennen hört, obwohl längst schon die Kommunisten diesen Titel für sich gepachtet zu haben glauben. Der „schöne Rudi" gilt als Finanzgenie, darf deshalb öfters zu Etatsfragen von Partei wegen sein Licht leuchten lassen und verblüfft dann durch seine Virtuosität in der Kunst, viel zu reden und nichts zu sagen. Die äußerliche Eleganz seines Auftretens entspricht seiner Eitelkeit. Ein Journalist hat ihn als „Mitteldinq zwischen Lord und Oberkellner" treffend charakterisiert. Scheidemann zehrt nur noch von seinem Ruhm aus den Kampfzeiten der Sozialdemokratischen Partei unter dem Kaiserreich und der Tatsache, daß er am 9. November 1918 von einem Eckfenster des Reichstages aus die Republik verkündete. Hinterher brachte ihm diese spontane Tat viel Ärger und Verdruß, weil danach alles drüber und drunter ging. Die eigene Partei warf ihm nun vor, er habe verfrüht gehandelt und hätte lieber noch ein paar Tage warten sollen, bis man die Dinge klarer hätte überschauen können, aber das übersteigerte Geltungsbedürfnis sei damals wieder einmal mit Scheidemann durchgegangen. So wob schon zu seinen Lebzeiten die Legende einen Kranz um sein spärliches Haupthaar. Auch einen Attentatsversuch wollte er siegreich bestanden haben. Angeblich war auf einem Spaziergang in der Nähe von Kassel aus dem Gebüsch ein Mensch auf ihn zugestürzt und hatte ihm aus einem Gummiapparat Blausäure ins Gesicht gespritzt. Böse Zungen erklärten die Geschichte als einen Bluff, der Scheidemann den Zeitgenossen wieder einmal ins Gedächtnis bringen sollte. Tatsächlich sei zur fraglichen Stunde um Herrn Scheidemann eine blausäureartige Duftwolke unverkennbar zu spüren gewesen. Sie sei aber seinem Munde entströmt und habe ihre Ursache in den Quantitäten des vorher reichlich genossenen Kirschwassers gehabt.

Bei den Rechtsparteien, unter den Deutschnationalen, führte meistens Graf Westarp den Reigen an. Wie alle Männer seiner politischen Farbe, war er im Grunde genommen ein redlicher Mann, der für seine Überzeugung eintrat, aber mit dieser kein Echo im Volke zu erwecken und in gar keiner Weise mitreißend zu wirken vermochte. Diese Leute trauerten unentwegt der Monarchie nach und begriffen nicht, daß diese unwiderbringlich ins Meer der Geschichte versunken war. Die Deutsche

Volkspartei vertrat, neben den Demokraten, in der Hauptsache das „gehobene Bürgertum". Unter den beiden Parteien waren die Interessen derart aufgeteilt, daß die Volkspartei vornehmlich das Industrie- und Gewerbekapital repräsentierte, die Demokraten hingegen mehr das Leihkapital, infolgedessen waren die demokratischen Vertreter zu einem großen Prozentsatz jüdischer Abstammung. Unter den Abgeordneten der Volkspartei hatte Herr Hugo Stinnes zeitweilig einen großen Nimbus, obwohl er nur anwesend war und es verschmähte, von der Reichstagstribüne aus das Wort zu ergreifen. Er wirkte mehr hintergründig und im Stillen. Das allgemeine wirtschaftliche Durcheinander hatte es ihm ermöglicht, über die kleinen väterlichen Anfänge des Kohlenhandels hinauswachsend, nach und nach einen gewaltigen Konzern zusammenzubringen, der vom Sanatorium bis zum Verlag, von der Schiffahrtsunternehmung bis zur Porzellanfabrik alle erdenklichen Erwerbsunternehmungen umfaßte. Nach dem plötzlichen Ableben des Gründers brach dieses anorganische Gebilde innerhalb weniger Wochen auseinander, es gab ein allgemeines Wettrennen um Beutestücke aus seiner Hinterlassenschaft, bei dem einige Bankiers, die den Stinneskonzern schon lange mit scheelen Augen beobachtet hatten, den Löwenanteil davontrugen.

Der alte Jurist Professor Kahl gehörte zwar zur Deutschen Volkspartei, hatte aber ein stark republikanisch pochendes Herz, und wurde deshalb auch von den Demokraten als einer der Ihrigen betrachtet. Er brachte bei seinen Reichstagsreden den Ton des geübten in allen Sätteln gerechten Kathederredners mit, zergliederte jeden Gegenstand juristisch haarscharf und genau bis in die kleinsten Bestandteile und war sehr gekränkt, wenn sich die Mehrheit des Hauses trotz alledem von seinen Darlegungen nicht überzeugen ließ.

Auf der Regierungstribüne wechselten die Gestalten häufig. Die Regierungen waren jeweils nur kurzlebig, denn jede der „regierungsfähigen" großen Parteien wollte einmal drankommen. Man sah da Herrn Josef Wirth, dem das zeitweilige Versehen des Reichskanzleramtes sichtbarlich gut bekommen war. Zu Beginn seiner Karriere als Abgeordneter hatte er recht verhungert ausgesehen, nun hatte er einen Kopf wie ein feister Löwe und einen Bauch. Dann gab es da noch Herrn Fehrenbach, Zentrumsabgeordneter und Schildhalter des politischen Katholizismus wie sein Kollege Wirth. Er war das Urbild eines Philisters, schwunglos und zum Sterben langweilig, dabei aber von der eigenen Würde voll

überzeugt. Als Vertreter Deutschlands auf einer der vielen Nachkriegskonferenzen hatte er das unauslöschliche Gelächter ganz Europas entfesselt, als er versucht hatte, den versammelten internationalen Pressevertretern politische Offenbarungen zu versetzen, so wie er sie verstand und mit jämmerlichen ausländischen Brocken untermischt. Am Schluß der Szene hatten einige höfliche Pressevertreter die Liebenswürdigkeit, zu bemerken, Herr Fehrenbach beherrsche das Französische doch schon recht nett, worauf sich ein wilder Streit entfesselte, weil andere Zuhörer schworen, Herr Fehrenbach habe englisch gesprochen.

Der Mann, der aber so recht eigentlich dieses Zeitalter verkörperte, war Herr Stresemann. Durch seine jüdische Frau war er empor und in die hohe Politik gekommen. Als einige ausländische Zeitungen, offensichtlich nach vorheriger Verabredung, die Humanität seiner Gesinnung und seines Auftretens priesen, die besonders darin ihre Kennzeichnung gefunden habe, daß er bei einer Konferenz seine Füße nach Freimaurerart in einem bestimmten Winkel gestellt hatte, galt Stresemann in den einschlägigen Kreisen als derjenige, der Deutschland goldenen Zeiten zuführen würde. In verblendeter Selbstüberschätzung fiel er unaufhörlich auf die geschickt angebrachten und seiner Eitelkeit schmeichelnden hohlen Phrasen seines gerissenen Gegenspielers, des alten Fuchses Briand, der damals französischer Ministerpräsident war, herein und führte die deutsche Außenpolitik von einer Niederlage und Enttäuschung zur anderen. Auch er starb eines Tages überraschend schnell. Seine Anhänger versicherten, die Nationalen hätten ihn zu Tode gehetzt und ihm das Herz gebrochen, seine Gegner wieder behaupteten, es sei Herzverfettung gewesen.

Diese und andere Parlamentsgeheimnisse und Anekdoten bekam der journalistische Neuling am besten im Erfrischungsraum der Reichstagspresseleute zu hören. Er lag weitab vom Getriebe, hübsch still für sich, fast unter dem Dach, und man hatte ihn in liebenswürdiger Selbstironie den Entenpfuhl getauft. Hier konnte man hören, wie die Nestoren ihres Faches in Erinnerungen kramten. Einige von ihnen konnten auf eine über dreißigjährige Tätigkeit zurückblicken und hatten noch im Reichstag Reden Bismarcks erlebt. Die Handvoll völkisch-nationaler Schriftleiter blieb im allgemeinen abgesondert und für sich. Wir galten nicht für voll, sondern als Radaubrüder, die vor nichts Respekt hatten und in den erhabenen Kreis nicht hineingehörten. Uns, die Betroffenen, focht das

wenig an, wir blieben, wo wir waren und was wir waren und zahlten, wenn es not tat, die uns entgegengebrachte Nichtachtung mit Ironie und Sarkasmus heim.

In den kurzen dienstfreien Stunden konnte uns das rauschende Berliner Vergnügungsleben nicht allzusehr in seinen Bann schlagen. Nicht, daß wir zu tugendhaft gewesen wären, es fehlte eben eine Reihe von Voraussetzungen, vor allem auf finanziellem und ästhetischem Gebiet. Trug man beispielsweise ein paar sauer genug verdiente Mark in ein Theater, so tauschte man nur Enttäuschung, Ärger und Wut dagegen ein. Es war dahin gekommen, daß unter den fünfzig Direktoren führender Berliner Theater nur ein einziger Nichtjude war. Das Gebotene war dementsprechend. Im preußischen Staatstheater inszenierte der Jude Jeßner Schillers „Räuber" als spartakistisches Spektakelstück mit geschwungenen roten Fahnen und dem Gesang der Internationale. Monatelang gastierte in der Reichshauptstadt die polnisch-jüdische Theatergesellschaft „Habima", deren in jiddischer Sprache dargebotene Ergüsse die tonangebende jüdische Presse als letzte und tiefste künstlerische Offenbarungen pries. Das Tollste, was mir aber begegnet ist, war im Lessing-Theater das Stück „Haus Danieli", verfaßt und inszeniert von zwei Juden. Das Ganze war eine schamlose Frechheit, unvorstellbar in irgendeiner normal und gesund empfindenden nationalen Gemeinschaft. Der Jude Kortner-Cohn spielte die Hauptrolle, die zeigte, wie ein eingewanderter Jude Danieli eine deutsche Fürstentochter entehrt und an Stelle des Fürstenhofes ein Bordell einrichtet. Hier überschlug sich geradezu der haßerfüllte jüdische Triumph, der jetzt die Zeit gekommen sah, die letzte Maske fallen zu lassen und ein hohnvolles Siegesgeschrei darüber anzustimmen, daß er dem Deutschen den Fuß in den Nacken setzen konnte. Nicht viel besser sah es beim Film aus.

Anfänglich war es bei derartigen Anlässen zu Theaterskandalen gekommen. Die jüdische Presse wies aber haarscharf nach, daß Kundgebungen gegen diese Stücke und Filme die republikanisch verbriefte Freiheit der Kunst beeinträchtigten, unerlaubte antisemitische Provokationen darstellten und somit eigentlich polizeilich nicht statthaft seien. Der allmächtige Polizeivizepräsident von Berlin, Bernhard Weiß, der noch vor nicht allzulanger Zeit den kennzeichnenden Vornamen Isidor getragen hatte, verstand diesen Wink mit dem Zaunpfahl. Von nun an waren in den Theatern und Kinos Geheimpolizisten verteilt, die diejenigen aus dem

Publikum, die all diesem Unrat nicht widerspruchslos zusehen wollten, aus dem Theater entfernten und sie die Nacht über auf der nächsten Polizeiwache festhielten.

Bedeutend duldsamer war die Berliner Polizei gegenüber den Spielklubs, die sich zu Hunderten aufgetan hatten, und zwar deshalb, weil Isidor Weiß selber sich oft bereitfinden ließ, in diesen Klubs Gastrollen zu geben und in ihnen erhebliche Summen umzusetzen. Noch im Jahre 1931 war diese Spielklubkorruption derart im Gange, daß ich mich veranlaßt sah, sie in der Presse nachdrücklich öffentlich anzuprangern. Isidor Weiß fand einen Staatsanwalt, der deshalb Anklage gegen mich erhob, er selbst trat als Zeuge auf und schwor einen jüdischen Eid, daß er nie in seinem Leben in einem Klub gespielt habe, es sei denn harmlose Sächelchen, wie Skat oder Sechsundsechszig. Einige seiner Beamten traten als willfährige Eideshelfer auf, das Gericht entschied, daß mein Wahrheitsbeweis mißglückt sei und verdonnerte mich wegen schwerer Beleidigung eines hohen Beamten zu vier Monaten Gefängnis. Als im Herbst des Jahres 1933 in Abwesenheit des Weiß, der inzwischen aus Deutschland geflohen war, der Prozeß nochmals aufgerollt wurde, kam zutage, daß sämtliche Eide, die zur Entlastung des jüdischen Polizeihäuptlings geschworen worden waren, ebenso wie natürlich sein eigener falsch oder mindestens grob fahrlässig gewesen waren. Ein Kriminalrat, der mit besonders frecher Stirn den Weiß reinzuwaschen versucht hatte, wurde wegen Meineides zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Man sieht hieraus, welcher Methoden sich das Judentum bediente und daß es vor keinem Verbrechen zurückscheute, wenn es galt, seine Macht zu befestigen, die ihm die Katastrophe vom November 1918 in die Hände gespielt hatte.

Die Atmosphäre in den Spielklubs war sehr eigenartig. Ich habe von ihnen mehrere verschiedentlich besucht, besessen von dem Berufslaster aller Journalisten, der unwiderstehlichen Neugierde. Ich habe dabei aber weder etwas gewonnen noch verloren, weil ich dem Reiz, den das Glücksspiel haben soll und dem schon so viele Opfer gebracht worden sind, keinerlei Gefühl entgegenbringen kann. Es ist dies nicht mein eigenes Verdienst oder ein Zeichen granitener Charakterstärke, sondern einfach eine Veranlagung. Wahrscheinlich haben meine Vorfahren ihr tägliches Brot zu hart erarbeiten müssen, als daß das glückliche oder unglückliche Spiel des Zufalls dabei anziehend auf mich wirken könnte.

Dafür hatte ich um so mehr Zeit, die Typen zu studieren, die um die Spieltische versammelt waren. Schon allein die Verschiedenheit der einzelnen Klubs in Milieu und Besuchern war einer näheren Betrachtung wert. Da gab es alle Abstufungen, vom Unternehmen, das sich eine ganze Villa leisten konnte oder eine Flucht von Sälen Unter den Linden und seinen wahren Zweck unter hochtrabendem Namen und der angeblichen Förderung der Landespferdezucht tarnte, bis zum gelegentlich tagenden Kreis von Falschspielern, die Dumme zu rupfen suchten und Nacht für Nacht, im Berliner Osten herumzigeunernd, das Quartier wechselten. Die Unternehmer waren fast ausschließlich Juden, nur selten gab ein verkrachter Offizier oder Adliger dafür seinen Namen her. Trotzdem und weil bei den Juden im Punkte des Geldverdienens jede Rücksichtnahme wegfällt, standen die einzelnen gleichrangigen Klubs in starkem Konkurrenzkampf untereinander. Man scheute sich nicht, wenn es gerade so paßte, sich gegenseitig des gewerbsmäßigen Falschspiels zu bezichtigen, in der Hoffnung, damit den Konkurrenten in Mißkredit zu bringen und ihm die Kundschaft abspenstig zu machen. Mehrere Zeitschriften lebten geradezu davon, daß sie im Dienste einer Gruppe von Spielklubinteressenten Enthüllungen dieser Art brachten. Oftmals drohten sie solche auch nur an und brachten einige Andeutungen, um die Gegenseite zu veranlassen, Schweigegelder zu zahlen. In der wilden Zeit zwischen dem November 1918 und dem Frühjahr 1921 hatte sich auch das Berufsverbrechertum auf die Spielklubs spezialisiert. Es kam nicht selten vor, daß mehrere Gäste, wenn gerade viel Geld auf den Tischen lag, plötzlich unter dem unmißverständlichen Ruf „Hände hoch!" Revolver in den Fäusten blinken ließen und nicht nur mit dem baren Gelde das Weite suchten, sondern der verschüchterten Gesellschaft auch noch die Brieftaschen und Schmuckstücke abnahmen. Ein charakteristisches Vorkommnis habe ich 1924 erlebt: Nach längerem und hitzigem Spiel hatte der Bankhalter haushoch gewonnen und war gerade dabei, seine eingeheimsten Schätze dadurch sicherzustellen, daß er aufhören wollte und die Bank neu versteigert werden sollte. Auf einmal ertönte aus der geballten Menge der Herumstehenden das jedem Spieler vertraute Wort „Banko!" Das bedeutet, daß derjenige, der dies ruft, unbesehen und unter alleiniger Übernahme des Risikos gegen den Betrag, den der Bankhalter gerade vor sich hat, antreten will. Die Karten wurden gezogen, aufgeschlagen, und der Bankhalter gewann. Triumphierend überflog er

seine Barsumme, denn nun mußte der Banko-Rufer ihm nochmals den gleichen Betrag auszahlen. Der war aber nicht mehr zu finden. Als er gemerkt hatte, daß die Karten zu seinen Ungunsten schlugen, hatte er sich in der Menge unauffällig verkrümelt und ward nicht mehr gesehen.

Es wurde schon erwähnt, daß die Mehrzahl der Unternehmer aller Spielklubs jüdischer Abstammung war. Das Glücksspiel ist seinem Ursprunge nach eine orientalische Angelegenheit. Außer in der harmloseren Form des Würfelspiels war es vor dem frühen Mittelalter im germanischen Kulturkreis kein lebenbeherrschendes Element und galt mehr als zeitvertreibende Geselligkeitsbelustigung. Erst die Kreuzfahrer und die in ihrem Gefolge auftretenden Abenteurer brachten es zu größerer Verbreitung, wobei es besonders die Franzosen übernahmen. Ludwig XIV machte es in Versailles hoffähig und damit geradezu zum Daseinszweck für viele Höflinge; die kleinen deutschen Fürsten ahnten ihr großes Vorbild auch in diesem Punkte nach, und das reichgewordene Bürgertum, das sich als neuer Adel des neunzehnten Jahrhunderts fühlte, wollte nicht zurückstehen. Um Neunzehnhundert herum wurde in manchen Kasinos der feudalen Garderegimenter und in geschlossenen Gesellschaftszirkeln zeitweilig recht heftig gespielt. Es kam zu verschiedenen Skandalen, wie den des „ollen, ehrlichen Seemann", als sich gewerbsmäßige Glücksritter und Falschspieler einschlichen, so daß endlich die Gerichte einschreiten mußten. Der Spieltrieb hielt sich jedoch in bestimmten Grenzen, zumal schon der alte Kaiser Wilhelm, ebenso wie später seine Nachfolger in scharfen Kabinettsordern gegen das Spielen der Offiziere Front machten. Nun, nach der Novemberrevolte von neunzehnhundertachtzehn, hatten sich alle Schleusen geöffnet und hemmungslos ergoß sich die von den Juden geschürte Spielleidenschaft, alle Kreise der Bevölkerung umfassend. Die einzigen, die auf die Dauer dabei verdienten, waren die Unternehmer. Bei den gangbaren Glücksspielen, die sich für den Massenbetrieb in Klubs eignen, hat der sogenannte Bankhalter immer einen gewissen Vorteil. Er arrangiert das Spiel, bedient die Karten oder sonstigen Spielgeräte. Die Spiele selbst sind so ausgeklügelt, daß sie dem Bankhalter eine, wenn auch fast unmerkliche, größere Gewinnaussicht bieten als den übrigen Teilnehmern, die gegen den Bankhalter spielen. Daher drängt sich der leidenschaftliche Spieler dazu, die „Bank zu halten", und die „Bank" wird deshalb in den Klubs vom Unternehmer versteigert, das heißt, es darf derjenige als Bankhalter spielen,

der sich bereiterklärt, mit dem höchsten Betrag unter allen Interessenten die „Bank“ und damit das Spiel zu eröffnen. Zehn Prozent dieses Betrages gehen von vornherein als „Kartengeld“ an den Unternehmer, die er gänzlich risikolos einstreicht. Als Gegengabe stellt er die Räume, Geräte und Bedienung. Kein Wunder, daß die Spielunternehmer häufig schwerreiche Leute wurden. Wenn dies nicht allen gelang, so deshalb, weil schließlich zu viele sich auf das Gewerbe verlegten, dadurch die Konkurrenz zu groß wurde und endlich, weil der gesunde Sinn der Berliner Bevölkerung den Spielteufel verhältnismäßig rasch überwand. Es waren bald nur noch eng begrenzte Personenkreise, denen die Unternehmer das Geld aus der Tasche ziehen konnten.

Die „besseren“ Klubs hielten im Interesse ihres guten Rufs, den sie in Spielerkreisen bewahren wollten, auf äußere Formen. Selten kam es hier zu unliebsamen Zwischenfällen, wie Selbstmorden im offenen Saal oder Falschspiel. Dagegen waren die „fliegenden Unternehmungen“, die heute hier, morgen da ihr Domizil aufschlugen, reine Räuberhöhlen. Gewerbsmäßige Falschspieler steckten mit dem Unternehmer unter einer Decke. Die Opfer wurden durch bezahlte Mittelsmänner, „Schlepper“ genannt, in Bahnhofswartesälen, kleinen Hotels und Kneipen ausgespäht. Der Schlepper näherte sich ihnen unter der Maske des Biedermannes, der gerade Zeit hat, dem neuen Freund Berlin bei Nacht zu zeigen. Schließlich kommt man überein, irgendwo, wo es nett ist und vielleicht ein paar Mädels zu finden sein werden, ein kleines Spielchen zu machen. Am Spieltisch darf der Neuling zunächst eine Weile gewinnen. Er wird mutig, — nun verliert er, will seinen Verlust wieder aufholen, — vorhin ist es doch so schön gegangen, — jetzt haben ihn die Falschspieler im Garn; wenn er bei Morgengrauen in unbekannter Gegend mit schwerem Kopf das Lokal verläßt, hat man ihm oft nicht nur das bare Geld abgenommen, sondern ihm auch großmütig erlaubt, seine goldene Uhr oder sein silbernes Zigarettenetui als Pfand für die letzten Einsätze dazulassen, mit denen er die Wendung des Glücks erzwingen wollte.

Selbst die Arbeitslosen sind beliebte Objekte solcher Beutezüge. Auf viele wirkt das monate- und jahrelange Nichtstun demoralisierend, die Unterstützung reicht weder hin noch her. In unbestimmtem Drang, sich bewegen zu müssen, lungern sie scharenweise auf den Straßen herum. Zweimal in der Woche kommen sie, Tausende im Laufe des Tages, auf

die Wohlfahrtsämter, lassen sich durch einen Stempel in ihren Papieren bescheinigen, daß sie noch immer erwerbslos sind und empfangen ihre paar Pfennige, die sie bei guter Einteilung gerade vor dem Hungertod schützen. Stempelbrüder nennt sie deshalb der Volksmund. Aber das ökonomische Einteilen haben die meisten verlernt, sie wollen es vielfach gar nicht mehr, denn es hat ja doch alles weder Sinn noch Zweck. Nur ein Zufall kann vielleicht noch helfen, also versuchen wir ihn beim Schopf zu greifen. Gleich um die Ecke bei der Stempelstelle ist ein Kreis Elendskameraden versammelt. Es wird das beliebte Kümmelblättchen gespielt, bei dem man so höllisch aufpassen muß, und wenn man es gut macht, viel Geld verdienen kann. Aber alles Aufpassen nutzt nichts gegenüber den Tricks des gerissenen Spielhalters, der — die Masse muß es bringen — sich die Ärmsten der Armen als Opfer ausersehen hat. Buchstäblich nach ein paar Handumdrehungen ist der Arbeitslose seine Unterstützung, die drei Tage mindestens reichen sollte, los, er selber reif zum verzweifelten letzten Sprung ins Nichts oder für die Bahn des Verbrechens.

Am Sonnabendnachmittag und am Sonntag haben die Kümmelblättchenunternehmer ihre Quartiere an den Bahnhöfen der Außenbezirke, um dort die Ausflügler abzufangen. Sie sitzen an den Wegrändern, haben sich durch ausgestellte Posten gesichert, der Spieltisch ist ein aufgespannter Regenschirm. Meldet einer der Posten Gefahr, eine Polizeipatrouille oder einen Förster, wird der Schirm zugeklappt und eine angebissene Stulle aus der Rocktasche geholt. Nun sitzt nur noch ein kleiner Trupp friedlich frühstückender Spaziergänger am Waldrand.

Ein älterer Berufskamerad, der einen Verwandten hat, der Varietézauberkünstler ist, erklärt mir die Sache. Kümmelblättchen, das übrigens mit Kümmel nichts zu tun hat, vielmehr seinen Namen aus dem hebräischen „Gimmel", was Drei bedeutet, herleitet, wird mit drei Karten gespielt, gewöhnlich zwei schwarzen und einem roten Aß. Der Spieler legt vor seinem Gegner die Karten zunächst offen auf, die rote in die Mitte, eine schwarze je zur Seite. Dann werden die Karten umgedreht, aufeinandergelegt, abgehoben, wieder ausgebreitet, und nun muß der Gegenspieler raten, wo das rote Aß geblieben ist, ob es wieder in der Mitte liegt oder rechts oder links. Hat er richtig getroffen, muß ihm der Spieler seinen Einsatz verdoppeln, wenn nicht, kassiert dieser ihn ein. Indes der Gegenspieler sich mit den Augen an der Rückseite der roten Karte fest-

saugt und ihren Weg genau zu verfolgen glaubt, hat der betrügerische Spieler beim Zusammenschichten, mehrfachen Abheben und Neuverteilen durch einen geübten Kniff ihr längst einen ganz anderen Weg gegeben. Das Ganze ist so unglaublich primitiv, daß es mir unfaßlich erscheint, wie die Leute immer wieder darauf hereinfallen, sich zum Spiel animieren zu lassen. Vermutlich tun sie es aus Langeweile und innerlicher Verödung. Denn was hat ihnen das Leben, das ihnen die Revolutionsmacher von Neunzehnhundertachtzehn in „Schönheit und Würde" zu gestalten versprachen, zu bieten?

Manche Arbeitslose kämpfen bis zum letzten einen heroischen Kampf gegen ihr Schicksal. An einem schönen Sommerabend schlendere ich die Tauentzienstraße hinunter. Da bleibt mir an der Ecke des Kaufhauses am Wittenbergplatz der Fuß stocken. An der Hauswand steht ein Mann. Sauber der abgetragene Anzug, die brüchigen Stiefel blankgewichst, kerzengerade die Haltung, wie ein Soldat. Sein Blick ist weithin, irgendwohin ins Leere gerichtet. Warum steht der Mann da? Jetzt sehe ich. Der Mann trägt ein Pappschild um den Hals wie eine Ware, ein Stück Vieh, und auf dem Schild steht: „Übernehme jede Arbeit, die mir geboten wird. Spreche vier Auslandssprachen, schreibe Maschine und Stenographie, bin gelernter Landwirt, geübter Autofahrer, Reiter und Pferdepfleger." Mir schlägt das Herz bis zum Halse. Was wird geschehen? Denn das gibt es ja gar nicht, daß hier mitten im Berliner Westen ein Mensch, ein Deutscher, sich so zur Schau stellt, sich selbst verkaufen will, um nicht zu verhungern, — für ein Trinkgeld, ein Stück Brot! Jetzt fehlt nur noch, daß einer der Vorübergehenden an den Mann herantritt, seine Muskeln befühlt, ihn den Mund aufmachen läßt, um sein Gebiß zu prüfen. So hielt man es doch in ähnlichen Fällen noch vor einigen Jahrzehnten auf den Sklavenmärkten der nordamerikanischen Südstaaten. Damals hatten alle humanitären Tanten in aller Welt, die englischen an der Spitze, heiße Tränen über die entehrte Menschenwürde ihrer schwarzen Brüder vergossen, und weil es auch sonst in die geschäftliche Konjunktur paßte, wurde die Sklaverei abgeschafft. Und heute stehst Du da, Du, mein Bruder, der letzten Hülle, der Selbstscham, entkleidet, Dein zuckendes Herz bietest Du den Gaffern hin, Deine Seele unter die eigenen Füße tretend, — elender als je ein Sklave gewesen ist!

Es geschieht nichts. Die Vorübergehenden ersparen sich nach Mög-

lichkeit den peinlichen Anblick. Viele Ausländer sind darunter. Was geht sie der deutsche Arbeitslose an? Sie sind nach Berlin gekommen, weil es sich beim allgemeinen Ausverkauf der Konkursmasse Deutschland da so wunderbar billig leben läßt, aus keinem anderen Grunde. Der kleine holländische Gemüsehändler, der englische Hausknecht, sie kratzen daheim ein paar Pfund oder Gulden zusammen, mit denen können sie halb Berlin kaufen. Zu Hause sind sie nur irgendwelche armseligen Schlucker, aber in den Lokalen am Kurfürstendamm sind sie reiche Ausländer, vor denen der Geschäftsführer tiefe Bücklinge macht und die er mit Herr Baron und Mylord anredet. Für sie läßt der Jude James Klein am Schiffbauerdamm die Revue „Tausend süße Beinchen" abrollen, in der fünfhundert schlechtbezahlte Mädchen nackt wie die Schlangen sich zur Schau stellen müssen, produziert sich das Ballett Celly de Rheidt in der Bülowstraße in pornographischen Einaktern, — nur geladene Gäste haben Zutritt, die Einladungen vermittelt jeder gewandte Taxenschofför. Ein Amerikaner geht vorbei. Breite Schuhsohlen, breite Schultern, breite Kinnbacken. Ehrenfest stampft er das Pflaster. Die Deutschen sind arme Habenichtse? Geschieht ihnen recht, warum haben sie auf das Geschwätz dieses Wilson gehört; der hatte doch schon längst keine gute Presse mehr in Amerika und ist bald darauf, nachdem er die Deutschen hineingelegt hatte, an Gehirnerweichung gestorben. Das mußte man eben wissen, sonst hat man Pech gehabt. Was wollen die Deutschen eigentlich? Der gute, alte Calvin hat es schon gepredigt, daß Armut eine Strafe Gottes ist. Wer arm wird oder bleibt, ist in der Erbsünde des göttlichen Fluches im Paradiese verstrickt, das läßt sich nicht ändern; nur wer reich ist, den hat Gottes Gnadenwahl sichtbar gesegnet. Erfreulicherweise war die Wallstreet in Neuyork in den letzten Jahren an diesem himmlischen Manna stark beteiligt, die Amerikaner können sich auf den lieben Gott verlassen, die Deutschen sind von ihm verlassen worden. So ist es eben.

Die paar Deutschen unter den Straßengängern, die sich sowieso in dieser Gegend unter der Ausländerflut nur geduldet vorkommen, wenden den Blick zur Seite. Sie schämen sich ein bißchen, — geradezu peinlich ist es, wie der Mann dasteht, wie ein lebendiger Vorwurf. Ein Arbeitsloser? Es gibt so viele davon. Morgen gehört man vielleicht auch dazu!

Nur die Dirnen, die ihren Stammplatz an der Ecke haben, beachten

ihn; wenig freundlich, mit giftigen Blicken. Denn der Mann stört ihr Geschäft, weil er alle Männer zwingt, in die Luft zu starren und die Schritte zu beschleunigen.

Meine erste Aufwallung ist, dem Manne Geld zu schenken. Dann schäme ich mich dieser Regung. Der Mann ist mein Schicksalsgefährte, mein unbekannter Kamerad, vielleicht haben wir im Kriege, ohne von einander zu wissen, im selben Schützengraben gelegen. Ich kann ihm kein Almosen anbieten.

Inzwischen ist es dunkel geworden, die Lichter flammen auf. Der Mann nimmt mit unendlich müder Gebärde sein Schild vom Halse, rollt es zusammen und steckt es in die Tasche. Da trete ich an ihn heran, sage ihm, wer ich bin, daß ich Anteil nehme an seinem Schicksal, und während wir die Ansbacher Straße hinaufgehen, antwortet er, zurückhaltend zwar, aber es gelingt mir, ihn zu einem gemeinsamen Abendbrot einzuladen. In dem kleinen, gemütlichen Lokal taut er auf. Ich freue mich um seinetwillen, mit ihm zusammenzusitzen, zu plaudern, nicht wegen des spendierten Abendessens, sondern weil er das Gefühl haben kann, es kümmere sich ein Mensch um ihn. Dann erzählt er von sich. Als junger Mensch ist er in die Kolonien gegangen, hat sich hochgearbeitet zum Plantagenleiter, hatte schon ein eigenes kleines Anwesen gekauft, wollte heiraten. Da kam der Krieg, zerschlug alles. Fünf Jahre lang sitzt er in englischen Konzentrationslagern herum, landet endlich, fast mittellos, in Hamburg, ist nach München gewandert, weil er dort Verwandte hat, denen er aber nicht lange auf der Tasche liegen kann, da sie selbst nicht viel haben, schließlich wollte er in Berlin versuchen unterzukommen. In dieser Riesenstadt muß es doch für einen arbeitswilligen Kerl mit gutem Kopf und Fäusten zu tun geben. Er wird grausam enttäuscht. Die gefährliche Illusion so manches Arbeitslosen, in dem großen Berlin bestimmt irgendwie unterkriechen zu können, hat auch ihn genarrt. Endlich hat er die Idee mit dem Schild gehabt. Genützt hat es nichts, er hat es auch eigentlich mehr aus Protest getan, als im Glauben an irgendwelchen Erfolg. Drei Tage lang hatte er sich vorgenommen, so zu stehen, heute ist der dritte Tag gewesen, nun gibt er es auf. Er wird jetzt irgendetwas anderes tun, was, ist sein Geheimnis.

Ich warne ihn vor Unbesonnenheiten. Einmal müsse es doch wieder anders kommen, Kopf hoch und durchgehalten! Er schüttelt den Kopf. Vielleicht kämen einmal wieder bessere Zeiten, aber wann? Vor ein

paar Wochen, in München, da sei er in einer politischen Versammlung gewesen, Nationalsozialisten hätten sich die Einberufer genannt. Das könne etwas werden, — vielleicht. Ein Mann habe da gesprochen, der Führer der Gruppe, Hitler heiße er, sei Österreicher und Frontsoldat wie wir. Eine eigene Fahne hätten sie auch schon, rot mit einem schwarzen Hakenkreuz in weißem Kreis. Sie hätten Zulauf von allen Seiten, zumal von der Jugend. Die schwarzen Pfaffenröcke da unten in Bayern und die Marxisten seien natürlich wie wild hinter ihnen her, aber dieser Hitler, der sich als Meldegänger bei der Infanterie ausgezeichnet habe, mache ganz den Eindruck, als ob er dieser Bande die Faust unter die Nase halten werde. Auf alle Fälle sei er ein Kerl, und wenn er sich durchsetze, dann, wie gesagt, vielleicht ...

Zum ersten Male hörte ich so von Hitler und seinen Nationalsozialisten sprechen. Gelesen hatte ich hier und da davon, höhnische Glossen der Judenpresse und überhebliche, herablassende Bemerkungen der nationalen Blätter. Meine Redaktion hatte im übrigen von der völkischen Parteileitung im Rahmen der vierzehntäglichen politischen Lagebeurteilungen und Anordnungen, die meistens Herr Wulle schrieb, die Weisung erhalten, nichts über diese Münchener Bewegung zu bringen, denn sie sei unbeachtlich, eine spezifisch süddeutsche Erscheinung, die sich bald totgelaufen haben werde und nur geeignet, die Stoßkraft des völkischen Gedankens zu verwässern. Hier nun hörte ich einen Augenzeugen, auf den, trotz der eigenen verzweifelten Kleinmütigkeit, dieser Hitler starken Eindruck gemacht hatte. Zum ersten Male meldeten sich bei mir leise Bedenken gegenüber der Richtigkeit der deutschvölkischen Parteiziele. Denn genau genommen waren diese Völkischen schon öfter schlechte Propheten gewesen. Die große, radikale und soziale Volksbewegung nationaler Prägung, die sie versprachen, hatten sie nicht schaffen können. Statt dessen zankten sie sich bald mehr untereinander und mit der Partei, aus der sie hervorgegangen waren, den Deutschnationalen, herum, als daß sie sich bestimmte und positive Aufgaben zur Lösung stellten.

So redeten wir die halbe Nacht, der Arbeitslose und ich, dann trennten wir uns. Am nächsten Vormittag lese ich, daß Hitler und seine Anhänger zum ersten Male eine Kundgebung außerhalb Münchens abgehalten haben. Sie waren nach Koburg marschiert, wo, wie die jüdische Presse schimpfend bemerkt, der letzte regierende Herzog ihnen gewogen sein soll und haben anscheinend immer weiteren Erfolg. Ich weiß selber

nicht genau, warum, aber irgendwie erfüllt mich diese Nachricht mit Freude. Wenn gestern der Arbeitslose recht hätte! Wie sagte er? „Vielleicht wird etwas daraus, — vielleicht ...'

Eine Woche ist vergangen. Beim Durchfliegen der Morgenmeldungen der Polizeikorrespondenz, früh zu Dienstbeginn, bleibt mein Auge auf einer Überschrift haften: „Unerhörter Gewaltakt eines Arbeitslosen, Attentat auf eine Behörde; der Täter festgenommen." Unwillkürlich denke ich an meinen Mann mit dem Schild am Hals von neulich. Um die Mittagsstunde liefert eine Photopresseagentur das Bild des Täters. Kein Zweifel, er ist es.

Er hat, zum soundsovielten Male mit seinen Ansprüchen als Kolonialdeutscher abgewiesen, auf der betreffenden Amtsstelle eine Handgranate abgezogen, um sich, zusammen mit dem Beamten, dem er die Schuld an den Ablehnungen gab, in die Luft zu sprengen. Das Vorhaben mißlang, weil die alte, aus dem Kriege stammende Handgranate nicht explodierte. Der Vorfall wirbelte viel Staub auf, die jüdische Presse lamentierte über die Verrohung der Sitten, die der Krieg verursacht habe, man bemitleidete allgemein sowohl den Arbeitslosen als auch den Beamten, sonst änderte sich nichts. Nach einigen Wochen las ich, daß in der Gerichtsverhandlung der Attentäter mit einigen Monaten Gefängnis bestraft wurde. Glücklicherweise für ihn hatte man kein Sprengstoffdelikt angenommen, weil sich herausstellte, daß in der total verrosteten Handgranate überhaupt nichts mehr explodieren konnte. So kam der Delinquent, nach scharfsinnigen Ausführungen seines Verteidigers über den „Versuch mit untauglichen Mitteln", zu meiner aufrichtigen Genugtuung billig davon. Im Gefängnis hatte er wenigstens ein Dach über dem Kopf, Wärme, Essen und auch Zeit, über die Vorzüge einer auf Spitzfindigkeiten gebauten republikanischen Justiz nachzudenken.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch ich mit der Justiz nähere Bekanntschaft machte, nicht nur als Gerichtsberichterstatter, sondern als Angeklagter. Das Republikschutzgesetz war voller Fallstricke, die dem nationalen Schriftleiter gelegt waren, und über die er über kurz oder lang stürzen mußte, sofern er sein Amt als das eines politischen Aufklärers und Kämpfers wertete und entsprechend ernst nahm. Nicht immer war es möglich, angesichts der Flut von Korruption, jüdischer Anmaßung und feindseliger Niedertracht, in deren Zeichen das gesamte öffentliche

Leben stand, jenes Maß an abgewogener Zurückhaltung zu wahren, das die besonnene Rücksicht auf das Eigeninteresse eigentlich gebot. Oft gingen das Temperament und die Lust am Schwung der spitzen Feder mit einem durch.

In einem kurzen Aufsatz, der sich mit aktuellen Ereignissen des Berliner Kulturlebens befaßte, hatte ich am Schluß geschrieben, es lege sich allgemach der Geist der Republik wie ein Leichentuch auf die Bahre des sterbenden Deutschen Volkes. Diese, wie ich heute zugeben muß, etwas verschrobene Stilblüte entzückte mich derart, daß die wohlgemeinten Ratschläge meiner Berufskameraden es nicht vermochten, mich zur Streichung der Wendung, deren Gefährlichkeit offensichtlich war, zu veranlassen. Ich bestand darauf, sie gedruckt zu sehen und zog mir damit binnen kurzem eine Anklage zu, derzufolge ich die Republik zu beschimpfen und herabzuwürdigen versucht hätte. Im Moabiter Gerichtsgebäude hatte ich viele Freunde. Fast alle Justizwachtmeister und Protokollführer waren alte Soldaten und im Herzen von guter vaterländischer Gesinnung, wenn sie es nach außen hin auch nicht zeigen durften. So hatte ich, wenn mein Dienst als Gerichtsberichterstatter mich in den Justizpalast führte, mit vielen von ihnen ein politisches Gespräch gepflogen, wohl auch die Unterhaltung nach Feierabend bei einem Glas Bier in einem der kleinen Lokale fortgesetzt, die zu dieser Zeit mit ihren ulkigen Namen, wie „Zur Angströhre" und „Zur letzten Instanz" im Schattendüster der Umgebung des Kriminalgerichts freundliche Oasen bildeten. Diese Diener einer hohen Justiz, zu denen ich außerdem einen leibhaftigen Referendar rechnen konnte, Ulrich Kohlbrügge, der mir schon zu meiner Studentenzeit ein umsichtiger und treuer Kamerad gewesen war, sie alle staunten nicht wenig, als ich ihnen ankündigte, ich würde demnächst an der von ihnen betreuten Stätte als Angeklagter erscheinen. Der Tag meines Gerichts fand mich wohl vorbereitet. Referendarius Kohlbrügge hatte alle in- und ausländische Literatur gewälzt, um mir eine Grundlage für meine Verteidigung zu geben. Einen Anwalt konnte ich nicht bezahlen, die Parteileitung der Völkischen erklärte, zur Stellung eines solchen nicht in der Lage zu sein. So war ich denn, wie so oft, auch diesmal auf mich allein und die Mithilfe eines Getreuen gestellt.

Meine Sache war auf elf Uhr anberaumt. Schon um neun Uhr, zu Beginn des Termintages, erschien ich und nahm zunächst, wie schon häufig, auf der Bank der Pressevertreter Platz, um die Verhandlung,

die sich vor der meinigen abrollte, mitanzuhören. Vorher, beim Hereinkommen, hatte mich der diensthabende Justizwachtmeister kurz ins Bild gesetzt. Der heutige Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Gayl, amtiere außer der Reihe, er sei für einen erkrankten Kollegen im letzten Augenblick eingesprungen, erst vor kurzem nach Berlin versetzt worden, und gelte allgemein als objektiver Richter von gemäßigten politischen Grundsätzen; jedenfalls sei er nicht einer dieser wildgewordenen Konjunkturjuristen, die sich durch drakonische Urteile gegen nationale Überzeugungstäter den roten Rock des Reichsgerichts verdienen wollten. Das beruhigte mich sehr, und als ich nun noch Gelegenheit hatte, die klare und sachliche Art der Verhandlungsführung des neuen Mannes zu beobachten, die er gegen meine Vorläufer im Termin anwendete, zwei junge Leute, die in Ulkstimmung den Reichspräsidenten Ebert einen Popanz genannt hatten, hoffte ich, daß mir nicht allzuviel geschehen würde. Der Vorsitzende ließ sie mit einer tragbaren Geldstrafe laufen, nicht ohne sie zuvor väterlich ermahnt zu haben, sie sollten in Zukunft derartige Schimpfereien lassen, die, wie man es auch immer betrachte, weder von gutem Geschmack, noch von politischer Urteilskraft zeugten.

Nun stieg eine kleine Komödie, die ich mit dem Justizwachtmeister verabredet hatte. Die Türen aufreißend, rief er mit schallender Stimme meine Sache auf, als ob er nicht wüßte, daß ich schon längst im Saale saß, worauf ich mit langen Beinen von meinem Pressesitz, über die trennende Schranke hinweg ein kräftiges „Hier!" rufend, auf die Anklagebank hinüberwechselte, zur Verblüffung des zuhörenden Publikums und auch der Pressevertreter, die gar nicht auf den Gedanken gekommen waren, ich, der unter ihnen saß, könnte selber der Angeklagte sein, sondern vielmehr, als sie auf dem Terminzettel meinen Namen lasen, gedacht hatten, es handele sich um einen Bruder oder sonstigen Verwandten von mir. Nach Feststellung meiner Personalien las der Vorsitzende den Aufsatz vor, dessen Schlußsatz den Gegenstand der Anklage bildete und fragte, ob ich mich schuldig bekenne, was ich natürlich verneinte, um zur Verteidigung überzugehen. Diese, gestützt auf das reichhaltige Material, das mir Kohlbrügge herbeigeschafft hatte, suchte an Hand zahlreicher Belege nachzuweisen, daß meine inkriminierte Wendung von der Republik als Leichentuch lediglich eine erlaubte Form der Kritik, niemals aber eine Beschimpfung oder Herabwürdigung darstelle. Seit Jahrzehnten

gefestigte Republiken, wie beispielsweise die französische, ebenso auch die englische Monarchie, die ja eigentlich eine Republik mit einem gekrönten Präsidenten als Oberhaupt darstelle, seien in derlei Dingen nicht so kleinlich und ließen sich ungestraft ganz andere Dinge sagen. Entweder haben nun diese Argumente mit ihrer Fülle von fremdländischen Zitaten, denen ich noch einige entsprechende Hinweise auf Majestätsbeleidigungen aus der Kaiserzeit beifügte, den guten Richter wirklich beeindruckt, oder er war von vornherein entschlossen, sich überzeugen zu lassen, kurz und gut, — er sprach mich frei. Mit geschwellter Brust konnte ich meinen Presseplatz wieder einnehmen.

Dieser fast mühelos erzielte Freispruch hatte zwei Folgen. Er machte mich übermütig, so daß ich in Kürze in eine ganze Reihe neuer Anklagen verstrickt war, bei denen ich nicht noch einmal gleich milde Richter fand. Ferner steigerte sich mein Zorn auf das herrschende System in haßerfüllte Verachtung. Wie erbärmlich war doch diese Republik, in der alles nur halb geschah, in der selbst die Justiz einer Lotterie glich, in der man Treffer oder Nieten ziehen konnte, je nachdem, wie gerade der Wind stand!

Seit je ist in allen Zeiten und Zonen der Justizbetrieb und das, was ihm den hauptsächlichsten Hintergrund gibt, die Kriminalität, das getreueste Spiegelbild des wahren Zustandes eines Volkes und eines Staates gewesen. Mein Interesse an der Tätigkeit eines Gerichtsberichterstatters war aus diesem Grunde von Anfang an sozusagen kulturhistorisch untermauert. Immer wieder versuchte ich bei den Prozessen und Gerichtsverhandlungen in den Jahren von 1922 bis 1927 die Möglichkeit einer Zusammenschau zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe mir das Unbegreifliche faßbar zu machen: Wie konnte das Deutsche Volk, dessen Armeen noch im Oktober 1918 die zähesten und heldenmütigsten Abwehrschlachten schlugen, innerhalb weniger Wochen dieser allgemeinen und fürchterlichen Zügellosigkeit anheimfallen, die gerade in den Gerichtssälen nun ihren Niederschlag fand? Wenn die Volksmoral kaum noch dem Begriff nach existierte, wenn alle Bande der Tradition, der Ehrfurcht und der Sittlichkeit zerrissen waren, so mußte gerade im Rechtsleben sich auch der erste Ansatzpunkt einer Wendung zum Besseren erkennen lassen. Die Justiz ist das Fundament jeder Regierung, dieser Satz war uns auf der Universität in immer neuen Wendungen erläutert worden. Nahm man seine Richtigkeit als gegeben hin, so konnte man an

jedem Tag das Moabiter Justizgebäude mit verzweifeltem Herzen verlassen. Gerade hier nahm man den Eindruck mit, als liege Deutschland so am Boden, daß es nie mehr fähig sein würde, sich aufzurichten.

Rechtsbrecher wird es in der menschlichen Gemeinschaft immer geben, es kommt aber darauf an, welcher Art ihre Verbrechen sind und wie diese ihre Sühne finden. Faßt man die Geschichte der großen Prozesse in allen Ländern unter diesem Gesichtspunkt ins Auge, so kann man an ihnen die seelische Verfassung eines Volkes, seine moralische Entwicklung und damit das Walten seiner politischen Schicksale geradezu wie aus einem Register ablesen. Noch ehe in der Französischen Revolution, die im Jahre 1789 begann, der erste jagende Sturmwind sich erhebt, hört man das dumpfe Grollen des herannahenden Unwetters in jenem berühmten Halsbandprozeß, der alle morschen und wurmstichigen Stellen am französischen Königshof und in seiner Umgebung kristallklar erkennen läßt. Über sechs Jahrzehnte vergehen. Das äußerlich so ruhige Frankreich unter seinem Bürgerkönig läßt das Rentnerideal, dem später alle Franzosen so beflissen nachstreben, zum ersten Male in einer kleinen bevorzugten Schicht eine gestaltete Form annehmen. Da enthüllt der Prozeß Choiseuil-Praslin die verzerrte Fratze, die hinter dem äußerlichen, trügerischen Glanze steckt. Ein Jahr darauf ist die neue Revolution des Jahres 1848 da und meldet zum ersten Male, gewaltsam in die Ereignisse eingreifend, soziale Forderungen an, die seitdem von der Tagesordnung des Weltgeschehens nicht mehr verschwinden. Kaum hat es sich von der Niederlage des Jahres 1871 notdürftig wieder zurechtgefunden, wird Frankreich vor die Frage der grundsätzlichen Auseinandersetzung mit der alles unterhöhlenden Freimaurerei, hinter der das Judentum steht, gestellt. Die Probe auf das Exempel, wie Frankreich diese Frage beantwortet, ist der Dreyfuß-Prozeß, der jahrzehntelang das politische Leben und die öffentliche Meinung der Franzosen vergiftet, der letztlich mit dem Triumph des Judentums endet, und so über die späteren Sensationsprozesse, an denen Frankreich so reich ist, seine Schatten bis zu dem Zusammenbruch der Franzosen in der Gegenwart hineinwirft.

Auf diese Art hat jedes Land seine großen Kriminalprozesse, die wie Scheinwerfer, rasch wieder verfliegend, aus dem Dunkel aufleuchten, Mahnungen und Appelle an das Gewissen, die von den Zeitgenossen allerdings fast niemals richtig gedeutet werden, weil sie zu den Ereig-

nissen keinen Abstand haben. Daß das Habsburger Reich reif zum Auseinanderfallen war, hätte man nicht erst im Jahre 1913 erkennen können, als der Generalstabschef Oberst Redl seine Aufmarschpläne an Rußland verriet. Bereits im Feldzuge gegen Frankreich und Italien im Jahre 1859 hatte ein österreichischer Feldmarschalleutnant bei den Lieferungen für die Armee Schiebergeschäfte gemacht und sich dabei nicht gescheut, auch von den Heereslieferanten der Gegner Schmiergelder anzunehmen. Man könnte so noch allerlei anführen, beispielsweise die widerliche Art, mit der voll gut gespielter geheuchelter Entrüstung die englische Regierung im Jahre 1890 den ihr unbequemen Irenführer Parnell mit Verleumdungen und falschen Zeugen über eine Ehescheidung zum Sturz bringt, und wie die Verurteilung des englischen Dichters Oskar Wilde zu Zuchthaus anderthalb Jahrzehnte später das lasterhafte Leben der höchsten englischen Kreise in ein grelles Licht rückt. An der Affäre Tarnowska des Jahres 1910 kann man sich schon deuten, daß das Zarenreich, dessen führende Schichten mit wenigen Ausnahmen entnervt und verkommen sind, keine lange Lebensdauer mehr haben wird. Und gibt es endlich eine bessere Charakterisierung der Kaiserzeit vor 1914, als sie im Harden-Prozeß geboten wird?

Die Helden aber des Nachkriegsdeutschlands um 1920 sind zwei ordinäre Einbrecher, die Gebrüder Saß. Wer würde in einem geordneten, nach festen Grundsätzen regierten Staatswesen auf den Gedanken kommen, um zwei Burschen, die nächtlicherweise Banktresore aufknacken, ein besonderes Wesen zu machen? In diesem Deutschland, das kaum noch röcheln kann vor Blutlosigkeit, körperlicher und geistiger Unterernährung, geschieht es, weil eben jede Zeitepoche die Helden auf den Schild erhebt, die ihrem Geist oder Ungeist gemäß sind. In dieser Verhimmelung des Verbrechers, in dieser Vergötterung der Gebrüder Saß liegt System. Das Volk soll sich nicht mehr seiner wirklichen Heroen des Geistes und Schwertes erinnern, sondern herabgestoßen werden in einen unflätigen Pfuhl der Unmoral, der Umkehrung aller Begriffe dessen, was gut und böse ist, damit es sich selber nie mehr zu einem wahren artgemäßen Eigenleben zurückfinden kann, weil das Gesindel, das sich am Zusammenbruch des Volkes mästet wie Aasgeier, an der Erhaltung dieses Zustandes interessiert ist. In Berlin gehören die Einbrüche nach dem Muster der glorifizierten Gebrüder Saß zur Tagesordnung. Sie werden verübt von wohlorganisierten Banden, unter denen die „Ko-

lonne Kirsch" und die „Plettner-Kolonne" die hervorragendsten sind. Als man nach langen Mühen der Anführer habhaft wird und ihnen den Prozeß macht, werden sie in der Presse wegen ihres Talentes, ihrer Menschenkenntnis, ihrer Geistesgegenwart und „starken Persönlichkeiten" mit den Generalen des Weltkrieges in Vergleich gesetzt. Der Räuberhauptmann Kirsch habe es, so orakelt die Berliner Asphaltpresse, leider nicht ermöglichen können, die Kadettenanstalt zu besuchen oder auf andere Weise in die deutsche Armee einzutreten, sonst würde er es angesichts seiner Fähigkeiten, die auf guten militärischen Sinn schließen ließen, sicherlich weit gebracht haben. Kirsch wird, weil man ihm einen großen Teil seiner Straftaten nicht genau nachweisen zu können glaubt, zu einer verhältnismäßig kurzen Zuchthausstrafe verurteilt. Aus dem Zuchthaus heraus, darf er in einem Berliner Blatt seine Memoiren veröffentlichen. Wenn eine Einbrecherkolonne durch Polizei und Gericht auseinandergesprengt ist, so finden sich Teile ihrer Mitglieder mit neuen Gesinnungsgenossen immer wieder zusammen, denn die Verbrecher haben einen festen Rückhalt, auf den sie sich verlassen können, die Unterweltvereine und die Hehler, die die Bankiers und Finanziers der Verbrecherwelt sind. Die Hehler werden selten, man kann sagen fast niemals ermittelt oder gefaßt. Jeder Verbrecher wird sich lieber die Zunge abbeißen als zu verraten, wer sein Hehler ist und daß er überhaupt einen solchen kennt, denn der Hehler stellt ihm, wenn es nötig ist, aus seinen reichen Mitteln einen Verteidiger, sorgt während der Haft für die Angehörigen und Freundinnen und stattet den Verbrecher vorschußweise mit Kapital und Einbrecherwerkzeugen aus, wenn er, wieder im Genuß der goldenen Freiheit, seine Tätigkeit aufnimmt. Ganze Serien von Einbrecherprozessen rollen in Moabit ab, aber es hat kaum einen Prozeß gegeben, der sich gegen Angehörige der weitverzweigten Hehlerorganisationen gerichtet hätte. Die Hehler sind anscheinend unfaßbar für die republikanische Justiz; überdies führen die meisten von ihnen ein Doppelleben auf der Grenzlinie, die die äußerliche bürgerliche Tugend von jener Sphäre scheidet, die man so treffend die Unterwelt nennt, weil sie eine Welt für sich ist, die unter der im allgemeinen sichtbaren ihr eigenes Leben lebt und ihre eigenen Gesetze hat. Wenn je das Sprichwort berechtigt erschien von den kleinen Dieben, die man hängt, und den großen, die man laufen läßt, so ist es hier.

Die Hehler sind auch die heimlichen, nur den ganz intim Eingeweihten

bekannten Gönner und Förderer der Unterweltvereine. In ihnen hat sich das Berufsverbrechertum eine Art Selbsthilfeorganisation geschaffen, die man versucht sein könnte, Versicherungsvereine auf Gegenseitigkeit zu nennen. Sie haben Namen von betonter Achtbarkeit, wie „Immertreu" und „Felsenfest". Ihr Bundesgesang ist das schöne Lied „Wenn die alten Eichen rauschen ...". Auf dem Vereinsbanner von „Immertreu" sieht man auf blauem Grunde zwei verschlungene Hände, die Leute von „Felsenfest" haben als Emblem einen Steinblock gewählt, den die Wurzeln eines Baumes umklammern, die Grundfarbe des Banners ist weiß, die Farbe der Unschuld. Eigenartig ist, daß diese Gaunerbünde in ihren Reihen viele Mitglieder haben, die mit Enthusiasmus dem Kraftsport huldigen. In der Tiekstraße, hinten im Hof, haben sie ihre Übungsstätte. Da kann man Erstaunliches sehen. Von sportlichen Feinheiten ist nicht die Rede, nur die Brutalität der rohen Muskulatur triumphiert, das allerdings in oft erstaunlichen Ausmaßen. Ich selbst habe es gesehen, wie ein einäugiger Gastwirt aus Neukölln, der dort eine berufene Verbrecherkneipe unterhielt, ein komplettes Klavier sich über den Kopf stemmte.

Diese Krafthuberei bildet die Brücke der Beziehungen hinüber zu den Preisringern und Athleten der Rummelplätze, die es, außer im feinen Westen, in fast allen Stadtteilen gibt. Sie sind der Treffpunkt alles lichtscheuen Gesindels, eine Quelle der Gefährdung für die Jugendlichen beiderlei Geschlechts. Die Polizei begnügt sich damit, gelegentlich festzustellen, ob auch alle die in den Rummelbetrieben tätigen Kettensprenger, Feuerfresser und Gewichtheber einen ordentlichen Wandergewerbeschein haben. Alsdann ist der Fall für sie bestens erledigt.

Ist ein Mitglied das Opfer eines „Berufsunfalls" geworden oder sonstwie gestorben, treffen sich Bannerabordnungen der Unterweltvereine am Grabe, bombastische Reden werden gehalten, und die weiblichen Leidtragenden halten Zitronen in den Händen, warum, kann niemand erklären, das ist so Brauch und Sitte, wahrscheinlich ein Stück Ritual, das dem Aufzug einen geheimnisvollen Schimmer, einen Anstrich von Freimaurerei geben soll, wie denn überhaupt diese Verbrecherklubs sich selber blutig ernst nehmen und Wert darauf legen, in diesem Zerrbild eines Staatswesens, wie es die Novemberrepublik ist, als Faktoren des öffentlichen Lebens gewertet zu werden. Daß sie das in der Tat sind, merkt man bei ihrem alljährlich veranstalteten großen Fest, einem Ball,

der in einem der Säle des Berliner Ostens stattfindet. Die Kavaliere haben oft derbe Gesichter, breite Pranken, ölige Tollen, einen stechenden Blick, aber ausnahmslos sind sie in feierliche Fräcke oder mindestens einen Smoking eingezwängt. Der weibliche Anhang, glücklich, für eine Nacht aller Sorgen seines anstrengenden Berufs ledig zu sein, ist von den Mädchen anderer Stände kaum zu unterscheiden, denn in dieser Zeit ohne Maßstäbe bemühen sich die anständigen Frauen auszusehen wie Dirnen und umgekehrt. Man hält streng auf äußere Reputation, bemüht sich um „vornehmes" Betragen, und der nicht „zünftige" Gast braucht bei dieser Festlichkeit kaum zu fürchten, es könnte ihm etwas abhanden kommen. Allerdings tut er gut, die Veranstaltung zu verlassen, bevor die Wogen der Lust allzuhoch gehen. Wenn die scharfen Schnäpse, die auch die Damen nicht verschmähen, immer wieder gekippt worden sind, fällt der Firnis der gespreizten Ziererei ab, die wie eine Parodie guter Bürgerlichkeit wirkt. Alte Leidenschaften, als deren Mittelpunkt Eifersuchtsszenen die Hauptrolle spielen, erwachen, mit Mühe hält man die Kampfhähne im Zaum, solange man unter den Augen der Ehrengäste ist. Denn Ehrengäste sind auch da, — von der Presse, der Kriminalpolizei und der Anwaltschaft.

Nicht das Bestehen und die Duldung von Verbrecherklubs als solche allein sind das besonders Kennzeichnende für die geistige und moralische Grundhaltung von Staat und Gesellschaft dieses Deutschlands in seiner tiefsten Erniedrigung, das für jeden gesunden Sinn Unfaßliche liegt darin, daß darüber hinaus der Verbrecher verherrlicht, zu einer Art gleichberechtigtem Element im Staate gemacht und so dem Volksempfinden nahegebracht wird. Die Unterwelt ist nicht mehr eine Erscheinung, die man von der übrigen Welt abkapselt und auf Tod und Leben bekämpft. Die trennenden Schranken sind an mehr als einer Stelle durchbrochen. Schon die Fülle von Ausdrücken, die im damaligen Berlin aus der Gaunersprache in den Umgangston auch Gebildeter Eingang gefunden hat, ist verblüffend. Justiz und Polizei, in den maßgebenden Stellen von Juden stark durchsetzt, lassen jede Objektivität vermissen, wenn Dinge angerührt werden, die die jüdische Kriminalität betreffen. Über die Hälfte der Berliner Rechtsanwälte ist jüdisch, die maßgebende Presse mit den riesigen Auflagenziffern ist es ebenfalls. Mit Recht nennen sich daher die Unterweltklubs auch Ringvereine; sie bilden nicht nur unter sich einen Ring, der alle derartigen Organisationen freundschaftlich um-

faßt, sie können sich darüber hinaus in ihrer Gesamtheit als Glied eines Ringes fühlen, der, mindestens geistig, außer ihnen eine Reihe von Kräften der Justiz, der Presse und der Anwaltschaft umfaßt. Das Justizministerium weiß offiziell nichts davon, daß die nicht abreißenden Scharen nach Berlin einwandernder Ostjuden die nie versiegenden Rekrutendepots für die Berliner Verbrecherwelt sind. Ebenso dreist wie man die Hehlerorganisationen ignoriert, die doch den festesten Rückhalt des Berufsverbrechertums bilden, ohne deren Zerschlagung dessen wirksame Bekämpfung ganz unmöglich ist, leugnet man frech, daß es einen Mädchenhandel gibt. Denn gäbe man seine Existenz zu, müßte anstandshalber auch etwas dagegen getan werden und dann käme heraus, daß fünfundneunzig Prozent der Elenden, die diesem scheußlichen Erwerbszweig obliegen, Juden sind.

So kommt es, daß auf dem Gebiete der Verbrecherbekämpfung etwas Durchgreifendes nicht geschieht. Die Kriminalbeamten wissen, daß von ihren höchsten Vorgesetzten ein scharfes Zupacken mißfällig vermerkt wird. Die meisten haben sich zu dem Standpunkt durchgerungen, ihr Amt als eine Art Sport aufzufassen, sie sind die Jäger, der Verbrecher das Wild, aber ein edles Wild, dem man nur weidgerecht und mit honorigen Mitteln nachstellen darf. Sie haben auch bald keine Lust mehr, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um dann als Lohn ihrer Mühen und Anstrengungen sehen zu müssen, daß der von ihnen dingfest gemachte Gewaltverbrecher in der Presse angehimmelt, nicht selten freigesprochen, fast immer lange vor Ablauf seiner Strafzeit begnadigt und damit wieder auf die Allgemeinheit losgelassen wird.

Aus allen diesen Gründen hat sich zwischen den Berliner Kriminalbeamten der Verbrecherdezernate und den Gesetzesbrechern „außerdienstlich" ein schier kameradschaftlicher Verkehrston herausgebildet, und nur der mit diesen Zusammenhängen nicht Vertraute staunt, wenn er beim Unterweltsball Kriminalkommissar und Einbrecher sich traulich beim Vornamen nennen hört und sieht, wie sie in angeregtem Gespräch ihr Glas Bier miteinander trinken.

Die jüdischen Anwälte sind bei diesem Zusammenspiel die Regieführer. Sie zäumen die großen Spektakelstücke auf, bei denen das Gerichtstribunal zur Theaterszene wird, geben der Presse die Stichworte, wie die Kapitalverbrecher, die sie verteidigen, publizistisch ins günstigste Licht zu rücken sind, terrorisieren mit unverschämten Ausfällen, wohl-

berechneten Mätzchen und hemmungslosem Redefluß die nichtjüdischen Richter. Meyer, Frey, Alsberg, Werthauer und Pindar, das sind die Namen der Rechtsanwälte, die jeder Berliner Gauner mit respektvoller Ehrfurcht, aber auch mit einem gewissen Unterton familiären Zusammengehörigkeitsgefühls nennt. Wohl dem, der sie als Verteidiger nehmen und bezahlen kann, er ist schon so gut wie halb freigesprochen. In der Zeit, als ich selber Bekanntschaft mit den Gefängnissen der Republik machte, konnte ich immer wieder von Mitinsassen hören, daß sie sich bitterlich über ihr Schicksal beklagten: hätten sie das Geld und die Beziehungen gehabt, sich einen von den „großen Anwälten" zu nehmen, so einen „von den scharfen Juden, vor denen der Staatsanwalt Angst hat", dann säßen sie jetzt nicht hier. In der Tat, sie lassen sich fürstlich bezahlen, diese „Rechts"-Anwälte. Daß ihr Honorar, der Natur der Dinge nach, aus dem Erlös gestohlenen, geraubten oder verhehlten Gutes stammt, wird von niemandem als anstößig empfunden. Am eindeutigsten betreibt Rechtsanwalt Pindar sein Geschäft. Er hieß Pinkus, bevor er sich von dem altgriechischen Lyriker, der sich nicht mehr wehren kann, weil er schon über zweitausend Jahre tot ist, den Namen lieh. Er ist der offizielle Sachwalter und Interessenvertreter der Verbrecherklubs, man könnte ihn den Syndikus der Unterweltvereine nennen. Auch dafür wird etwas getan, daß die Unterweltanwälte nicht um Nachwuchs besorgt zu sein brauchen. Ein Ministerialrat im Preußischen Innenministerium, der innerlich den Völkischen nahestand und über das weite Gebiet des Berliner Verbrechertums, seine Beziehungen und Hintermänner, laufend Material sammelte, von dem er mir manches zur Verfügung stellte, gab mir Unterlagen dafür, daß die Verbrecherklubs, auf Vorschlag der Pindar und Genossen, jungen jüdischen Studenten auf Vereinskosten die juristische Ausbildung bezahlten, um späterhin sich ihrer unbeschränkt und ungehemmt als Beistände bedienen zu können. Man braucht nicht viel Phantasie dazu, um sich auszumalen, wie es in Deutschland ausgesehen hätte, wenn die Entwicklung noch ein paar Jahre länger in diesen Geleisen weitergelaufen wäre. Der Reigen, bei dem Politiker, Weiberherrschaft, Prostitution, Korruption, Justiz und Verbrechertum sich die Hand reichen, hätte genau so, wie es bei der Republik in Frankreich gewesen ist, schamlos und frech über den Trümmern einer versinkenden Umwelt bacchantisch gerast, bis das letzte Stück anständigen Empfindens im aufgehäuften Unrat erstickt war. Scharfsichtige und ehr-

liebende Franzosen gaben die Seele ihres Landes schon damals verloren, als Madame Steinheil nach einem Sensationsprozeß unerhörten Ausmaßes von der Anklage des Mordes an Mann und Mutter in Paris freigesprochen wurde, erstens weil sie schön war, zweitens weil viele hochmögende Männer ihre Gunst genossen hatten und der Präsident der Republik, Felix Faure, nach einem Schäferstündchen in ihren Armen an einem Schlaganfall gestorben, vielleicht auch vergiftet worden war. In Berlin war Lieschen Neumann die Heldin dieser infernalischen Zeitläufte. Erst sechzehnjährig, hatte sie mehrere männliche Kumpane zum Mord an dem Uhrmacher Ulbrich angestiftet, der sich gern mit Minderjährigen abgab und bei dem sie eine Nacht verbrachte. Das schauderhafte Milieu gab der Presse Gelegenheit, mit schmatzendem Behagen in diesem Schmutz zu wühlen und Einzelheiten zu bringen, die einen im Beruf ergrauten Bordellwirt zum Erröten bringen konnten. Man verglich Lieschen Neumann, die in der Untersuchungshaft ein Kind zur Welt brachte, mit der Figur des Gretchen aus dem „Faust", rühmte ihre grazile Gestalt und die natürliche Anmut ihres Auftretens. Als sie zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt wurde, war des Wehklagens um diese „nun geknickte Menschenblüte" kein Ende. Die Gazetten brachten ihr Bild und ihre Abschiedsworte an den Schranken des Gerichts im Fettdruck: „Es werden sich sicher Interessenten für mich finden. Ich bin ja noch jung. Die Strafe, — na, die paar Jahre ...!"

Ich verzweifelte daran, Deutschland sich je wieder aus diesem Sumpf erheben zu sehen. Die Mörder, Zuhälter und sonstigen Unterweltsgestalten wurden zu gefallenen Engeln umgelogen und emporgeschwindelt, die Frontsoldaten hingegen als Verbrecher und verkommene Subjekte ausgeschrieen.

Unter dem Druck der außenpolitischen Verhältnisse und angesichts insbesondere des Verhaltens der Franzosen, die die Separatisten im Rheinland offen mit Waffen und Geld unterstützt hatten, war die kleine deutsche Reichswehr dazu übergegangen, Zeitfreiwillige einzustellen. Diese freiwilligen Formationen, denen später der Volksmund den Namen „Schwarze Reichswehr" gab, sollten dazu dienen, die zahlenmäßig geringen Kräfte des deutschen Heeres, dem der Versailler Vertrag die Höchststärke von nur einhunderttausend Mann auferlegt hatte, im Laufe

der Zeit mit einer gewissen Anzahl von Reservisten zu versehen, auf die im äußersten Notfalle zurückgegriffen werden konnte. Die Reichsregierung, feige und entschlußlos wie immer, nahm von diesen Dingen lediglich Kenntnis. Sie wagte es nicht, den Reichswehrgeneralen die Annahme von Zeitfreiwilligen geradezu zu verbieten, lehnte es aber ab, sich offiziell mit der Sache zu befassen, lud so die Gesamtverantwortung auf die Generale der Reichswehr ab und war in der Lage, wenn irgendetwas schief ging, mit unschuldsvoller Miene zu versichern, daß sie von nichts wisse. Auch ich hatte mich einem Ausbildungskursus der „Schwarzen Reichswehr" zur Verfügung gestellt. Ich fand bei meinem Truppenteil, dessen Heimatgarnison Potsdam war, prächtige Kameraden und Vorgesetzte. Ich kam mir glückselig vor, wieder einmal unter Soldaten zu sein und von dem ganzen elenden Wust des politischen Getriebes eine Weile nichts zu sehen und nichts zu hören. Ein einziger der Reichswehroffiziere, mit denen ich in Berührung gekommen bin, fiel aus dem Rahmen, indem er die Zeitfreiwilligen kalt und nichtachtend behandelte. Es war ein Oberleutnant Machts, von dem sich dann im Laufe der weiteren Entwicklung herausstellte, daß seine Haltung in bezug auf die „Schwarze Reichswehr" selbst nach damaligen Rechtsbegriffen hart an Landesverrat grenzte. Er hatte Beziehungen zu marxistischen Politikern, verletzte mehrfach das Dienstgeheimnis, und als man endlich hinter seine Schliche kam und ihn aus der Reichswehr entließ, hatte er schon viel Unheil angerichtet. Später ist dieser Bursche außer Landes gegangen. Er warf sich offen den Franzosen in die Arme und tauchte dann noch einmal im Abstimmungskampf der Saarländer im Jahre 1934 als Chef der Internationalen Saarpolizei von des Völkerbundes Gnaden vorübergehend auf. Trotzdem bei der Annahme der Zeitfreiwilligen alle nur erdenklichen Sicherungen angewendet wurden, fand doch der eine oder andere unsaubere Zeitgenosse die Möglichkeit, sich in ihre Reihen einzuschleichen. Diesen verräterischen Elementen gegenüber befand sich die Reichswehr in einer Lage, die geradezu tragisch war. Jeder Verrat an die Feindmächte konnte zu unabsehbarem Unheil führen und insbesondere den Franzosen neue Vorwände für ihre Gewalt- und Erpresserpolitik geben. Alles mußte also darangesetzt werden, jede Art von Verräterei im Keime zu ersticken. Wenn die Reichswehr andererseits Spitzeln und Spionen unter den Zeitfreiwilligen auf die Spur kam, war sie nicht in der Lage, mit der Macht der Gesetze gegen sie einzuschreiten, denn das hätte be-

deutet, daß über das notwendige Gerichtsverfahren hinaus die ganze Einrichtung der „Schwarzen Reichswehr" breit und ausführlich ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt worden wäre. Hinzu kam, daß die Regierung, die perfide abwartend beiseite stand, es überhaupt ablehnte, sich mit diesem Komplex zu befassen und es der Reichswehr überließ, wie sie mit ihrem „schwarzen Anhängsel" zurechtkam. Aus dieser Notlage heraus griffen die Freiwilligen zur Selbstjustiz. Wo sie einen Verräter ertappten, wurde er bei passender Gelegenheit für immer stillgemacht. Die Offiziere, die die Verantwortung für diese Selbsthilfe übernahmen, taten dies nicht leichtfertig, sondern schweren Herzens in dem Bewußtsein, daß nur auf diese Weise neue und vielleicht todbringende Schädigungen dem Reiche erspart werden konnten. Leute vom Schlage des erwähnten Oberleutnants Machts sorgten nun dafür, daß die marxistische Presse von diesen Verräterbeseitigungen Kenntnis erhielt. Es war, als habe diese Presse seit langem auf ein derartiges Stichwort gewartet. Ohne jede Rücksicht darauf, daß damit den Franzosen und den übrigen Feinden Deutschlands Wind in die Segel geblasen wurde, hing man nun den Zeitfreiwilligen alle die Bezeichnungen an, die man für wirkliche Verbrecher anzuwenden sich peinlichst hütete. Die „Schwarze Reichswehr" war eine Horde von Banditen, eine Gesellschaft von blutsaufenden vertierten Desperados — das waren noch die mildesten Worte, die angewendet wurden. Mit inniger Freude genoß es die jüdische Presse und ihr Anhang, daß die Reichswehr, die man als Trägerin der Tradition des Frontsoldatentums haßte wie die Pest, diesen Anwürfen wehrlos gegenüberstand.

Eine Folge dieses Kesseltreibens gegen die „Schwarze Reichswehr" war, daß nun endlich die politischen Organisationen, Verbände und Vereinigungen der nationalen und völkischen Richtung enger zusammenrückten. Auch die Deutschvölkische Partei nahm Fühlung mit der Hitler-Bewegung. Erfreulicherweise war ich nun nicht mehr gezwungen, in meiner Zeitung die Nationalsozialisten totzuschweigen oder sie betreffende Ereignisse, wie den Tag von Koburg, mit drei belanglosen Zeilen abzutun. Immer mehr rückten München und die Person Adolf Hitlers in den Mittelpunkt der Geschehnisse. Jedermann hatte das Gefühl, daß die wild daherschäumenden Leidenschaften, die durch die Ereignisse um die „Schwarze Reichswehr" herum zur Siedehitze entfacht waren, zu irgendeiner befreienden Explosion führen mußten. Trotz alledem blieb die Masse

der national Gesinnten, die in Süddeutschland sich mehr und mehr um Hitler scharte, im Norden des Reiches organisatorisch von den Ereignissen unberührt. Die Eifersucht der nationalen Parteihäupter untereinander und das Mißtrauen gegen eine Bewegung, die von München her ihren Ausgang genommen hatte, ließen es auch diesmal nicht zu einheitlicher und aufrichtiger Zusammenarbeit kommen.

Am 1. November 1923 hörte ich gesprächsweise, daß an der nordbayerischen Grenze, also in Thüringen, starke Trupps der nationalen Organisationen aus der dortigen Umgebung sich gesammelt hätten. Es solle irgendwie der Versuch unternommen werden, in Bayern, dessen Regierungschef, Herr von Kahr, diesem Vorhaben mindestens nicht ablehnend gegenüberstehe, die Marxisten zum Teufel zu jagen. Man werde dann in München eine nationale Regierung bilden, der sich auch der Feldherr des Großen Krieges, Ludendorff, zur Verfügung stelle, und alsdann von Bayern aus das Banner der nationalen Erhebung über das ganze übrige Reich weitertragen. Diese Kunde erfüllte mein Herz zwar mit freudiger Hoffnung, aber eine gewisse Skepsis, die sich in dessen Tiefen eingenistet hatte, wurde ich, was die Dinge in Norddeutschland betraf, nicht los. Ich hörte zwar auch weiterhin viel Gerede und allerlei Worte darüber, was in Berlin geschehen solle und könne, aber irgendwelche ernsthaften Vorbereitungen zu tatkräftiger Mitwirkung bemerkte ich nicht. Am 8. November wurde ich durch einen Beauftragten Wulles in den Nationalen Klub entboten, der seine Räume in der damaligen Sommerstraße, der heutigen Hermann-Göring-Straße, hatte. Ich traf dort in einem Saal einen größeren Kreis nationaler Politiker der Zweiten Garnitur sowie einige Schriftleiter, die Erste tagte nebenan in einem Sonderzimmer, aus dem von Zeit zu Zeit lautes Reden und erregtes Stimmengewirr herüberdrang. Wulles Beauftragter teilte mir mit, ich sei dazu ausersehen, „wenn es losgehe" unverzüglich nach Halle zu fahren, um dort die Stelle eines Verbindungsmannes bei der Organisation „Wehrwolf" zu übernehmen. Irgendwelche Instruktionen und weitere Verhaltungsmaßregeln bedauerte mein Auftraggeber, mir nicht erteilen zu können; er wisse selbst weiter nichts, ich solle nur recht fleißig Berichte schicken und gut Verbindung halten, alles übrige werde sich dann schon ergeben. Ich verbrachte den größten Teil der Nacht im Nationalen Klub, der Dinge harrend, die da kommen sollten. In den ersten Morgenstunden kam Herr Wulle aus dem Nebenzimmer herüber

und teilte uns mit, er habe zwar noch keine genauen Nachrichten, aber es scheine, daß bei der Aktion in München irgendetwas schief gegangen sei, und es sei das beste, wenn man jetzt nach Hause gehe. Im Laufe des nächsten Vormittags erfuhr ich dann die Tragödie, die sich im Münchener Bürgerbräukeller und vor der Feldherrnhalle abgespielt hatte.

Zur Ehre der Völkischen muß ich sagen, daß sie sich nun angesichts dieses Unglücks inniger auf die Seite der Nationalsozialisten stellten. Freilich hatte dies jetzt nur noch einen moralischen Wert. Adolf Hitler war gefangengesetzt, ihm, Ludendorff und einer Reihe anderer Männer, die sich an dem Münchener Unternehmen hervorragend beteiligt hatten, sollte der Prozeß wegen Hochverrats gemacht werden. Wieder war eine Hoffnung auf das Morgenrot einer neuen Zeit zerronnen. Schließlich geschah es auch noch, daß das „Deutsche Tageblatt", meine Zeitung, wegen ihrer Parteinahme für Hitler auf sechs Wochen verboten wurde, da die Marxisten, die fühlen mochten, daß das Unwetter des Volkszornes gerade noch einmal um Haaresbreite an ihnen vorübergeblitzt war, sich jetzt nach dem ausgestandenen Schrecken doppelt stark machten. Wieder ging eine Verfolgungswelle gegen alle national Gesinnten über das unglückliche Land. Während des Verbotes stellte das ständig in Geldnöten schwebende „Deutsche Tageblatt" die Gehaltszahlungen an seine Schriftleiter ein und mir ging es daher seelisch sowohl als materiell so schlecht wie kaum jemals zuvor.

Ein Lichtblick in diesen Tagen der Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit war der Verlauf des Prozesses, der Hitler und seine Mitstreiter vor den Schranken des Gerichts sah. Wenn Adolf Hitler auch dazu verurteilt wurde, auf geraume Zeit hinter den Mauern der Festung Landsberg zu verschwinden, so gab mir der Verlauf der einzelnen Prozeßtage und vor allem Hitlers herrliches und dramatisches Schlußwort, das er zu seinen Richtern sprach, das feste Gefühl, daß mit dem Urteilsspruch in München nicht ein Schlußstrich gezogen sei, wie die Gegner der Nationalsozialisten triumphierend frohlockten, sondern daß vielmehr dieser Mann und die von ihm entfachte Bewegung einmal eine große Rolle spielen würden. Wer ernsthaft daran dachte, an der Wiederaufrichtung Deutschlands zu seinem Teil mitzuarbeiten, würde in Zukunft an Adolf Hitler nicht vorübergehen können. Er hatte beim Marsch nach der Feldherrnhalle an der Spitze seiner Leute sein Leben für die von ihm vertretene Idee in die Wagschale geworfen, nur er hatte nicht lediglich

geredet, sondern etwas getan. Er war der einzige gewesen, der in den Reihen seiner Anhänger Gehorsam, Unterordnung, Disziplin und fanatische Treue zum selbstgewählten Führer, die alten deutschen Mannestugenden, wieder zu Ehren gebracht hatte. Vor allem war es imponierend, wie Hitler auch jetzt nach dem Zusammenbruch so vieler seiner Pläne und Wünsche jedes Kompromiß und jedes Paktieren mit anderen Parteien und Bünden ablehnte. Weit öffneten die Nationalsozialisten ihre Reihen, um jeden Deutschen in sich aufzunehmen, der guten Willens war und sich zu ihren Zielen bekannte. Jede dieser Aufnahmen mußte aber einer gänzlichen Einordnung und völligen Unterordnung gleichkommen. Insbesondere das Hereinnehmen ganzer Verbände unter Beibehaltung ihrer alten Führerkorps wies Hitler unerschütterlich von sich. Er entging damit der Gefahr, der schon die alte antisemitische Bewegung und später die Deutschnationalen sowie die vielerlei politischen und weltanschaulichen völkischen, nationalen Gruppen zum Opfer gefallen waren, der Gefahr nämlich, daß mit dem Anwachsen der Bewegung und der Zunahme ihres politischen Einflusses der Streit in den eigenen Reihen wuchs und schließlich die allgemeine Zwietracht, das alte deutsche Erbübel, den Gegnern zu einem billigen Sieg verhalf, ohne daß sie große Anstrengungen hätten zu machen brauchen, ihn zu erringen.

Nach dem Münchener Prozeß hatte die Deutschvölkische Freiheitspartei eine organisatorische Anlehnung an die Hitler-Bewegung gesucht und auch bis zu einem gewissen Grade gefunden. Sie nannte sich jetzt „Nationalsozialistische Deutsche Freiheitsbewegung" und war bereit, wie eine Parteivertretertagung in Berlin im Frühjahr 1924 es festlegte, neben den Herren von Graefe und Wulle auch Adolf Hitler als ihren Führer anzuerkennen. Nach der Entlassung Hitlers aus Landsberg schob dieser aber, seinen Grundsätzen getreu, diese völkischen Anbiederungsversuche, die bei der ganzen Sachlage doch zu nichts Gutem geführt hätten, mit einer Handbewegung beiseite und baute in mühsamer und zäher Kleinarbeit, nur von wenigen seiner alten Kampfgefährten unterstützt, seine Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei in ihren bewährten Grundzügen wieder neu und völlig selbständig auf.

Die Deutschvölkischen waren, wie ich bald erkennen konnte, von vornherein bei ihrer Anlehnung an die Nationalsozialisten nicht ganz ehrlich gewesen. Wohl wollten sie von dem Widerhall, den der 9. November 1923 und der Münchener Prozeß in allen zu neuem Volksbewußtsein

erwachenden Kreisen gefunden hatte, etwas profitieren. Sie wollten sich von dem rollenden Rad der Ereignisse, das Hitler in Bewegung gesetzt hatte, mitziehen lassen, aber sie dachten nicht daran, auch nur das kleinste Stück ihrer Selbstherrlichkeit aufzugeben. Es schwebte ihnen vor, daß Hitler nur südlich des Mains eine politische Tätigkeit entfalten dürfe, während sie, die Völkischen, dazu berufen seien, im Norden dieses Flusses die politische Arbeit allein zu leisten ohne die geringste Mitwirkung von nationalsozialistischer Seite. Man gab bei den Völkischen unverblümt der Meinung Ausdruck, daß Hitler wohl für Süddeutschland eine gewisse Zugkraft habe, daß er aber „die Psyche der Norddeutschen nicht verstehe". Angesichts dieser unklaren und unerquicklichen Verhältnisse ist es im Jahre 1924 zu einem neuen Auftrieb in der nationalen Politik nicht gekommen. Die Anhänger Hitlers warteten darauf, daß ihr geliebter Führer wieder frei sein würde. Die zahlenmäßig noch immer größte bürgerliche Partei, die Deutschnationalen, enttäuschten ihre Anhänger, weil die Hälfte ihrer Abgeordneten im Reichstag gegen die Dawes-Gesetze, die andere jedoch dafür stimmte. Es war den Trägern der internationalen Allerweltsverbrüderungsidee gelungen, unter Hinweis auf angebliche wirtschaftliche Notwendigkeiten diesen Keil zwischen die Deutschnationalen zu treiben. Die Annahme der Dawes-Gesetze im Reichstag sollte dazu dienen, die Tributzahlungen Deutschlands an die Feindmächte einer endgültigen und dauernden Regelung zuzuführen. Um aber die deutsche Wirtschaft überhaupt instand zu setzen, diese Zahlungen zu leisten, wurde gemäß dem Gutachten des amerikanischen Finanzsachverständigen Dawes Deutschland eine internationale Anleihe gewährt. Äußerlich gesehen, brachte das Dawes-Abkommen eine gewisse Stabilisierung der Verhältnisse. Gestützt auf die internationale Anleihe, gelang es, eine wirtschaftliche Scheinblüte zu schaffen, nachdem es dahin gekommen war, daß man als Gegenwert für einen Dollar die unvorstellbare Summe von 4,2 Billionen Papiermark bezahlen mußte. Die Zahl der Arbeitslosen ging eine Zeitlang zurück. Wie es Adolf Hitler in seinen Reden und Zeitungsaufsätzen vorausgesagt hatte, war aber diese scheinbare Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse nicht von langer Dauer. Der Zinsendienst für die internationale Anleihe drückte in zunehmendem Maße auf jedes Gebiet der wirtschaftlichen Betätigung, die Arbeitslosigkeit nahm wieder zu, und nur eine Handvoll Bankmagnaten und Börsenjobber hatten an dem Dawes-Abkommen ein fettes Geschäft gemacht. Die

Deutschnationalen hingegen verloren bei den Massen ihrer bisherigen Wähler und Anhänger nach und nach jeden moralischen Kredit.

Die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten brachte der nationalen Sache einen äußeren Erfolg. Nach der ganzen Sachlage konnte er nicht nachhaltig sein. Der Wahlkampf war schwer und erbittert. Die Parteien bekämpften sich wieder mit den terroristischen Methoden, die man seit dem Jahre 1920 überwunden geglaubt hatte. Es gab Mord und Totschlag und politische Gegnerschaften bis in den Schoß der Familien hinein. Vater und Söhne, Ehegatten, Brüder und Schwestern entzweiten sich für oder gegen Hindenburg. Der Sieg des Generalfeldmarschalls war knapp, die Wut der Unterlegenen unbeschreiblich. Ein großer Riß ging durch das Volk, der unüberbrückbar schien. An die Verfassung mit ihrem parlamentarischen Unwesen gebunden, konnte der neue Reichspräsident die zum Teil übersteigerten Hoffnungen, die seine Wähler gehegt hatten, nicht voll in die Tat umsetzen. Hindenburgs Sieg war zwar erfreulich, aber keine Erfüllung.

Hin- und hergerissen zwischen der Angst, die aktiveren und rührigeren Nationalsozialisten könnten ihnen den Rang ablaufen, und der Furcht beim Auseinanderlaufen der Deutschnationalen zu kurz zu kommen, sanken die Deutschvölkischen immer mehr zu einem bloßen Schattendasein herab, sie vegetierten nur noch. Das „Deutsche Tageblatt" vermochte nicht, sich weiterzuentwickeln, es büßte an Bezieherzahl und Einfluß tagtäglich mehr ein. Rings um mich sah ich nur mißmutige Gesichter. So ging das Jahr 1925 vorbei.

In dieser Zeit habe ich ein Erlebnis gehabt, dem ich in all dieser Betrübnis eine heitere und freundliche Seite abzugewinnen vermochte. Im Frühling 1923 war es den Deutschvölkischen gelungen, in Mecklenburg, wo Herr von Graefe begütert war, eine weitere Zeitung zu erwerben, sie hieß „Mecklenburger Warte" und erschien in Rostock. Im Sommer 1925 wurde ich von Herrn Wulle gefragt, ob ich nicht geneigt wäre, an Stelle meines Erholungsurlaubs eine Ferienvertretung bei diesem Blatt zu übernehmen. Wegen des damit verbundenen finanziellen Zuschusses und weil ich sowieso nicht so recht wußte, was ich mit meinem Urlaub anfangen sollte, sagte ich zu. Ich habe das nicht zu bereuen brauchen, denn ich verlebte vier wirklich angenehme und schöne Wochen in Mecklenburg. Vor allem freute ich mich, unter den Schriftleitern in Rostock einen alten Gesinnungsfreund, Jakob Bucher, wiederzusehen, der mir

bei meinen ersten tastenden Versuchen der Schriftstellerei aufmunternd und beratend zur Seite gestanden hatte. Der Dienst bei der „Mecklenburger Warte" war eigenartig, aber wenn man sich daran gewöhnt hatte, sehr angenehm. Die Zeitung erschien nur einmal täglich, und zwar als Nachmittagsblatt. Um die Zeitung noch am Erscheinungstage auch in den letzten und kleinsten mecklenburgischen Dörfern ausgeben zu können, war der Redaktionsschluß schon auf elf Uhr vormittags festgesetzt, und deshalb mußten wir Redakteure schon früh um fünf Uhr an unseren Schreibtischen sitzen. Das hatte den Vorteil, daß man schon kurz nach der Mittagsstunde frei war, und ich habe fast täglich die Möglichkeit ausgenutzt, mit dem Autobus von Rostock nach Warnemünde an das Meer zu fahren. Dort lagen wir im Sande, ließen uns die Sonne auf den Pelz brennen und guckten mit mehr oder weniger Erfolg den jungen, hübschen Mädchen unter die breiten Strohhüte, die damals modern waren.

Der Geschäftsführer der „Mecklenburger Warte" war ein Rheinländer. Er hieß Königswinter oder so ähnlich und war bei den Redakteuren wegen seiner Großzügigkeit in Gelddingen ungemein beliebt. Eines Tages gabelte er mich am Strand von Warnemünde auf und bat mich, ihn zu begleiten, er wolle bei einigen Großinserenten die fälligen Anzeigenrechnungen kassieren. Es begann nun eine sehr fröhliche Fahrt von einem Restaurant ins andere Restaurant und reihum in alle Hotelhallen und Strandbars. Das Einkassieren von Rechnungen schien mir ein anstrengendes Geschäft zu sein, überall gesellte sich der Lokalinhaber zu uns, es wurde nicht nur sehr viel geredet, sondern auch wacker getrunken. Und als wir endlich kurz vor dem Redaktionsbeginn des nächsten Tages das erzielte Ergebnis errechneten, stellte ich fest, daß Herr Königswinter einerseits etwa eintausend Reichsmark einkassiert, davon aber gut und gern zweihundert Reichsmark wieder unter die Leute gebracht hatte. Als ich die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens leise bezweifelte, wurde Herr Königswinter sehr böse und erklärte, ich kenne die Mecklenburger eben nicht, und das sei überhaupt die einzige Art, wie man bei ihnen zu Geld kommen könne. Da ich für die Finanzen der „Mecklenburger Warte" nicht verantwortlich war und Herr Königswinter wissen mußte, was er tat, schwieg ich, gab aber den nicht besonders gut bezahlten jüngeren Schriftleitern einen entsprechenden Wink, worauf diese bei nächster sich bietender Gelegenheit Herrn Königswinter dringend um eine Gehalts-

aufbesserung ersuchten, die dieser nach Lage der Dinge nicht gut ablehnen konnte.

Ein Mensch, der für Zeitungen schreibt, sieht und erlebt so viel, daß er Gefahr läuft, der Ehrfurchtslosigkeit zu verfallen. Häufig unterliegt er ihr, aber das braucht nicht so zu sein. Auch hier kommt es auf den Menschen selber an und darauf, welchen Sinn er seiner Arbeit unterlegt. Jahrzehntelang ist das in einem Augenblick des Unmuts gesprochene Bismarckwort gedankenlos nachgeplappert worden, daß die Politik den Charakter verderbe. Die geistig Trägen, die Verantwortungsscheuen, haben es immer im Munde geführt, um eine bequeme Ausrede zu gebrauchen, wenn sie zu feige oder zu faul waren, kämpfend und sich bewährend in den bewegenden Fragen des Volkstums, des Staates oder einer anderen Gemeinschaft, sich selber einzusetzen. Es ist leichter, andere Leute für sich denken zu lassen, Ansichten und Meinungen fertig zu beziehen, als sich selber Gedanken zu machen, um seinen Glauben zu ringen. Wer selbst viel nachdenkt, muß freilich in Kauf nehmen, daß er eine ganze Reihe jener Illusionen verliert, mit denen die anderen Leute wie mit Flitterfäden ihren Lebensweg behängen, weil sie die Kanten und Steine nicht sehen wollen, mit denen er besät ist. Diese so verdeckten Hemmnisse verschwinden aber nicht dadurch, daß man ihr Vorhandensein leugnet, und die Folge davon ist, daß der Illusionist sich eines Tages an ihnen die Nase ganz besonders heftig stößt. Nur wer mit offenen Augen dahingeht, bringt seine Strecke hinter sich. Er allein ist imstande, begegnende Widerstände zu erkennen, zu wägen und an seinen Kräften zu messen. Er nur lernt es, die Begrenztheit seiner Fähigkeiten richtig einzuschätzen, unüberwindliche Hindernisse zu umgehen, anstatt gegen sie anzurennen und die kleinen Widerwärtigkeiten mit einer gelassenen Bewegung lächelnd beiseite zu schieben. Er nur schließlich wird sich den untrüglichen Blick für das Wesentliche erwerben, erkennend, daß es bei jeder großen Sache nur auf einen Punkt ankommt, von dem aus sie bewegt werden kann, alles übrige Drum und Dran im Grunde genommen höchst unwichtig ist. Trotz dieser Auffassung, — nein, vielmehr gerade ihretwegen, — kann, ja, muß man an Wunder glauben. Wille und Schicksal sind zwei Gebiete, die sich im allgemeinen nicht decken. Sie greifen ineinander über, aber nach voneinander unabhängigen Gesetzen. Nicht der härteste Wille allein vermag das Schicksal zu zwingen, denn das Schicksal wirft nach unerforschbaren Bedingtheiten seine Lose, uns

bleibt nur die Freiheit, unter ihnen zu wählen oder die Wahl auszuschlagen. Je nach dem Resultat nennen wir das dann Glück oder Zufall. Wenn sich aber einmal die Bereiche des Willens und des Schicksals genau entsprechen, wenn ein Mensch will, was er „wollen soll", wenn in ihm die Überzeugung lebt, daß für ihn Wille und Schicksal eins sind, — dann hält die Welt den Atem an. Dann ist ein Genie geboren, eine der seltenen Sternenstunden der Geschichte ist angebrochen. Ein Wunder ist geschehen.

Die nationalen und völkischen Parteien, Bünde und Versuche vor dem Auftreten Adolf Hitlers sind daran gescheitert, daß sie mit Scheuklappen an den Augen dahergingen. Ihre Ideale entstammten einer Traumwelt, die weder mit Vernunft noch mit Glauben etwas zu tun hatte, und ihren Weg wollten sie sich dadurch bereiten, daß sie jedem ihrer Anhänger die Illusion lieferten, die er sich wünschte. Man berauschte sich an Erinnerungen an die Befreiungskriege, am Gedenken an Friedrich den Großen, dessen Manen man ein beschwörendes „Wann kommst Du wieder?" zurief, aber man zog nicht einmal die geschichtlichen Lehren aus den zitierten Epochen. Ein neuer „alter Fritz" sollte kommen, Deutschland wieder zur Höhe zu führen, aber daß dieser zu seiner Zeit nicht eines Tages fix und fertig dastand, so wie er in den Lesebüchern der Kinder abgebildet ist, daß auch er vom Irrtum zur Wahrheit gelangen mußte, lange Zeit mißachtet, unverstanden nicht nur von den meisten seiner Generale, sondern auch von dem Tüchtigsten seiner Brüder, einen langen und einsamen Weg hatte gehen müssen, der ihn am Ende unerbittlich, hart und von der allgemeinen menschlichen Unzulänglichkeit tief überzeugt werden ließ, — das wollte man nicht wahr haben. Für diese Leute war der „alte Fritz" ein energischer, älterer Herr mit Krückstock, der nur mit seinen strahlenden, blauen Augen zu blitzen brauchte, damit alles in Ordnung kam.

Die alte antisemitische Bewegung war ausgezogen, um die Bauern aus dem Zinsjoch zu befreien; hier hatte sie, im engen Kreis, Großes und Bleibendes geschaffen. Die Nachfahren wandten sich im Laufe der Jahrzehnte nacheinander und nebeneinander an die Kleingewerbetreibenden, die Grundbesitzer, an den Adel, die Arbeiterschaft, die Großindustrie; jedem dieser Berufsstände wurde etwas versprochen, und schließlich fand in dem Widerstreit der Interessen, der Hoffnungen und Meinungen sich überhaupt niemand mehr zurecht. Die übrigen nationalen Parteien machten es ebenso.

Die Anziehungskraft, die die Hitler-Bewegung, vom Tage ihrer Geburt an, auf Menschen aller Berufsstände und jedes Bildungsgrades ausübte, erklärt sich daraus, daß ihr Führer willens war, Deutschland zu befreien. Er schleppte keinen Ballast mit, hielt sich nicht mit Einzelheiten auf, versprach weder den Hausbesitzern höhere Renten, noch den Wohnungsinhabern billigere Mieten und hatte dafür seinen Willen, dessen wunderbare Dämonie die einzige Richtschnur für seine Anhänger bildete. Von H. St. Chamberlain, dem hellsichtigen deutschen Seher mit dem englischen Namen stammt der Satz, daß es in entscheidenden Stunden oft nicht so sehr darauf ankomme, bis ins kleinste hinein zu wissen, was man tun wolle, sondern es sei wesentlich, zu erkennen, was man nicht wolle. Oder wie es der Philosoph Hegel ausgedrückt hat: gegen eine These genügt es, die Antithese aufzustellen; aus dem Widerspiel gebiert sich das Dritte, die Synthese, das zukunftsträchtige Neue. Hitler wollte nicht eine weitere Partei zu den zwei Dutzend bereits vorhandenen gründen. Er wies es von sich, einzelnen Berufsständen Versprechungen zu machen und unklare Bindungen mit anderen politischen Gruppen einzugehen. Er wollte, und zwar er ganz allein, nur im Glauben an eine Mission, — dieser Glaube war wiedrum der Quell seines fanatischen Willens, — in der unerschütterlichen Überzeugung, daß er der Mann des Schicksals sei, Deutschland wieder emporheben. Dazu mußte er an die Macht kommen, alles andere war unwichtig. Im November 1923 war das kühne Unternehmen mißglückt, nun würde er es eben auf andere Weise und noch einmal versuchen, immer wieder versuchen, solange ein Atemzug in ihm steckte.

So spürten im Deutschland des Jahres 1925 die Menschen, soweit sie noch, oft enttäuscht, nun schon beinahe verzweifelnd, an die Möglichkeiten einer deutschen Erhebung dachten, daß diese nur durch Hitler zur Tat werden konnte. Hitler war der Mann der kommenden Stunde, er hatte Phantasie und Schwung, dabei auch Lebenshärte, Willenskraft und eine glasklare Nüchternheit des Denkens. Wann und auf welche Weise er siegen würde, das war nicht mit dem denkenden Verstande allein zu errechnen, das war Sache dessen, was man Gott oder Vorsehung oder Schicksal oder Bestimmung nennt. Das war nicht mehr Gegenstand des Intellekts, sondern vielmehr des Instinkts, des Gefühls. So schlossen sich Männer und Frauen aus allen Parteien, Lagern und Gruppen, getrieben teils von Verstandeserwägungen, teils von Gefühls-

regungen, den Nationalsozialisten in den folgenden Jahren an. Nur die ewigen Nörgler, die Allesbesserwisser, diejenigen, die weder Hirn noch Herz hatten, natürlich auch die Juden und ihre Freunde, bekämpften sie wütend. Tausende, Zehntausende, bald Hunderttausende aber hatten die innere Gewißheit: Deutschlands Zukunft mußte unter den Fahnen Adolf Hitlers kommen, oder sie kam überhaupt nicht mehr. In jedem Deutschen steckt, auch wenn er es abstreitet, ein Stück Romantiker, ein wenig Hang zur Mystik. Er begnügt sich nicht, wie etwa der Franzose, mit Dogmen, Lehrsätzen und der reinen Vernunft, — es muß Seele dabei sein. Hitler hatte die Seelen geweckt.

Viele glauben sich berufen, aber nur Einer ist auserwählt. Auf einen wirklichen Wegbereiter kommen viele falsche Propheten. Zeitläufte, in denen alte Ordnungen zusammenbrechen und sich noch nicht klar übersehen läßt, wie das Neue aussehen wird, das erst von ferne heraufdämmert, sind Erntezeiten für alle Außenseiter der Gesellschaft, sowohl für Narren und Verbrecher, für gerissene Spekulanten, Schieber, Spieler und Glücksritter, als auch für Weltverbesserer, die auf dem schmalen Grat zwischen Verrücktheit und übersteigerten Empfindungen entlangtaumeln, für Schwärmer und Utopisten aller Art. Auch Deutschland ist in den Jahren zwischen 1919 und 1933 reich an diesen Typen gewesen.

Mit einem dieser merkwürdigen Propheten habe ich mich während meiner Schriftleiterzeit beim „Deutschen Tageblatt" befassen müssen. Die „Deutschvölkische Freiheitspartei" hatte einige beachtenswerte Stützpunkte in Ostpreußen, deren tragende Säulen reiche Großgrundbesitzer waren. Plötzlich sprangen eines Tages diese Gönner von der Partei ab. Nachforschungen und ein von mir geführter Schriftwechsel ergaben, daß sie sich einem neuen Stern zugewandt hatten und gesonnen waren, künftighin die Sache des „Kaisers Weißhaar" und dessen „Bundes der Guoten oder Guten" zu der ihrigen zu machen. Die völkische Parteileitung war nicht gewillt, diesen Einbruch in ihr Gehege widerspruchslos hinzunehmen, und ich wurde beauftragt, gegen die „kaiserliche" Konkurrenz polemisch vom Leder zu ziehen. Um das mit Nachdruck zu können, mußte ich mich mit ihr näher befassen; späterhin habe ich dann, aus Vergnügen am Grotesken, mein Privatinteresse ähnlichen Zeiterscheinungen gewidmet. Nach und nach ist eine ansehnliche Sammlung solcher Sekten und schnurriger Käuze zusammengekommen, die geeignet ist, die

Überzeugung, daß der Mensch ein von der Natur mit Vernunft begabtes Wesen sei, ins Wanken zu bringen, wenn man bedenkt, wie viele Anhänger sie fanden.

„Kaiser Weißhaar", der nun also in Ostpreußen residierte und dort Verwirrung in die Reihen der völkischen Geldgeber trug, hieß mit seinem richtigen Namen Kurt Pählke und hatte vor dem Weltkriege in Königsberg eine Briefmarkenhandlung betrieben. Nebenher befaßte er sich mit Sterndeuterei. Ein paar angeblich richtige Voraussagen machten ihn stadtbekannt, worauf er kurz entschlossen sein Geschäft an den Nagel hing und eine okkulte Loge, den „Germanenorden" aufzog, dessen „Meister vom Stuhl" er wurde. Einige von Pählkes Sendboten gründeten eine Filiale in Spandau, sein Weizen begann auch in Berlin zu blühen, und er siedelte nun in die Reichshauptstadt über. Auf die Dauer scheint ihn der „Germanenorden", in dem ein Herr von Mosch ihm den Rang abzulaufen drohte, nicht befriedigt zu haben, jedenfalls wurden eines Tages in Berlin Flugblätter verteilt, die beträchtliches Aufsehen und Schütteln der Köpfe erregten. In ihnen empfahl sich Herr Pählke, allerdings unter schamhafter Verschweigung seines prosaischen Ursprungs, als der wiedererstandene Barbarossa, der gekommen sei, das alte Reich in Kraft und Herrlichkeit wiedererstehen zu lassen. Man soll es nicht für möglich halten, aber es ist Tatsache: der neue König Rotbart fand so viele gläubige Anhänger, daß er einen „Bund der aufrechten Männer" zu gründen vermochte. Nun nahm Pählke seinen bewährten astrologischen Dreh, der ihn hochgebracht hatte, wieder auf, der Verein wurde bald in „Bund der Guoten oder Guten" umgetauft und konnte fortan seinen Gründer ernähren. Wer eintreten wollte, mußte sich „zwecks Prüfung der Würdigkeit" ein Horoskop durch Pählke-Barbarossa stellen lassen und dafür mindestens hundert Mark erlegen. Als Gegenleistung erfuhr das neue Mitglied, daß König Rotbart sich demnächst und bei passender Gelegenheit zum „Kaiser von Europa" machen werde. Schließlich zog es den Propheten aus dem unruhvollen Berlin zu den geruhsameren Fleischtöpfen seiner ostpreußischen Heimat wieder zurück, wo er aus eigener Machtvollkommenheit zum „Kaiser Weißhaar" avancierte. Seine Anhänger, deren Zahl zeitweise Dreitausend überstieg, stellten ihm zum Teil ihr ganzes Hab und Gut zur Verfügung. Ein wahnwitziger Großgrundbesitzer schenkte ihm ein Schloß, in dem „Kaiser Weißhaar" von nun an Hof hielt. Von ihm aus predigte er die „deutsche

Lebenserneuerung", die durch die Entwicklung eines geheimnisvollen sechsten Sinnes, dessen Sitz die Zirbeldrüse sei, vorbereitet werden sollte, und lebte sorglos und in Freuden. Der Unfug dauerte bis zum Juli 1933. Dann kam es zum Krach unter den Freunden des „Kaisers Weißhaar", eine solenne Prügelei rief die Polizei auf den Plan, der „Bund der Guoten oder Guten" wurde aufgelöst, Pählke flog ins Loch und das von Rechts wegen, denn er war im Grunde nichts weiter als ein durchtriebener Hochstapler, der mit Wein, Weib und Gesang auf Kosten der Dummheit seiner Mitmenschen einen guten Tag lebte.

Ein wenig anders lag die Sache bei Louis Häußer, dem „Präsidenten der Vereinigten Staaten von Europa". Er war eine jener echten Abenteurernaturen, die seltsame, verschlungene Lebenspfade wandeln, um gegen Ende ihrer Laufbahn nach dem Sprichwort „Junge Huren, alte Betschwestern" in die Frömmelei religiös-politischer Wahnideen zu verfallen. Geboren wurde er im Jahre 1881 in Schwaben, dem Gebiet, das unserem Vaterlande schon so viele Dichter und Denker, aber auch Sektierer und skurrile Geister die Fülle geschenkt hat. Er war schon ein Vierziger, als er den Weckruf zum Propheten in sich vernahm. Vorher war er, Sohn eines Weingärtners, aus der heimischen Kaufmannslehre durchbrennend, zuerst in London als Kommis, dann in Paris selbständig gewesen. In der letztgenannten Stadt hatte er eine Sektfirma gegründet, reich geheiratet, er betrieb Rennwettbüros und ein Ausstellungsunternehmen, vor dem die Pariser Handelskammer eine öffentliche Warnung erließ. Die Tätigkeit dieses Unternehmens bestand in der Hauptsache darin, daß Häußer gegen angemessenes Honorar schöne Diplome an Geschäftsleute, über deren angebliche Beteiligung an Ausstellungen, die nie stattgefunden hatten, verteilte. Er wurde ein sehr wohlhabender Mann, lebte in großem Stil, teils an der französischen Riviera, teils in den modischen Wintersportplätzen der Schweiz, wo er überall ein freigebiger und deshalb gern gesehener Gast war. Gegen Ende des Weltkrieges nahm diese Herrlichkeit ihr Ende, er wurde von Frankreich ausgewiesen und tauchte nun längere Zeit in Bern unter. Dort kam er mit pazifistischen und theosophischen Kreisen in Berührung und vertauschte seinen eleganten Gehrock mit Joppe und Sandalen. In seine Heimat zurückgekehrt, begann er zu predigen. Seine Lehre war ein seltsames Durcheinander aus Christentum, Selbstbeweihräucherung und etlichen einsichtsvollen politischen Wahrheiten, die aber in dem übrigen Wirr-

warr seiner Gedanken nicht zur Geltung kamen. Bevor er im Jahre 1927 starb, hatte er sich 1925 zum Kandidaten für die Reichspräsidentenwahl aufstellen lassen und immerhin an sechzigtausend Stimmen erzielt. Die meisten allerdings waren ihm durch einen Irrtum seiner Wähler zugefallen. Viele meinten, die „Häußer-Partei" habe etwas mit Häusern zu tun und werde die alten Hypotheken aufwerten; deshalb gaben sie ihm ihre Stimme. Außer der Verwirrung einiger Gemüter hat Häußer keinen Schaden angerichtet. Er hat sich nicht bereichert und keine Existenzen ruiniert. Er war ein verbummelter Lebemann mit psychopathischem Einschlag, der sich plötzlich einbildete, ein Genie zu sein. Sonst war er harmlos.

Dagegen war der Prophet Weißenberg, dessen Treiben in unsere Tage hereinreicht, eine widerliche Mischung von Scharlatan, Realist, Militarist und Betrüger. Er war der primitivste von allen diesen Geistern und hat, wohl gerade deshalb, sein Unwesen am längsten treiben können. Endgültig ist ihm das Handwerk erst 1935 gelegt worden, als er wegen Verführung Minderjähriger zu Zuchthaus verurteilt wurde. Er heilte alle Krankheiten seiner Anhänger durch Auflegen von Weißkäse, hypnotisierte die zahlreichen hysterischen Frauenzimmer unter ihnen und gründete einen „Verein der alten Krieger". Von dem Gelde seiner Gönner errichtete er an den Glauer Bergen unweit Trebbin eine Siedlung, die wirklich schön und zweckmäßig gebaut war und noch heute steht; ursprünglich war Weißenberg nämlich Maurer von Beruf. Hier spielte er Bürgermeister, Dorfrichter und Schulvorstand in einer Person, hielt allsonntäglich eine Parade seines Kriegervereins unter der alten schwarz-weiß-roten Fahne ab und ließ die ihm sklavisch ergebenen Bewohner für sich scharwerken wie ein mittelalterlicher Fronvogt. Er war ein Gewohnheitssäufer und allen sonstigen Lastern zugetan.

Ich könnte die Liste dieser seltsamen Vögel noch weiter fortsetzen: Leonhard Stark, der „Bayrische Kaiser"; Georg Wilhelm Müller von Erlangen, der „Christlich-deutsche Arbeiterdiktator"; der Rechtsanwalt Ludwig Zoeller aus Zweibrücken, „Begründer und Staatsoberhaupt der Republik Birkenfeld"; der Tierarzt Friedrich Freytag aus Wiesbaden, Schöpfer und Selbstherrscher des „Souveränen Aranstaates", bei dem man den Titel Marquis, Vicomte oder Prinz je nach Zahlungshöhe erwerben konnte; sie alle gehörten dazu, unterschieden sich aber nur in den Abstufungen des Ausmaßes ihres Wahnes oder ihrer Gewissenlosigkeit.

Die eingehende Beschäftigung mit diesen Schwarmgeistern war seinerzeit nicht ganz so nutz- und sinnlos, wie es heute scheinen mag. Die damaligen Machthaber und die ihnen ergebene Presse entblödeten sich nicht, sie in den Anfängen der nationalsozialistischen Bewegung mit dieser in Beziehung zu bringen oder in vergleichende Parallele zu setzen. Man wollte, darüber hinaus, indem man diese Halbnarren ernst zu nehmen schien, das erwachende nationale Gefühl herabwürdigen. Als Berlins allgewaltiger Polizeivizepräsident Isidor Weiß aufgefordert wurde, gegen Weißenberg einzuschreiten, lehnte er dies ab mit der Begründung, es könne ihm als republikanischem Beamten nur recht sein, wenn dieser die schwarz-weiß-roten Farben lächerlich mache.

Bei den Völkischen machte ich mich in der Folgezeit zunehmend politisch verdächtig und unbeliebt. Bei jeder Gelegenheit ließ ich durchblicken, es sei meiner Meinung nach am besten, daß sich die Deutschvölkische Freiheitspartei unter Verzicht auf ein weiteres Eigenleben der Führung Hitlers bedingungslos unterstelle. Nur dadurch sei es möglich, den schon so lange dauernden unfruchtbaren Streitereien im aktivistischen nationalen Lager ein Ende zu setzen und zu dem lange erstrebten Ziel, der Schaffung einer großen national-völkischen Einheitsbewegung, zu kommen. Der völkische Parteiführer Herr von Graefe wäre diesen Gedankengängen vielleicht nicht ganz unzugänglich gewesen, er war nun aber schon bei Jahren, kränkelte und ist wenige Jahre darauf verstorben. Der robuste Wulle, schon immer der Sprecher der Partei, spielte sich nun ganz in den Vordergrund. Sein Wille war maßgebend, und Herr von Graefe figurierte schließlich lediglich als eine Art Ehrenvorsitzender. Herr Wulle hatte von den Nationalsozialisten immer noch keine besondere Meinung. Er vertrat den Standpunkt, die nationalsozialistische Bewegung sei ein Strohfeuer, das bald wieder verflackern werde. Wenn die irregeleiteten Massen sich von Hitler abwendeten, sei es, so meinte er, die Aufgabe der Deutschvölkischen, die Enttäuschten aufzufangen, um sie „dem nationalen Gedanken zu erhalten". Wulle drückte bei der Parteileitung der Völkischen fast alle Vierteljahr einen Beschluß durch, der die selbständige und unabhängige Fortdauer der Partei zum unerschütterlichen Grundsatz erhob. Man blieb bei dieser Auffassung auch, als immer mehr Anhänger der Freiheitspartei den Rücken kehrten. Eine allgemeine Unsicherheit in den Richtlinien für die tägliche Partei- und Pressearbeit waren die Folgen. Man versuchte, durch ständig wieder-

kehrende Versuche von Umbesetzungen an leitenden Stellen und allerhand Experimente auf taktischem Gebiet dem Übel zu steuern, vergrößerte es aber dadurch nur.

Von jeher habe ich, ungeachtet der Auffassung, daß ein tätiges Leben sich nicht ausschließlich in Freudlosigkeit und asketischer Trübsal abzuspielen braucht, gern und viel gearbeitet. Faulheit haben mir selbst meine ärgsten Feinde niemals vorwerfen können. Aber auf die Dauer kann ich nur dann mit innerer Befriedigung etwas leisten, wenn um mich her die Atmosphäre einer gewissen Ordnung herrscht. Das ständige Improvisieren an Stelle einer vernünftigen Organisation, fließende Grenzen der Befehlsgewalt und der Arbeitsgebiete, immerwährende erfolglose Experimente, die endlich notwendig zu einem übermäßigen Nerven- und Personalverbrauch führen müssen, das alles ist mir in tiefster Seele zuwider, und deshalb habe ich mich als Soldat in der militärischen Welt der eindeutig festgelegten Befugnisse und klarer Verantwortungen stets besonders wohlgefühlt. Bei den Völkischen fand ich nachgerade nicht einen Schimmer mehr von allen diesen Voraussetzungen, die mir eine Weiterarbeit hätten erstrebenswert erscheinen lassen, und alle diese Umstände gaben mir das Gefühl, daß ich wohl nicht mehr lange mich bei den Völkischen heimisch fühlen könne. Daß mein Abschied von ihnen sich in den Formen eines ziemlichen Krachs vollzog, hatte besondere Ursachen.

An einem schönen Maitage des Jahres 1926 gab es bei der Völkischen Parteileitung starke Aufregung. Die „Mecklenburger Warte“ in Rostock, von Herrn Königswinter geschäftlich betreut, war über Nacht finanziell zusammengebrochen und mußte in Konkurs gehen. Es stellte sich heraus, daß Herr Königswinter nicht nur bei dem Einkassieren von Rechnungen gegenüber Hotelbesitzern und Barinhabern, sondern vor allem für seine eigene Tasche allzu großzügig gearbeitet hatte. Man war Unterschlagungen auf die Spur gekommen, Herr Königswinter wurde festgenommen und später zu einer Gefängnisstrafe verurteilt. Im Augenblick war die Hauptsorge die, eine Hilfsaktion für die Schriftleiter der „Mecklenburger Warte“ in die Wege zu leiten. Man brachte sie nach einigen Bemühungen anderweitig unter, nur für den Hauptschriftleiter, einen Herrn, der meiner Erinnerung nach Haubenstock hieß, wollte sich nichts Passendes finden. Da Haubenstock sich der besonderen Gunst des Herrn von Graefe erfreute, gab man sich um sein ferneres Schicksal alle nur erdenkliche Mühe und nahm ihn endlich nach einigem Hin und

her in den Redaktionsstab des „Deutschen Tageblatts" auf. Eines Morgens erschien Herr Haubenstock in meinem Arbeitszimmer, gab seiner Freude Ausdruck, unsere alte Bekanntschaft aus Rostock zu erneuern und stellte sich gleichzeitig als mein neuer Kollege vor. Mir ahnte nichts Gutes. Ich bat Herrn Wulle um eine Rücksprache, deren Zweck sein sollte, das Arbeitsverhältnis zwischen Haubenstock und mir genau festzulegen. Ich wollte über diesen Punkt Klarheit haben, weil nicht zwei Hauptschriftleiter an einem Blatt regieren können und ein ungeklärter Zustand zwischen mir und dem Neuankömmling in Kürze zu Reibungen innerhalb des Betriebes führen mußte, die ich von vornherein zu unterbinden wünschte. Herr Wulle ließ sich nicht sprechen und ging einer Entscheidung aus dem Wege. Bei irgendeiner Gelegenheit ließ er mir telephonisch mitteilen, ich möchte Herrn Haubenstock kameradschaftlich mitarbeiten lassen; seine Tätigkeit beim „Deutschen Tageblatt" sei nur vorübergehend, bis anderswo eine entsprechende Position für ihn gefunden worden sei. Nun kam es, wie ich es vorausgesehen hatte. Der Herr Chefredakteur aus Rostock, der sich im übrigen seinen engeren Stab, bestehend aus zwei Stenotypistinnen und einem Volontär, mitgebracht hatte, fand bald heraus, daß er eigentlich nicht mehr lange nach einer neuen Stellung zu suchen brauchte, wenn es ihm gelang, meinen Platz einzunehmen. Zuerst ganz unmerklich, dann nach und nach mit immer offeneren Methoden, versuchten Haubenstock und seine Anhängsel, mir die Zügel aus der Hand zu winden. Ich war auf der Hut, ließ mir nichts gefallen, und dauernde sehr unerfreuliche Auseinandersetzungen waren die Folge. Haubenstock, der von seinem schriftstellerischen Talent eine sehr hohe Meinung hatte, die freilich von der Mitwelt nicht geteilt wurde, war besonders stolz auf seine politischen Kommentare, die er für spritzig und geistvoll hielt. Nachdem er mir eines Tages mehrmals in den Aufbau der ersten Blattseite hereinzureden versucht hatte, weil er glaubte, er könne das besser als ich, und ich deshalb schon mit Zorn vollgeladen war, wollte er kurz vor Redaktionsschluß darauf bestehen, daß ich unter allen Umständen noch einen seiner berühmten Kommentare in der laufenden Ausgabe unterbringen müsse, den er als besonders wohlgelungen bezeichnete. Eine Wendung in diesem Meisterwerk ist mir im Gedächtnis geblieben. Haubenstock hatte geschrieben, daß durch eine Reise nach Genf Herr Stresemann mit dem rostigen Schwert der Locarnosonne, dem Dawes-Plan ein wenig auf den Busch klopfen wolle. Ich

weigerte mich rundweg, diese Stilblüte abzudrucken und blieb auch dabei, obschon Herr Haubenstock mir vorwarf, ich hätte kein Verständnis für feinsinnige Ironie. Als Haubenstock hörte, daß die Rotationsmaschine ohne seinen Beitrag sich in Bewegung setzte, wollte er sie anhalten lassen. Ich widersetzte mich dem, und eine sehr unerquickliche Szene im Beisein des Druckereipersonals, die um ein Haar in einen Faustkampf ausgeartet wäre, war die Folge. Haubenstock beschwerte sich über mich. Wie erwartet, gab ihm der Parteivorstand recht und mir einen Rüffel wegen angeblichen unkameradschaftlichen Verhaltens. Als ich diesen nicht ohne weiteres einsteckte, sondern protestierte und erneut auf die Herstellung klarer Verhältnisse drang, kündigte man mich fristlos. Erst eine Klage vor dem Schiedsgericht, bei der ich siegte, wandelte die fristlose Entlassung in eine fristgerechte um.

Damit hatte ich wenigstens drei Monatsgehälter gewonnen, aber die Tatsache, daß ich nun arbeitslos war, wurde dadurch nicht aus der Welt geschafft. Auf eine längere Dauer meiner Erwerbslosigkeit mußte ich mich gefaßt machen, da die Aussicht, irgendwo unterzukommen, für einen Schriftleiter, der von einem national-völkischen Blatt kam, in Berlin gleich Null war. Trotzdem ließ ich den Kopf nicht hängen. Fürs erste hatte ich ja zu leben, und irgendwie würde es schon gehen. Außer unserem alten Drucker Schulze durfte ich einige Freunde mein eigen nennen, die mir im Notfall Rat und Unterstützung gewähren würden. Sie haben mich in der Folgezeit nicht enttäuscht. Durch gelegentliche Mitarbeit an auswärtigen nationalen Tageszeitungen und Zeitschriften hielt ich mich so eben über Wasser. Alles in allem genommen, war es wieder eine gute Schule des Lebens, die ich durchmachte. Ich lernte es, daß eine durchgelaufene Schuhsohle ein sehr ernstes Finanzproblem sein und eine unvorgesehen einlaufende Wäscherechnung den gesamten Geldkomplex einer Woche über den Haufen werfen kann. Da begrüßte ich es denn dankbar, wenn einer meiner Freunde mich zum Mittagessen einlud. Ohne falsche Scham stopfte ich so viel in mich hinein wie möglich, so daß ich mich am Abend mit einem übriggebliebenen Frühstücksbrötchen, das mir meine Zimmerwirtin bereitete, begnügen konnte. Diese, eine Frau Schobel, verdiente wirklich die Bezeichnung einer Schlummermutter. Mütterlich sorgte sie für ihre Untermieter und hat meinetwegen manchen erbitterten Strauß mit Gerichtsvollziehern und ähnlichen lästigen Zeitgenossen siegreich durchgefochten. In meiner Abwesenheit schwur sie

Stein und Bein, daß zum Beispiel die Anzüge, die in meinem Zimmer hingen und auf die der Gerichtsvollzieher sein begehrliches Auge geworfen hatte, gar nicht mir, sondern ihrem Mann gehörten. Oft kam der Gerichtsvollzieher mehrere Tage hintereinander immer wieder vorbei, denn die Völkischen, die mich an die Luft gesetzt hatten, sahen sich in keiner Weise veranlaßt, zu den Geldstrafen, die ich mir im Dienste ihres Blattes zugezogen hatte, das geringste beizutragen. So ergab es sich fast von selbst, daß der Gerichtsvollzieher und ich bald gute Bekannte waren. Dank der Interventionen der wackeren Frau Schobel hatte er zwar längst eingesehen, daß bei mir nichts zu holen sei, aber mit der Hartnäckigkeit, die für Leute seines Berufs unerläßlich ist, kam er immer wieder, um sich nach meinem und meines Geldbeutels Befinden zu erkundigen. Ich habe immer eine Schwäche für Leute gehabt, deren Name mit ihrem Beruf in harmonischem Einklang steht. Es ist nett, wenn ein Segelschiffskapitän Schneidewind oder ein Bäcker Semmelweiß heißt; umgekehrt finde ich es geradezu unpassend, wenn eine Hebamme den Namen Schwertgeburt trägt oder der Angestellte eines Beerdigungsinstituts sich Frohgemut nennt. Mein Gerichtsvollzieher hieß Scharfmann und genoß daher meine Sympathie. Es tat mir in der Seele weh, diesen netten Herrn Scharfmann so oft resultatlos bei mir seine Zeit vertrödeln zu sehen, und deshalb beschloß ich, etwas für ihn zu tun, damit er ein wenig aufgemuntert würde. Es war mein Geburtstag gewesen, und dank der Freigebigkeit meiner Freunde hatte ich davon eine halbe Flasche guten Weinbrand übrigbehalten. Als beim Erwachen meine noch nicht ganz klarsichtigen Augen den Blick in meiner Bude die Runde gehen ließen, blieben sie auf einem Gegenstand haften, der meinen Kleiderschrank krönte und von dem ich genau wußte, daß er gestern noch nicht dagewesen war. Es war ein ausgestopftes Tier, anzusehen etwa wie eine Kreuzung zwischen einem Hasen und einer Wildgans. In manchen Kneipen des Berliner Ostens und Nordens kann man auch heutzutage noch ähnliche Ungeheuer sehen, Scherze von Tierpräparatoren, die beispielsweise einem Kaninchen ein Rehgehörn aufsetzen, was auf den ersten Blick ganz verblüffend wirkt und dem Kneipenwirt Gelegenheit zu allerlei Märchen und Schnurren gibt. Der Wechselbalg, den ich jetzt beherbergte, war aber viel großartiger, man konnte beinahe sagen künstlerischer als diese im allgemeinen recht primitiven Machwerke. Ich erinnerte mich nun, daß mein Freund Bauer dies Getier gestern in

seiner Wohnung gehabt hatte, wo wir meinen Geburtstag feierten. Er erzählte, er habe das Stück von einem Kapitän erworben, der es seinerseits aus Schweden mitbrachte, und hatte mir das ausgestopfte Tier am Schluß der Geburtstagsfeier unter feierlicher Ansprache geschenkt mit der Bemerkung, er stifte mir das Ding, damit endlich der Gerichtsvollzieher bei mir etwas zu pfänden habe.

Als Herr Scharfmann erschien, um wie üblich im Vorübergehen nachzuschauen, wie es mir gehe, lud ich ihn ein, ein Viertelstündchen mit mir zu plaudern, indem ich ihm mein Bedauern ausdrückte, ihm so viele Mühe zu machen. Er war vorerst sehr mißtrauisch, wahrscheinlich hatte er seine Erfahrungen. Meine Liebenswürdigkeit muß indessen entwaffnend gewesen sein, einige zur nachträglichen Ehre meines Geburtstages genossene Weinbrände taten ihre Wirkung, der Herr Vollzieher des Gerichts wurde ganz menschlich und umgänglich, so daß er mir schon beinahe leid tat. Aber einen guten Streich unausgeführt zu lassen, wäre mir damals als Todsünde erschienen. Wie unabsichtlich blinzelte ich einige Male zu der Hasengans auf dem Schranke empor. Scharfmann schärfte seinen Blick, überschattete sein Gesicht mit der Amtsmiene, guckte auch in die Höhe und fragte streng und gemessen, was das für ein neues Objekt sei, das er bei mir gesehen zu haben, sich nicht erinnern könne. Ich markierte Schreck, Bestürzung und anschließend Verzweiflung. Das Präparat sei eine Seltenheit, eine Rarität, es handle sich um den Balg eines fast unbekannten Tieres, es stamme aus der Polargegend, und ich sei gerade im Begriff, es dem Museum für Naturkunde anzubieten, — er möge mich nicht unglücklich machen. Scharfmann blieb ungerührt und schritt zur Pfändung. Die kostbare Beute in Zeitungspapier eingewickelt, unter dem Arm, schob er ab, jeder Zoll ein siegreicher Gerichtsvollzieher. Ob er erst beim Versteigerungstermin gemerkt hat, wie er genasführt worden war, oder ob Mitleidige ihn schon vorher über seinen Hereinfall aufklärten, weiß ich nicht. Er hat sich bei mir nie wieder blicken lassen, künftig beehrte mich sein Kollege. Der war mir vom ersten Augenblick an unsympathisch, schon weil er Sanftleben hieß, was sich für einen Gerichtsvollzieher ganz und gar nicht schickt, und wir hatten keinerlei außerdienstliche Beziehungen miteinander. Nie wieder bin ich den Angehörigen dieser Gilde so menschlich nahe gewesen, wie Herrn Scharfmann, obwohl es Jahre dauerte, bis die letzten Geschäftsbeziehungen zwischen ihnen und mir restlos abgewickelt waren. Noch im Jahre 1932

hätte einer von ihnen um ein Haar mein junges Familienglück zerstört. Ich hatte mich inzwischen verheiratet. Meine Frau ist die Beste, die ich habe finden können, aber von so betont gutbürgerlicher Erziehung, daß das Erscheinen eines Gerichtsvollziehers in der Wohnung, — „was, um Himmelswillen, sollen die Leute von uns denken!“ — in ihr alle Begriffe von Wohlanständigkeit und Reputation zum Einsturz brachten. Sie bereute es unter Tränen, mich geehelicht zu haben, mich, einen abenteuerlichen Menschen, vor dem man sie sowieso gewarnt hatte, weil er vorbestraft sei und eine unsichere politische Existenz führe. Da sie aber Sinn für Humor hat, — andernfalls wäre sie gar nicht meine Frau geworden — lachte ich sie erst aus, dann lachten wir beide zusammen. Sie hat es sogar noch gelernt, die letzten Attacken der Scharfmänner in meiner Abwesenheit selbständig abzuschlagen oder wenigstens mit größter Würde über sich ergehen zu lassen.

Soweit ich mich während meiner Arbeitslosigkeit nicht ums liebe tägliche Brot herumbalgte, auf den Geldbriefträger lauerte, meine Freunde anpumpte und mit Frau Schobel um die Zimmermiete feilschte wie ein Roßtäuscher, suchte ich mich nützlich zu beschäftigen. Viel saß ich in den Bibliotheken herum, wo mich besonders die Literatur über die Geschichte der europäischen Länder anzog. Die Beschäftigung mit der Geschichte ist von einer eigentümlichen Anziehungskraft, weil man mit dem Wissen der Gegenwart die Dinge der Vergangenheit betrachtet und sich deshalb klüger vorkommt als die Leute, die vor uns gelebt haben. Da aber jede Generation seit je diesen Standpunkt eingenommen hat, glaubte jede von ihnen, sie sei gescheiter als ihre Vorgängerin, obwohl es sich höchstens darum handeln kann, daß sie vielleicht weniger Irrtümer beging. Jedes Zeitalter versucht, die Irrtümer des vorigen gutzumachen und hinterläßt seinerseits ungelöste Aufgaben für die Zukunft. Es gibt Zeiten, in denen die Menschen wie blind sind und man rückschauend kaum begreift, wie sie am uns heute Nächstliegenden vorübergingen, — das sind die Epochen, die wir als schwunglos und unfruchtbar empfinden. Andere Zeiten packen die Probleme kühn beim Schopfe, man ringt mit ihnen auf Leben und Tod, selbst auf die Gefahr hin, daß Irrtümer unterlaufen mögen: das sind die heroischen Stunden der Historie. Im offiziellen Deutschland um 1925 wurde weder gerungen noch sonstwie ein heldischer Atemhauch verspürt, die Zeit war, nach jeder Richtung gesehen, miserabel. Aus der Betrachtung der Geschichte schöpfte ich Zuversicht

und die Bereitschaft mich einzuordnen, wenn die Fanfaren eine neue Zeit verkündeten, — schon konnte man von fernher ihre Stimmen hören.

Nebenher erweiterte ich meine Kenntnisse über das Wesen des Judentums nach dem Grundsatz, daß man einen Gegner genau kennen muß, wenn man ihn wirksam bekämpfen will. Systematische Entdeckungsfahrten führten mich kreuz und quer durch Berlin und dessen nähere Umgebung; bald kannte ich die Reichshauptstadt wie meine Tasche, was mir bei meinen späteren Tätigkeiten sehr von Nutzen sein sollte. Vor allem aber suchte ich enge Fühlung mit den Berliner Nationalsozialisten. Der erste Eindruck, den ich von ihrer Organisation und dem Parteileben gewann, war nicht besonders ermutigend. Die Bewegung hatte sich nach dem Wiederaufbau im Anschluß an Hitlers Entlassung aus der Festung zunächst wieder in Bayern, dann nach und nach im übrigen Süden des Reiches ausgebreitet, hatte im Rheinland und in Ostpreußen Fuß gefaßt, aber in der Reichshauptstadt vorläufig nicht nennenswert an Boden gewinnen können. Vor allem fehlte in Berlin ein anerkanntes mit Vollmachten und Autorität ausgestattetes organisatorisches Oberhaupt. Das einzige, was einigermaßen in Ordnung war, war die SA, die unter Kurt Daluege sich gelegentlich in der Öffentlichkeit sehen ließ, Versammlungen abhielt oder solche gegen den Marxistenterror schützte. Die SS war lediglich durch eine Handvoll Parteigenossen vertreten, die beruflich von anderen Landesteilen her nach Berlin verschlagen worden waren. Die übrige Parteigenossenschaft war zahlenmäßig gering und unter sich uneins. Angesichts dieser Verhältnisse war es kein Wunder, daß es den leitenden Parteigenossen nicht gelang, sich durchzusetzen. Fast ständig herrschten zwischen einzelnen Gruppen Streitigkeiten aller Art, und unangenehme persönliche Reibereien waren an der Tagesordnung. Ein sehr ehrgeiziger, aber moralisch wertloser Mensch, Otto Strasser, war der böse Geist unter den damaligen Berliner Parteigenossen. Er ist später als Landes- und Volksverräter zu trauriger Berühmtheit gediehen und enthüllte schon damals seinen wahren Charakter. Sein Denken war intellektuell und literarisch verbogen, sein Gemüt unfruchtbar, dazu war er genußsüchtig und in jeder Beziehung hemmungslos. Es war ihm gelungen, ein kleines Wochenblättchen aufzuziehen, das als Gauzeitung gelten sollte, aber in Wahrheit dem mehr oder weniger verhüllten Ziel der Strasserschen Privatpolitik diente. Die Kumpane und persönlichen Freunde Strassers brachten immer wieder Zank und Unfrieden in die

kleine Schar der Parteigenossen, denn sie fühlten sich in dieser Atmosphäre, die schließlich zu einem Kampf aller gegen alle führte, ihrer Natur nach wohl. Ernste und besonnene Menschen, die bei den Nationalsozialisten die Verwirklichung ihrer politischen Ideale finden wollten, fühlten sich durch dieses Treiben abgestoßen.

Als ich im Herbst 1926 zum ersten Male die Gaugeschäftsstelle der NSDAP. Groß-Berlin aufsuchte, war ich ehrlich erschüttert. Sie befand sich in der Potsdamer Straße in einem Hinterhof im Keller und wurde von den Parteigenossen selber mit ätzender Selbstverspottung die „Opiumhöhle" genannt. Vorn am Hause, nach der Straße zu, gab es weder ein Schild noch sonst einen Hinweis, so daß ich das Lokal erst nach langem Suchen fand. Beim Eintreten in den einzigen Raum, aus dem die Geschäftsstelle bestand, konnte ich zunächst keine Einzelheiten erkennen, weil nur eine kümmerliche Leuchtbirne, die von der Decke herunterpendelte, ein spärliches Licht verbreitete und mir ganze Schwaden von Tabakrauch den Atem benahmen. Dann entdeckte ich etwa ein halbes Dutzend jüngere Männer, die rauchend und schwatzend auf wackligen Stühlen, Tischecken und einem maroden Sofa herumsaßen und so in ihre Debatten vertieft waren, daß sie von dem Besucher überhaupt keine Notiz nahmen. Erst nachdem ich mich kräftig bemerkbar gemacht hatte, fragte man nach meinem Begehr. Ich begnügte mich damit, mich nach den für die nächste Zeit geplanten Veranstaltungen zu erkundigen, da ich mich gegebenenfalls der Bewegung anschließen wolle. Irgend jemand kritzelte ein paar Daten auf einen schmutzigen Zettel, nicht ohne daß es einige erregte Auseinandersetzungen unter den Anwesenden darüber gegeben hätte, ob die gemachten Angaben denn auch stimmten oder nicht inzwischen überholt seien. Ich steckte den Zettel in die Tasche und verabschiedete mich; mich in die Liste der Parteimitglieder eintragen zu lassen, wie ich es eigentlich gewollt hatte, konnte ich nach den gewonnenen Eindrücken nicht über mich bringen.

Trotzdem blieb ich mit einer Reihe von Nationalsozialisten in Verbindung. Verhältnismäßig ordentlich ging es bei den Sektionen in Spandau und Charlottenburg zu. Hier besuchte ich einige politische Aussprache-abende, die mich dem Ideengut Hitlers näherbrachten und mich in der Auffassung bestärkten, daß es nur eines energischen, klugen und tüchtigen Mannes bedürfe, um auch in Berlin die Partei emporzubringen.

Dieser Mann erschien im Laufe des Winters. Dr. Josef Goebbels

hatte schon im Rheinland und im Ruhrgebiet erfolgreich für Adolf Hitler gewirkt. Nun war er von diesem nach Berlin entsandt worden mit dem Befehl, dort mit dem allgemeinen Durcheinander und Schlendrian aufzuräumen und ein wirkliches und würdiges Parteileben zu ermöglichen. Das geschah denn auch mit Gründlichkeit. Dr. Goebbels warf erbarmungslos alle Eigenbrötler, Querköpfe und Schreihälse aus der Parteiorganisation hinaus und begann seine Arbeit systematisch, Zug um Zug aufbauend, gestützt auf eine zahlenmäßig kleine, aber ihm treu ergebene Schar von Helfern und Mitarbeitern. Diese hatten bald erkannt, daß in dem sehnigen und fanatischen Doktor nicht nur ein glänzender Redner steckte, der das Wort gleich gut im Kreis der Unterführer wie in einer Massenversammlung zu handhaben wußte, sondern daß er auch ein Mensch war, der keine Hindernisse kannte, wenn es galt, für die Idee Adolf Hitlers eine Gasse zu bahnen. Nach einem knappen Vierteljahr schon hatte alles ein anderes Gesicht bekommen. Viele, die bisher noch abseits gestanden hatten, traten der Bewegung nun bei. Die einzelnen Parteigenossen bekamen wieder Mut und entfalteten eine rege Werbetätigkeit. Man vertraute der Partei nun endlich Mitgliedsbeiträge und Spenden an, weil man wußte, daß diese Summen sach- und ordnungsgemäß verwendet wurden. Schon im Frühling 1927 konnte eine neue Geschäftsstelle bezogen werden. Sie war in der Lützowstraße in einem Vorderhaus und umfaßte fünf größere Räume, die dank der Opferwilligkeit einzelner Parteigenossen zwar nicht üppig, aber einigermaßen anständig möbliert waren. Unermüdlich hielt Dr. Goebbels seine Versammlungen ab. Er rüttelte die Lauen auf, appellierte an die Ehre und den Zukunftswillen der Parteigenossen, und wir hatten die Genugtuung, unsere Sache mit mächtig ausgreifenden Schritten vorangehen zu sehen. Unter dem Eindruck der Arbeit, die hier mit verbissener Zähigkeit geleistet worden war und dem festen Glauben, daß der Sieg dem Nationalsozialismus gehören müsse, vollzog ich den Eintritt in die Partei.

Der verrottete und unkrautüberwucherte Boden in der Reichshauptstadt war umgepflügt und eine Saat ausgestreut worden, die mit jedem Tag hoffnungsfreudiger aufging. Mit gutem Gewissen und mit berechtigtem Stolz auf das bisher Geleistete konnte der Gauleiter Dr. Goebbels nunmehr den Führer bitten, zu der zahlenmäßig zwar noch kleinen, aber festgefügten und zu jedem Opfer bereiten Berliner Parteigenossenschaft zu sprechen.

Es ist der 1. Mai 1927. Schon seit den frühen Morgenstunden gehe ich durch die Straßen der Innenstadt. Heute ist der große Feiertag der Internationale, der angeblichen allgemeinen Solidarität aller Schaffenden in der Welt. Da gibt es allerhand zu sehen. Von allen Himmelsrichtungen der Riesenstadt strömen Tausende und aber Tausende von Arbeitern, Angestellten und Beamten, Männer und Frauen, dem Lustgarten zu, wo wieder einmal eine riesige Kundgebung für die allgemeine Weltverbrüderung und Völkerversöhnung stattfindet. An allen Ecken gibt es Stauungen, Polizeibeamte versuchen vergeblich, so etwas wie Ordnung in die Züge zu bringen. Alle fünf Minuten taucht eine Musikkapelle auf. Meist spielen sie das marxistische Kampflied von der Internationale, die das Menschenrecht erkämpft, und die Menge singt den Text mit. Dabei sehen die Sänger und die Marschierenden mit wenigen Ausnahmen aus wie Bettler. Hohläugig und unterernährt ziehen sie dahin, und ich muß bei ihrem Anblick an jene vielen, unendlichen Scharen von Unglücklichen und Betrogenen denken, die im Laufe der Geschichte gleich ihnen Phantomen nachjagten, die man ihnen vorgaukelte, die sich aber niemals erfüllten; und doch: welch eine innere Disziplin steckt in dem deutschen Arbeiter. Im Lustgarten angekommen, ordnen sich die Massen; das Soldatentum des Weltkrieges steckt den meisten Männern noch in den Knochen. Nun stehen sie da, gut ausgerichtet und ruhig, um zu hören, was ihre Redner, die Männer ihrer Wahl, ihnen zu sagen haben. Heute ist es Herr Hilferding, der das Hauptwort führen wird. Er klettert auf die Balustrade am Schloß, vom Geschrei der Menge begrüßt, ein rundäugiger, schwarzhaariger Jude mit Hornbrille und elegantem dunklen Paletot. Was würde sich aus diesen irregeleiteten deutschen Menschen, die nun den pathetischen Ausführungen, die der Jude beginnt, hingerissen lauschen, unter richtiger deutscher Führung machen lassen! Ich drücke mich auf Umwegen durch die Menge über Brüderstraße und Spittelmarkt, wo die letzten Kolonnen noch zum Lustgarten anmarschieren, gehe die Leipziger Straße hoch und biege in die Mauerstraße ein. Dort im Lokal „Clou" spricht Adolf Hitler, er spricht zum erstenmal in Berlin, und es ist das erstemal, daß ich ihn sehe und höre.

Wie anders ist hier das Bild! Der große Saal des „Clou" ist überfüllt, Kopf an Kopf stehen die Parteigenossen auch in den Seitengängen und stauen sich vor der Rednertribüne. Denn nur Parteigenossen konnten

Zutritt erhalten. Die Berliner Polizei, angeführt von dem Juden Weiß, hat Adolf Hitler nicht gestattet, in öffentlicher, jedermann zugänglicher Versammlung zu sprechen. Freudige Erwartung spiegelt sich auf allen Gesichtern, viele der Erschienenen werden heute zum ersten Male ihrem Führer ins Angesicht schauen.

Die Zahl der Parteigenossen in Berlin ist noch nicht allzu groß, man kennt sich meistens untereinander, wenn auch nicht immer dem Namen nach, so doch von Ansehen. Freudige Rufe des Erkennens und der Begrüßung schallen hin und her. Und nun ein Kommandoruf, Musik, Einmarsch der Fahnen. Von Dr. Goebbels geleitet, betritt Adolf Hitler den Raum. Jubelrufe branden auf, ebben ab. Eine Jungenschar, die erste Berliner Hitler-Jugend, läßt Trommeln und Trompeten ertönen. Dr. Goebbels eröffnet die Versammlung mit kurzen Worten. Sarkastisch geißelt er die Tatsache, daß heute, fast zu gleicher Stunde, jeder hergelaufene Fremdstämmige im Lustgarten und anderswo in der Reichshauptstadt frei und ungehemmt zum Deutschen Volke sprechen könne, daß dies aber dem deutschen Frontsoldaten Adolf Hitler nicht erlaubt sei. Dann spricht der Führer. Schon bei seinen ersten Sätzen kann es auch der Dümmste begreifen, warum das herrschende System diesem Manne solche Fesseln auferlegt. Er versteht es, in jedem Herzen an das Tiefste zu rühren. Mit kurzen Strichen zeichnet er ein Bild der deutschen Not und der bestehenden unerträglichen Zustände. Auf einmal ist es dann, als ob vor unseren Augen ein dunkler Schleier zerrissen würde, und die Vision des kommenden Deutschlands steht vor uns auf. Die Hörer sind ganz in den Bann dieses einzigen Mannes gezogen. Jedermann in dieser Versammlung hat das Gefühl, daß er das, was Adolf Hitler sagt, immer schon gedacht hat, nur daß er es nicht in Worte fassen konnte. Hitler spricht fast zwei Stunden. Als er mit den Worten endet: „Wir wollen nur eines — Deutschland!", da ist jeder von uns stolz, innerlich erhoben und mit unbändiger Siegeszuversicht erfüllt.

Nach dieser ersten Hitler-Versammlung in Berlin beginnen die Gegner, den Nationalsozialismus in der Reichshauptstadt ernst zu nehmen. Die Bewegung ist über das Stadium hinaus, wo man hoffen konnte, sie durch Totschweigen oder Lächerlichmachen erledigen zu können. Am 5. Mai, wenige Tage darauf, beruft Dr. Goebbels eine öffentliche Kundgebung im Kriegervereinshaus in der Chausseestraße ein. Da der Führer nicht hat öffentlich sprechen dürfen, will er jetzt den Berlinern davon

Kenntnis geben, was Hitler gesagt hat und den starken Widerhall, den dessen erste Rede in Berlin gefunden hat, nachhaltig vertiefen. Diese Versammlung benutzen die Gegner, um einen Schlag zu führen, von dem sie hoffen, daß er für die Nationalsozialistische Partei in Berlin tödlich sein wird. An und für sich geschah in der Versammlung gar nicht viel. Nachdem Dr. Goebbels etwa eine Viertelstunde lang gesprochen hatte, kamen aus einer der ersten Zuschauerreihen mehrere Zwischenrufe, die unverständlich waren. Diese Störungen wiederholten sich in kurzen Abständen, dann erhob sich ein untersetzter, älterer, schwarz gekleideter Mann, fuchtelte mit den Armen herum und gab einige unartikulierte Laute von sich. Der Saalschutz griff den Störenfried und geleitete ihn zum Ausgang; niemand von den Versammlungsteilnehmern maß dem Vorkommnis besondere Bedeutung bei. Es hatte weder Schlägerei noch Tumult gegeben. Erst am nächsten Morgen bei der Durchsicht der jüdischen Blätter erfuhren wir, was es damit auf sich hatte. Wir lasen zu unserem Erstaunen, daß gestern in einer Versammlung der Nationalsozialisten ein ehrwürdiger Pfarrer namens Stucke von nationalsozialistischen Rowdys ohne jede Veranlassung gröblich mißhandelt worden sei. Es sei demnach, so schrieben die Gazetten weiter, klar erwiesen, daß die Nationalsozialisten politisch Andersdenkende unter Gewaltanwendung terrorisierten, die allgemeine Meinungs- und Versammlungsfreiheit mißbrauchten, und daher sei es höchste Zeit, daß hiergegen von Staats und Polizei wegen energisch eingeschritten werde. Es kam zwar bald heraus, daß dieser Stucke, um den die Judenpresse ein so großes Wehklagen und Geschrei erhob, schon seit langer Zeit nicht mehr das Recht hatte, sich Pfarrer zu nennen, weil er schon vor Jahr und Tag wegen unsittlicher Aufführung aus diesem Amt entfernt worden war. Seitdem ernährte er sich als Leichenprediger bei den freidenkerischen Bestattungsvereinen der Marxisten. Wie das öfter bei ihm vorkam, war Herr Stucke auch am Versammlungsabend im Kriegervereinshaus nicht ganz nüchtern gewesen. Er hatte sich vorher Mut angetrunken, sein ganzes Auftreten war eine abgekartete Sache, bestellte Arbeit, die den Zweck hatte, einen Vorwand für ein Einschreiten gegen die den jüdischen und marxistischen Machthabern nachgerade bedrohlich erscheinende nationalsozialistische Bewegung abzugeben. Es nützte nichts, daß Dr. Goebbels diesen wahren Sachverhalt öffentlich darlegte, der Polizeigewaltige Isidor Weiß hatte nur auf sein Stichwort gewartet, und bereits nach

vierundzwanzig Stunden wurde das Verbot jeder öffentlichen Betätigung der Nationalsozialisten in Berlin ausgesprochen.

Das war ein schwerer Schlag! Die monatelange Arbeit des jungen Gauleiters, unermüdliche Tätigkeit, vielfältige Mühen und Opfer schienen vergeblich gebracht. In der neuen Gaugeschäftsstelle in der Lützowstraße versiegelte Kriminalpolizei Aktenschränke und Kasse. Die Parteigenossen, die erst vor kurzem den Führer gehört und mit verdoppeltem Eifer an die Arbeiten der Propaganda und der Organisation herangegangen waren, wurden zur Tatenlosigkeit verdammt. Manch einer von ihnen ließ den Kopf hängen. Endlich, nach so vielen Enttäuschungen hatte man geglaubt, voranzukommen. Und jetzt, — sollte alles schon wieder ein Ende haben?

Die Gauleitung versuchte, so gut es gehen wollte, das Aufgebaute vor dem Zerfall zu bewahren und den Kontakt mit den Parteigenossen und deren Zusammengehörigkeitsgefühl untereinander aufrechtzuerhalten. Zusammenkünfte kleiner Kreise und kleinster Gruppen sollten die Versammlungen ersetzen, freiwillige Spenden traten an die Stelle der regelmäßig gezahlten Mitgliedsbeiträge. Unermüdlich war Dr. Goebbels dabei, die Verzagenden aufzurichten, Entmutigte zu stärken und die Erschreckten bei der Stange zu halten. Er erkannte aber klar, daß mit diesen Behelfsmitteln allein auf die Dauer das Errungene nicht würde erhalten werden können.

So saßen wir eines Abends, eine kleine Schar von Parteigenossen, in der Wohnung von Dr. Goebbels. Wir sprachen hin und her und wälzten Pläne. Dabei beklagten wir es besonders, daß es zur Zeit so ganz und gar nicht möglich sei, durch das gesprochene Wort in Versammlungen systematisch auf die Parteigenossenschaft und die weitere Öffentlichkeit zu wirken. Da erhob sich Dr. Goebbels, ging einige Male im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich stehen und erklärte, es sei eigentlich sehr naheliegend, das gesprochene Wort nunmehr durch das geschriebene zu ersetzen. Es müsse eine Zeitung gegründet werden; damit sei die Möglichkeit geschaffen, in regelmäßigen Abständen den Parteigenossen das mitzuteilen, was sie wissen und erfahren müßten. Zunächst genüge für diesen Zweck eine Wochenschrift. Mit Begeisterung wurde dieser Plan des Gauleiters von uns aufgenommen. Das war tatsächlich das Ei des Columbus: Wenn nicht mehr geredet werden durfte, so würde man eben schreiben. Unverzüglich gingen wir mit Feuereifer der Idee weiter

nach. Als Erstes mußte die Zeitung einen Namen bekommen. Er mußte zugkräftig sein, programmatisch und sich von denen der übrigen Presse unverkennbar abheben. Lange Zeit rieten wir hin und her, Vorschläge wurden gemacht und verworfen, bis Dr. Goebbels, wie aus einer Eingebung heraus, festlegte: Die erste nationalsozialistische Zeitung der Reichshauptstadt werde „Der Angriff" heißen, und da ich der einzige gelernte Schriftleiter unter den Parteigenossen war, bekam ich gleichzeitig den Auftrag, mit den Arbeiten zur Vorbereitung des möglichst baldigen Erscheinens der ersten Nummer dieser Wochenschrift zu beginnen.

An diesem Abend war ich sehr glücklich. Die Zeit der ungeregelten und gelegentlichen Arbeit war vorüber. Ich hatte wieder einen Pflichtenkreis vor mir, der mich ganz ausfüllen würde und bei dem ich Beweise meines Könnens geben konnte. Über die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden waren, war ich mir klar. Die Zeitung mußte aus dem Nichts heraus und ins Nichts hinein gegründet werden. Wie lange das Parteiverbot dauern würde, konnte niemand voraussagen. Andere Zeitungsunternehmungen jonglierten mit Millionen, wir hatten zur Zeit buchstäblich nicht mehr als ein paar Mark für Portoauslagen in der Gaukasse. Wir hatten keinerlei Anknüpfungspunkte, keinen sonstigen Anhalt, keine Absatzorganisation, keine Mitarbeiter, ringsum nur Feinde, voll von Haß, Übelwollen und Verständnislosigkeit. Noch nicht einmal einen Drucker hatten wir. Gerade an diesem Punkt aber gedachte ich den Hebel meiner Hoffnungen anzusetzen.

Am nächsten Vormittag machte ich dem ersten Drucker des „Deutschen Tageblatts", dem unermüdlichen und immer entgegenkommenden Karl Ernst Schulze, der vor kurzem gleich mir der NSDAP. beigetreten war, einen Besuch. Ohne lange Umschweife teilte ich ihm mit, daß der Gau eine Zeitung herausgeben wolle und daß er dazu ausersehen sei, das Blatt zu drucken. Schulze lehnte kategorisch ab. Er habe beim „Deutschen Tageblatt" Geld genug verloren, die Zeiten seien schlecht, er halte sich gerade eben selber über Wasser und könne ohne finanzielle Sicherungen den Auftrag nicht übernehmen. Sicherungen hatte ich allerdings nicht zu geben, aber ich war entschlossen, nicht vom Platze zu weichen, ohne mein Ziel erreicht zu haben. Was ich Schulze alles gesagt habe, weiß ich heute nicht mehr, ich muß aber einen besonders guten Tag gehabt haben, denn nach etwa drei Stunden, in denen ich wie ein Hündchen hinter Schulze herlief, der mich vergeblich abzuschütteln versuchte, waren wir beide völ-

lig erschöpft, Schulze vom Zuhören und ich vom Reden, aber ich hatte ihn so weit. Mit matter Stimme und den Gebärden eines Mannes, der hoffnungslos mit geschlossenen Augen sich in einen Abgrund stürzt, erklärte sich Schulze bereit, das Wagnis zu unternehmen. Auf eigene Rechnung wolle er, zunächst auf ein Vierteljahr, den Druck und den Vertrieb des „Angriff" übernehmen. Im Anschluß daran gingen wir zum Postzeitungsamt in der Dessauer Straße, um das junge Unternehmen ordnungsgemäß anzumelden. Um ein Haar hätte ich hier beinahe, mich schon im sicheren Hafen glaubend, elenden Schiffbruch erlitten. Die Anmeldung zur Postzeitungsliste kostete fünfzehn Mark. Ich hatte sie nicht und Schulze erklärte, daß es ihm gar nicht einfalle, den Betrag vorzustrecken. Diese fünfzehn Mark seien nicht Sache des Druckers, sondern des Herausgebers, also in diesem Falle des Gaues der NSDAP., als dessen Beauftragter ich erschienen sei, und überhaupt sehe er schon jetzt klar, wie die ganze Sache laufen werde, wenn der Gau noch nicht einmal willens oder in der Lage gewesen sei, mir ein paar Mark mitzugeben, um diese erste notwendige Ausgabe zu bestreiten. Es hätte nicht viel gefehlt und Schulze wäre umgekehrt, mich allein am Grabe meiner Hoffnungen auf dem Postzeitungsamt zurücklassend. Es bedurfte meinerseits eines flammenden Appells an seine Ehre als Nationalsozialist, um ihn bei der Stange zu halten.

Als ich mich von Schulze verabschiedet hatte und mich trollte, um Dr. Goebbels zu melden, daß ich einen Drucker für den „Angriff" gefunden hätte, machte ich mir allerlei Gedanken darüber, von wieviel scheinbaren Zufällen, Äußerlichkeiten und Unscheinbarkeiten der Lauf der Dinge oft abhängig ist.

Wenn vorderhand der „Angriff" auch nur eine Wochenzeitung sein soll, so machen die Vorbereitungen doch viele Mühe, vor allem, weil ja so gut wie alle Hilfsmittel fehlen. Was wir mitbringen, ist Freude am Werken, Idealismus und eine enorme Portion gottseliger Frechheit nach dem Motto: Irgendwie wirds schon gehen. Ich schließe mit einer Nachrichtenagentur einen Vertrag ab auf vierwöchige kostenlose Probelieferung ihres Materials; das ist schon etwas für den Anfang, später wird man sehen, ob man sie bezahlen kann. Weil alle Berliner Zeitungen drei- oder vierspaltigen Text haben, beschließen wir — von wegen der „besonderen Note" —, daß unser Blatt fünfspaltig werden soll. Das bedingt, daß die Gießmünder einiger Setzmaschinen auf diese neue

Zeilenbreite umgestellt werden müssen und dadurch für anderweitige Verwendung in der Druckerei ausfallen, dazu muß neues Durchschußmaterial beschafft werden, weil das vorhandene nicht paßt. Der Drucker Schulze schimpft und tobt, das kostet ihn wieder Geld, und er verflucht den Tag, an dem er mich kennengelernt hat. Ich bin sein Ruin, der Untergang seines Unternehmens, bald wohl sein gewisser Tod. Macht nichts, — alles halb so schlimm, wir vertragen uns wieder, — also weiter! Mitarbeiter müssen her, natürlich solche, die es fürs erste um Gotteslohn tun, Honorar können wir nicht zahlen.

Den Leitartikel in jeder Nummer, der dem Blatt das Gerüst, Motiv und geistiges Rückgrat gibt, wird der Gauleiter selber schreiben. Ein Parteigenosse ist da, er heißt Hans Steiger und ist beim Scherlverlag tätig. Er versteht etwas vom Handwerk und kann sich um den belletristisch-literarischen Teil kümmern, den man bei anderen Zeitungen das „Feuilleton" nennt. Der gute Steiger ist ein Gemüt von einem Menschen, hilfsbereit und vollen Eifers. Aber er ist eigentlich ein Dichter, Lyriker noch dazu, weltfremd, immer in den höchsten Regionen schwebend. Schon nach ein paar Wochen paßt ihm dieses nicht und jenes nicht, und er legt, gekränkt und schmollend, die Arbeit nieder. Bleibt als Stütze des Hauses Dagobert Dürr. Er hat Meteorologie studiert und seine gute Beamtenstelle aufgegeben, um sich der Parteiarbeit zu widmen. Unendlich gewissenhaft, dient er Dr. Goebbels als Adjutant und im Rahmen der Gauleitung als eine Art von Geschäftsführer. Er wird beim „Angriff" den Bewegungsteil betreuen, die Versammlungsberichte schreiben oder redigieren und mich im übrigen unterstützen. Dürr und ich, wir haben jahrelang uns aufs beste vertragen. Er war ein guter Kamerad, stets gleichmäßigen Temperaments, genügsam, gelassen und freundlich. In den ersten Monaten konnten wir, bevor das Schiff des „Angriff" einigermaßen flott war, häufig unsere Gehälter, die an sich schon alles andere als fürstlich waren, nur sehr unregelmäßig bekommen. Da halfen wir uns denn bei der Finanzierung des Mittagessens gegenseitig aus und losten mit Streichhölzern, wer sich von den letzten dreißig Pfennig den Luxus eines Nachtisches, bestehend aus Milchreis mit Zucker und Zimt, leisten dürfe.

Den Kopf des „Angriff" mit den wirkungsvollen, schneidigen und charakteristischen Schriftzügen zeichnete Hans Schweitzer, der schon damals unter seinem Pseudonym „Mjölnir" einem kleineren Kreise als

Künstler bekannt war. Er lieferte regelmäßig für jede Folge eine schmissige Zeichnung, oft von geradezu unheimlicher Lebendigkeit der Satire; sie ersetzte einen geschriebenen Aufsatz und gab, zusammen mit dem Leitartikel, der ersten Seite das Profil.

Für alles übrige Drumherum mußte ich sorgen. Nicht gerade überzeugt, in der ersten Nummer ein bahnbrechendes Meisterwerk zu schaffen, aber gewiß das Beste zu geben, was nach Lage der Dinge möglich war, hoffend, den Parteigenossen eine Freude zu machen und ihren Zusammenhalt zu stärken, steuerten wir dem Erscheinungstage zu. Schon hingen an den Litfaßsäulen die Plakate, die das jüngste Organ, das einzige nationalsozialistische Unternehmen im großen Blätterwalde Berlins ankündigten. Da wurde ich verhaftet.

Vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit aus gesehen, ist eine moderne Strafanstalt sicherlich ein ideales Gebäude. Wenigstens sagen das alle Leute, die noch nicht darin gesessen haben. Mir war das Innere des großen Zellenbaus in Alt-Moabit nicht unbekannt. Als Gerichtsberichterstatter hatte ich an einer Besichtigung teilgenommen, die vom Strafvollzugsamt für die interessierte Presse veranstaltet worden war. Ich konnte damals nicht annehmen, daß ich selber einmal genötigt sein würde, einen längeren und diesmal sehr unfreiwilligen Aufenthalt in diesem gastlichen Riesenbau zu nehmen, und zwar zunächst als Untersuchungsgefangener, später als Strafgefangener, und daß mir anschließend auch noch ausreichend Gelegenheit gegeben würde, das benachbarte Gefängnis am Lehrter Bahnhof kennenzulernen.

Meine Gefängniszeit möchte ich heute in der Erinnerung nicht missen. Sie hat in vielen Beziehungen meine Gedanken nach innen gekehrt und gab mir die Ruhe, fernab von der Unrast des täglichen Lebenskampfes. mir über Vieles in meinem Leben klarer zu werden.

Der Strafvollzug in der Republik war, wenigstens soweit man der einschlägigen Literatur glauben durfte, darauf abgestellt, den Gefangenen zu läutern, zu bessern, um ihn nach Möglichkeit als vollwertiges und entsühntes Mitglied der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben. Es war viel davon die Rede, daß der „moderne humane Strafvollzug" der Individualität des Gefangenen Rechnung tragen solle. Es gab darüber Vorschriften, die sich auf dem Papier ganz außerordentlich ausnahmen. Die Gefangenen konnten bei Wohlverhalten durch den Anstaltsdirektor oder dessen Vertreter im Laufe der Strafzeit nach und nach

allerhand Vergünstigungen erlangen, als da sind: Raucherlaubnis, Halten einer Tageszeitung, teilweise Befreiung von der geisttötenden Gefängnisarbeit und vermehrte Besuche von Angehörigen. Politischen Gefangenen durften diese Vergünstigungen sofort und mit einem Male gewährt werden. Ich lernte bald mehrere kommunistische Häftlinge kennen, die sich des vollen Genusses aller dieser Erleichterungen erfreuen durften. Für Nationalsozialisten existierten sie anscheinend nicht. Jedenfalls wurden meine diesbezüglichen Anträge alle abgelehnt, einer davon mit der sachlich ganz unhaltbaren Begründung, er sei „den Vorschriften zuwider", ein weiterer mit der nicht minder dunklen Motivierung, es liege bei mir „kein ausreichender Grund vor, von den Normen des Strafvollzuges in diesem Fulle abzuweichen". Die Ablehnung des Restes meiner übrigen Anträge zu begründen, machte man sich nicht mehr die Mühe. Wenn ich im Laufe meiner Haft dennoch von einigen kleineren Erleichterungen gegenüber der Strafverbüßung, wie sie für notorische Schwerverbrecher der untersten Vollzugsstufe üblich war, Nutzen zog, so verdankte ich dies der Sympathie etlicher schlauer Mitgefangener und dem menschlichen Empfinden meiner Wärter. Einen von ihnen habe ich im besten Gedenken. Er war ein alter Feldwebel, bärbeißig in Auftreten und im Äußeren, hielt gewaltig auf Zucht und Disziplin, wußte stets Böcke von den Schafen zu unterscheiden und hatte ein Herz von Gold. Er hatte sein Revier in musterhafter Ordnung. Jeder der ihm unterstellten Gefangenen setzte seine Ehre darein, ihm keinen Ärger oder Verdruß zu bereiten. Alles ging wie am Schnürchen ohne Geschrei oder Geschimpfe, und selbst die widerhaarigsten Burschen waren ihm gegenüber sanft und lenksam; wenn hie und da ein Neuling, der den Betrieb noch nicht kannte, versuchte, ausfällig zu werden oder sonstige Proben der Rauhbeinigkeit von sich zu geben, so konnte er sicher sein, daß ihn die Mitgefangenen selbst sehr nachdrücklich auf den Weg des Wohlverhaltens zurückführten.

Meine Festnahme hatte mich überraschend getroffen. Davon, daß ein Haftbefehl gegen mich schwebte, hatte ich keine Ahnung. Von meiner Tätigkeit beim „Deutschen Tageblatt" her waren noch, trotz meines unermüdlichen Geplänkels mit den Herren Gerichtsvollziehern, ein paar Restbeträge von Geldstrafen und Gerichtskosten unausgeglichen geblieben. Schließlich wußte ich mir nicht anders zu helfen als dadurch, daß ich mich polizeilich auf eine angebliche Reise abmeldete, während ich in

Wirklichkeit in meinem Quartier wohnen blieb. Von Zeit zu Zeit hatte ich immer wieder durch auswärtswohnende Bekannte Teilbeträge zur Abdeckung meiner Schulden der Gerichtskasse zugehen lassen, und nachdem ich beim „Angriff" wieder in festem Arbeitsverhältnis stand, diese Zahlungen sogar verstärkt fortgesetzt. Alle diese Beweise eines guten Willens waren vergebens. Ein noch schwebendes Verfahren wegen Verstoßes gegen das Republikschutzgesetz, das später mit meiner Verurteilung zu ganzen zweihundertfünfzig Mark Geldstrafe endete, war Grund genug und der äußere Anlaß dafür, einen Haftbefehl hinter mir herzujagen, wie er prompter und gewissenhafter Herrn Barmat nicht zuteil geworden war, der gerade eben die Preußische Staatsbank um einige Millionen betrügerisch erleichtert hatte.

Wie ich eines guten Vormittags, nichts ahnend, zu meiner neuen Arbeitsstätte, der Gauleitung in der Lützowstraße, gehe, begrüßt mich beim Eintreten in die Haustüre ein Mann, indem er mich mit Namen anspricht. In der Meinung, einen Parteigenossen vor mir zu haben, der eine Auskunft wünscht, bleibe ich stehen, da legt schon ein zweiter Mensch, den ich gar nicht gesehen hatte, mir von hinten die Hand auf die Schulter, indem er die bekannte Redensart vom Namen des Gesetzes herunterschnurrt, ganz so, wie ich das in Kriminalromanen gelesen hatte. Zu Dritt fahren wir auf der Vorderplattform einer Elektrischen stehend, zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz. Dort übergaben mich meine Häscher einem kurzatmigen Kommissar, der sich damit begnügte, ein Protokoll über meine Identität aufzunehmen. Schon wollte er mich abführen lassen, da fiel mir heiß auf die Seele, daß ja überhaupt kein Mensch wußte, wo ich geblieben war. Der Erscheinungstag der ersten „Angriff"-Nummer stand vor der Tür. Alle Verhandlungen mit der Druckerei hatte ich allein geführt, insbesondere wußte nur ich, in welcher Klischieranstalt die Herstellung des Zeitungskopfes, der Zeichnung von „Mjölnir", und ein paar anderer Strichätzungen in Auftrag gegeben worden war. Wenn ich nun spurlos verschwand, war das rechtzeitige erstmalige Erscheinen des „Angriff" unmöglich. Auf meine bewegliche Bitte gestattete mir der Kommissar ein kurzes Telephonat in seinem Beisein, das es mir ermöglichte, dem Kameraden Dagobert Dürr von meinem Mißgeschick Mitteilung zu machen und ihm vor allem einige der wichtigsten Angaben und Anschriften zu übermitteln. Es entbehrt nicht des Reizes, sich zu vergegenwärtigen, daß damals tatsächlich das Er-

scheinen oder das Nichterscheinen des „Angriff“ zum vorgesehenen Zeitpunkt von der guten oder der schlechten Laune eines Kriminalkommissars abgehangen hat.

Nun kam der Abschied von der Freiheit. Man brachte mich in das Gewahrsam für die vorläufig Festgenommenen, einer Unterabteilung des Polizeigefängnisses im Riesenbau am Alexanderplatz. Hier wurde ich zunächst in einen Warteraum gesteckt, in dem bereits mehrere Delinquenten saßen.

Der eine davon fesselte besonders meine Aufmerksamkeit. Er war ein Mann mittlerer Jahre, offensichtlich taub, fast erblindet und halb gelähmt, so daß er sich nur mühsam an zwei Stöcken bewegen konnte. Zufällig habe ich diesen Unglückswurm nach etwa vierzehn Tagen, als ich in der Zentrale des Untersuchungsgefängnisses auf den Besuch meines Verteidigers wartete, wiedergesehen. Von einem Mitgefangenen geführt, wankte er an mir vorbei, um zur Entlassung gebracht zu werden, ein Vorhaben, das indes zunächst an der Tatsache scheiterte, daß der Gebrechliche überhaupt nicht imstande war, sich im Straßengewühl zu bewegen. Er wurde also nach langem Hin und Her, das schließlich sogar den Anstaltsdirektor zum Erscheinen veranlaßte, wieder in eine Zelle gesteckt, um gelegentlich durch einen Polizeibeamten nach Hause geleitet zu werden. Vergebens fragte ich mich, warum man eigentlich dieses Häufchen Elend zwei Wochen lang seiner Freiheit und der ihm gewiß sehr nötigen Pflege beraubt hatte. Entweder handelte es sich um einen Schwerverbrecher — dann hätte man ihn nach vierzehn Tagen wohl nicht schon wieder laufen lassen oder aber, wenn er nur ein geringes Delikt begangen hatte — weshalb sperrte man dies Jammerwesen, das nicht hören, nicht richtig sehen und kaum kriechen konnte, überhaupt ein? Unerforschlich erschien mir wie so mancher andere auch dieser Ratschluß einer wohlweisen, alles über einen Kamm scherenden Justizbehörde. Am Fenster des Raumes standen debattierend zwei Jünglinge. Lange lauschte ich vergeblich ihrer erregten Unterhaltung, bis ich inne wurde, daß diese sich im flottesten Jiddisch vollzog. Damals wurde die jüdische Presse nicht müde zu behaupten, diese Sprache sei ein geradezu edles Gebilde, das unmittelbar auf das mittelalterliche Deutsch zurückgehe. Es gelang mir trotzdem nur mit Mühe, festzustellen, was diese zwei Gefährten meines Schicksals eigentlich verhandelten. Endlich verstand ich, daß es sich vor allem um einen „Moises“ drehte, der hoffentlich bezeugen werde,

daß er von einem gewissen „Schloime de Teppiche reel gekoift" habe. In welch herrliche Gesellschaft war ich geraten! Aber ich hatte nicht mehr lange Zeit, darüber nachzudenken. Ein Beamter erschien, rief meinen Namen und führte mich hinter einen Verschlag. Dort saß an einem Tisch ein anderer Beamter, der mir mein Geld abnahm — Gott sei Dank, waren es nur zweiundachtzig Pfennige —, dazu meine Uhr, mein Zigarettenetui, meine Streichhölzer und einen Pfandschein. Dieser lautete auf meinen Wintermantel, den ich wie gewohnt, um das Einmotten zu ersparen, einem Pfandleiher zur pfleglichen Aufbewahrung übergeben hatte. Eine abermalige Personalbestandsaufnahme schloß die Zeremonie ab. Eine Tür öffnete sich, wir marschierten alle Mann einen langen Gang hinunter. An seinem Ende dräute eine kräftige Gittertür. Sie öffnete sich, fiel hinter mir ins Schloß. Zum ersten Male schlug es mir dröhnend ins Bewußtsein, daß ich Gefangener war. Wie ein Automat folgte ich dem Schließer, — eine Wendeltreppe empor. Ein neuer Beamter nimmt mich oben in Empfang, faßt an meine Haare, inspiziert meine Mundhöhle, tastet mich vom Kopf bis zu den Füßen ab. Vielleicht könnte ich eine Dynamitbombe bei mir verborgen haben und nächtlich das ganze Lokal in die Luft sprengen?

Das Erlebnis wird zum bedrückenden Traum. Einem Nachtwandler gleich gehe ich hinter jemandem her, einen düsteren Korridor hinab. Rechts und links sind Türen. Es ist still wie in einem Grabgewölbe. Und doch — hinter jeder Tür sitzt ein Mensch, einem lebendig Begrabenen ähnlich. Ein Mensch, der sinnt und grübelt, einem ungewissen Schicksal entgegenbangt, ein Mensch, der hofft und leidet, klagt oder verzweifelt.

Auf einmal, ich weiß nicht wie, stehe ich in einer Zelle von der Art, wie man sie aus vielen Beschreibungen kennt. Hinter mir schließt sich langsam die Türe. Der verzweifelte Widerwille, jetzt allein sein zu müssen, läßt mich einen Entschluß fassen. Ich springe zur Tür, ehe sie noch ins Schloß gefallen ist, und bitte den Beamten mit raschen überstürzten Worten um ein Buch. Die Tür bleibt einen Spalt weit offen, nur wenige Minuten, ehe sie sich knallend unwiderruflich schließt. Ich halte das Gewünschte in der Hand. Es ist eine „Geschichte der religiösen Erneuerung während der Befreiungskriege". Den Verfasser habe ich vergessen.

Immer noch war ich der Meinung, meine Verhaftung und die bisher daraus entspringenden Ereignisse seien durch den überstürzten Mißgriff

irgendeiner Justizinstanz veranlaßt. Meinem in solchen Dingen damals noch reichlich naiven Bewußtsein wollte es nicht einleuchten, daß man mich, der sich außer auf politischem Gebiet niemals der geringsten Übertretung schuldig gemacht, ernstlich und dauernd in Haft zu setzen gesonnen sei, um so mehr, als ich mich aus meiner journalistischen Praxis einer Reihe von Fällen entsinnen konnte, bei denen man trotz schwerwiegender Tatumstände die Gesetzesverletzer gänzlich auf freiem Fuß belassen hatte. Was beispielsweise jenem Herrn Schnapp recht war, der vor ziemlich genau zwei Jahren in Berlin den Nationalsozialisten Werner Dölle erschoß und gegen den bisher ein Gerichtsverfahren überhaupt noch nicht stattgefunden hat, mußte mir billig sein. Auch des Weimarer Oberstaatsanwalts Dr. Friedländer-Frieders erinnerte ich mich hoffnungsfroh; vor Monaten schon wegen Falscheides zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt, war er nicht nur von Untersuchungshaft verschont geblieben, sondern er sah jetzt obendrein aus einem Wiener Sanatorium seiner Begnadigung entgegen. Freilich hatte ich nicht den Vorzug, bevorrechteter deutscher Staatsbürger jüdischer Rasse zu sein, wie die beiden Genannten, und das mag es wohl erklären, daß der Lauf der Dinge in meinem Falle sich bedeutend anders abwickelte.

Die mich verhaftenden Kriminalbeamten hatten mir versprochen, für meine möglichst sofortige Vorführung vor den im Polizeipräsidium selbst amtierenden Vernehmungsrichter Sorge tragen zu wollen. Ein Versprechen, das sie, wie ich zu ihrem Lobe anerkenne, anscheinend gehalten haben. Kaum hatte ich mich in das recht fesselnd geschriebene Buch vertieft und unter anderem davon Kenntnis genommen, daß der alte Blücher mit seinem Generalstabschef Gneisenau zwischen den Schlachten häufig über religiöse Themen polemisiert habe, da rasselte ein Schlüsselbund, und ein Beamter erschien, um mich zum Richter zu bringen. Mit innerer Erregung bis zum Bersten geladen, trottete ich treppauf, treppab über Höfe und Winkel.

Der Richter war ein höflicher Mann. Er zeigte sich an meinem Falle recht interessiert und hörte meinen Darlegungen geduldig zu, die in der Bitte um Haftentlassung gipfelten, da ich Gefahr laufe, bei längerer Inhaftierung meine erst mühsam aufgebaute Existenz zu verlieren. Der Herr Richter schwieg sich darüber zunächst einmal aus und befragte mich statt dessen in leichtem Konversationstone nach meinen bisherigen politischen und wissenschaftlichen Arbeiten, von denen er etwas gehört zu

haben schien. Die Tatsache, daß man als freier Schriftsteller überhaupt leben könne, ohne in der angenehmen Lage des Festbesoldeten zu sein, der jeden Ultimo sein Gehalt in Empfang nimmt, entlockte ihm einige Worte spießbürgerlicher Erstauntheit. Kurzum, der Mann machte den Eindruck einer braven und leidenschaftslosen Unvoreingenommenheit, die mich das Günstigste hoffen ließ. Um so heftiger war mein Entsetzen, als er nach Unterzeichnung eines kurzen Protokolls, das meine Identität abermals feststellte, mir einen Zettel mit meinem Aktenzeichen überreichte und dabei kundtat, ich käme nun nach Moabit ins Untersuchungsgefängnis; falls ich dort längere Zeit nichts weiter höre, solle ich mich unter Angabe dieser Aktennummer an den dortigen Gerichtsschreiber wenden. Ich mag bei dieser Eröffnung ein wenig blaß geworden sein, wenigstens fügte er noch, mit einer Art entschuldigendem Untertone, hinzu, daß er für die Frage einer Haftentlassung überhaupt nicht zuständig sei, sondern nur die formelle Richtigkeit der Haftbefehle prüfe. Ich hatte genug und entfernte mich so schnell es ging. Oben in meiner Zelle hatte ich Zeit die Fülle, mir über neue, mir bisher unbekannte Mysterien der Rechtspflege allerlei Gedanken zu machen.

Die damals als Palladium republikanischer Errungenschaften geltende Bestimmung, derzufolge jeder Verhaftete binnen vierundzwanzig Stunden einem Richter vorzuführen war, konnte doch nur dann überhaupt einen Sinn haben, wenn damit gemeint war, daß der Betreffende binnen dieser Frist an einen Funktionär geriet, der in der Lage war, je nach Befund der Sachlage über Freilassung oder weitere Inhaftierung zu entscheiden. Ich bin — wie bei dieser Gelegenheit vorausgeschickt sei — am übernächsten Tage in Moabit noch einmal einem Richter vorgeführt worden. Er war wenigstens formell für die Angelegenheit, um deretwillen man mich verhaftet hatte, zuständig. Aber auch er nahm lediglich meinen erneuten Antrag auf Haftentlassung zu Protokoll, ohne selbst die Befugnis zu einer Entscheidung zu besitzen, trotzdem er bei der späteren, wie oben erwähnt, in eine nicht sehr hohe Geldbuße ausklingenden Verhandlung den Vorsitz führte. Die Entscheidung über den Antrag fällte vielmehr, genau acht Tage später, ein Richterkollegium, das mit der ganzen Sache bisher nichts zu tun gehabt hatte; es lehnte meine Haftbeschwerde ab. Eines der wesentlichen Momente, nämlich der Eindruck, den der Richter aus dem Auftreten und den selbst vorgetragenen Argumenten des Beschuldigten erhält, fiel also bei solcher Handhabung der

Geschäfte für die Frage der Haftentlassung restlos aus zugunsten eines öden Formalismus, der Mörder und in die Schlingen politischer Ausnahmegesetze unglückselig Verstrickte wahllos in einen Topf warf.

Mittlerweile war es Nachmittag geworden. Seit dem Vormittag hatte ich nichts gegessen. Erwartungsvoll hörte ich auf dem Gange das Scheppern eines in regelmäßigen Abständen niedergesetzten Gefäßes, eilige Menschenschritte und das Werfen von Türen. Nun kam auch ich an die Reihe. Man reichte mir einen Napf voll brauner Flüssigkeit und ein Stück säuerlich schmeckenden, groben Graubrotes. Beim Abtragen des Geschirrs flüsterte mir der mit diesem Amt betraute Häftling zu, daß mein Transport zum Untersuchungsgefängnis noch am Abend stattfinden würde. Die nächsten Stunden spazierte ich, allerlei Gedanken spinnend, in der Zelle auf und ab und lernte dabei, die Tiere hinter den Gittern der Zoologischen Gärten verstehen, die sich durch diese Bewegungsart wahrscheinlich genau so den Druck des Eingeschlossenseins erleichtern.

Die „Grüne Minna" ist jedem Berliner von außen wohlbekannt. Sie ist ein Fahrzeug, bestimmt, die Gefangenen durch die Stadt zu transportieren. Ehedem von Pferden betrieben, hatte sie neuerdings eine Umwandlung ins Automobilistische vollzogen. Gegen vier Uhr dieses ereignisreichen Tages kletterte ich in einem der Innenhöfe des Polizeipräsidiums in dieses Vehikel und erwischte einen Eckplatz. Innen hat die „Grüne Minna" zwei Längsbänke und im Oberteil einige Ventilationslöcher, durch die man, wenn man das Glück hat in der Nähe zu sitzen, ein bißchen hinaussehen kann. An der Tür befindet sich ein Verschlag für den begleitenden Beamten; durch eine Art Guckfenster kann er die Insassen ständig überblicken. Der Andrang an Mitfahrern war groß und deshalb mußte eine Anzahl von ihnen die Exkursion im Mittelgang stehend zurücklegen, ich sah die mir schon bekannten Gesichter wieder und noch ein paar neue dazu, — Galgenphysiognomien peinlichster Sorte. Trotzdem versuchte ich mit meinem Nachbarn ein Gespräch anzuknüpfen. Zunächst war er sehr zutraulich und erzählte mir mit düsterer Theatralik, er könnte nach seiner letzten „großen Sache" längst Farmer oder Gastwirt in Südamerika sein, wenn ihn nicht im letzten Augenblick in Hamburg „ein Weib verraten" hätte. Als er aber aus meinen jeder Sachkenntnis der einschlägigen Materie baren Antworten merkte, daß ich nicht „zünftig" sei, wurde er mißtrauisch und zurückhaltend und zog es vor,

sich während der übrigen Dauer der Fahrt in Schweigen zu hüllen. Die Luft im Raume war schon nach wenigen Minuten unbeschreiblich und noch obendrein durch die Zoten und saftigen Redensarten geschwängert, die lebhaft, munter hin und her flogen, so daß ich mich nach und nach doch reichlich elend zu fühlen begann. Ich war froh, als nach etwa einer guten Viertelstunde die Qual ein Ende hatte. Die „Grüne Minna" tat einen mächtigen Hopser über eine Bordschwelle und hielt dann in einem Torgewölbe. Wir waren im Untersuchungsgefängnis angelangt.

Wieder einmal wurden Personalien registriert und vielerlei Fragen gestellt. Dann ging es durch einen glasgedeckten Gang ein paar Stufen hinauf, rechts und links von Aufsehern eskortiert. Das Gittertor des eigentlichen Gefängnisbaues fiel hinter uns dröhnend und rasselnd ins Schloß. Das war ein unheimliches Gefühl, einen Augenblick lang war mir, als setze mein Herzschlag aus. Ich bemühte mich, diese unbehaglichen Empfindungen abzuschütteln. Man muß sich mit allem abfinden können, und je ruhiger ich blieb, desto besser würde ich über diese Zeit hinwegkommen. In einem Winkel des Korridors lehnte ich mich gegen die Wand und sah dabei eine fast mikroskopisch kleine Inschrift, die offenbar mit einer eisernen Nagelspitze in den glatten Kalkbewurf eingeritzt war: „Alles ist vergänglich, nur nicht lebenslänglich." Die primitive Philosophie dieses Spruches, den einer meiner vielen Vorgänger hier verewigt hatte, erheiterte mich und tröstete mich damit zugleich. Während sich die Wachtmeister daran machten, uns auf einzelne Zellen zu verteilen, hatte ich Zeit genug, den merkwürdigen Bau näher zu betrachten.

Von einem großen Mittelturm, der mit einer Glaskuppel überwölbt ist, gehen strahlenförmig fünf Seitenflügel aus, an deren einem sich der Haupteingang befindet, in dem wir standen. Der Turm ist hohl, desgleichen die Mittelpartien der Seitenflügel; im übrigen sind die Seitenflügel in fünf Stockwerke eingeteilt, auf denen die Zellen aneinander gereiht sind wie Waben im Bienenstock. Zugänglich sind die Zellen durch leichte Eisentreppen, die vom Turm aus in die Höhe gehen, und schmale eiserne Balkone, die in jedem Stockwerk vor den Zellentüren entlanglaufen. Diese ganze Eisenkonstruktion ist unglaublich leicht und luftig, da die Böden dieser Laufstege sowie die Treppenwangen und Stufen aus siebartig durchlöcherten Platten bestehen, und daher vom Mittelturm aus, wo ständig ein den Dienst regelnder Beamter sich befindet, bis in

jeden Winkel hinein zu übersehen. Das Ganze mutet praktisch an, kahl, nüchtern, von beängstigender Starrheit und bedrückend im Bewußtsein, daß hier hinter Schloß und Riegel unsichtbar die Bevölkerung eines kleinen Landstädtchens haust. Da ich, wie erwähnt, schon einmal als freier Mann einen Besichtigungsrundgang durch das ganze Gebäude unternommen hatte, war es mir verhältnismäßig leicht, eine Gesamtübersicht zu gewinnen. Die vom Zentralturm ausgehenden Flügel werden, linker Hand vom Eingang beginnend, mit den Buchstaben A bis E bezeichnet. Um die Lage einer Zelle im Dienstbetrieb zu fixieren, wird die Nummer des Stockwerks und die Zellennummer dieser Flügelbezeichnung hinzugefügt, zum Beispiel A III 121. Diese „Zahlenkomplexe" schwirren fast andauernd tagsüber, von Zurufen der Beamten getragen, vom Zentralturm her durch die Gänge, wenn ein Gefangener dem Gericht vorgeführt oder sonst eine Amtshandlung außerhalb der Zelle mit ihm vorgenommen werden soll. Dadurch kann man den Ablauf des Tages ständig verfolgen, und es war für mich oft der einzige Zeitvertreib, diesen Zurufen zu lauschen und mir dabei auszumalen, was wohl gerade geschehe.

Der tägliche Dienstbetrieb war einfach und lief ab wie ein Uhrwerk. Frühmorgens um sieben Uhr ertönte ein Klingelzeichen, und kurz darauf erfolgte der „erste Aufschluß", bei dem der Wasserkrug gefüllt wurde und der Wachtmeister gehalten war, etwaige Wünsche des Gefangenen entgegenzunehmen. Auf längere Auseinandersetzungen und Auskünfte konnte sich der Beamte dabei nicht einlassen, da er gegen einhundert „Pfleglinge" zu versorgen hatte und die Ausgabe der Frühkost unmittelbar folgte. Anschließend hatte man Zeit, sein Bett zu machen, es mit vorschriftsmäßig eingepackten und glatt gestrichenen Decken an der Wand hochzuklappen und sonstige hauswirtschaftliche Arbeiten zu verrichten, wie Staubwischen, Fensterputzen oder Fußbodenschrubben. Wie früher beim Militär enthielt das Zelleninventar mehrere Gegenstände, deren blitzblanke Sauberkeit den Prüfstein für die Ordnungsliebe und den guten Willen des Gefangenen abgeben sollten. Im Untersuchungsgefängnis waren es Müllschippe und Putzeimer, die hierfür in Betracht kamen, im Strafgefängnis wurde besonders Wert auf den spiegelnden Glanz des zinnernen Klosetteimerdeckels gelegt.

Ein Stündchen ist vergangen, nun heißt es: „Hinunter zur Freistunde!" Das ist der „zweite Aufschluß". Man verläßt die Zelle, reiht sich in

gemäßem Abstande seinem Zellennachbarn an und wird in einen Winkel der vier großen dreieckigen Höfe getrieben. In jedem Hofwinkel ist aus Pflastersteinen ein Kreis von etwa zwölf Metern Durchmesser gelegt. Hier läuft man nun truppweise immer in der Runde, bewacht durch einen Beamten mit umgeschnallter Pistole, dessen Amt es ist, jede Unterhaltung der Gefangenen zu unterbinden. Gesprochen wurde natürlich trotzdem. Man bekommt in kurzer Frist Übung darin, mit dem gleichgültigsten Gesicht der Welt zu flüstern, ohne die Lippen zu bewegen. Kommt man in Sicht des Wachtmeisters, bricht man mitten im Worte ab und fängt, wenn man aus der Gefahrenzone heraus ist, genau da wieder an weiterzureden, wo man aufhörte. Viel hat man sich nicht zu erzählen, diese Versuche haben mehr den Charakter eines Sports. Einen realeren Hintergrund haben die Tauschgeschäfte, die trotz der überall aufgebauten Beamten, beim An- und Abmarsch zur Freistunde sowie beim Antreten zum Baden, Rasieren oder Haarschneiden getätigt werden. Ich konnte dabei eine auffallende Mildtätigkeit der „besitzenden" Gefangenen gegenüber ihren unbemittelten Kollegen feststellen, die oft bis zur geschenkweisen Überlassung ganzer Zigarettenpakete ging. Im Strafgefängnis dagegen hatte diese „Schwarze Börse" ihre festen Marktpreise, an denen unverrückbar festgehalten wurde. Es mochte dies daran liegen, daß in der Strafanstalt der Zustrom von Geld und Waren, der bis zu den Gefangenen gelangte, gegenüber dem Untersuchungsgefängnis ein sehr begrenzter war, so daß der starken Nachfrage nur ein kleines Angebot gegenüberstand.

Gegen zwölf Uhr wurde das Mittagessen gereicht. Das ist der „dritte Aufschluß", bei dem der Gefangene in die halb geöffnete Zellentür zu treten hat, in der Rechten den blechernen Eßnapf, in der Linken die Gabel mit den zwei Zinken nach oben haltend. Im Vorübergehen wird einem mit unheimlicher Fixigkeit aus einem großen wandernden Kessel der Napf gefüllt und ein Stück Brot auf die Gabel gespießt. Fast im gleichen Augenblick wird die Tür wieder zugeschlagen. In der Regel gab es Hülsenfrüchte, und nur der Sonntag wurde durch Sonderdarreichung eines Stücks fetten Specks markiert.

Sechs Stunden eines öden unendlich langen Nachmittags folgen. Es dauert nicht lange, bis ich begreife, was das Schreckliche an der Gefängnisstrafe ist. Das öde Gleichmaß ist die Qual. Ein Tag ist wie der andere. Man verliert jeden Sinn für Zeit und Lebendigkeit. Die

Wärter raten jedem Neuling, er solle sich bemühen, sich möglichst bald „einzugewöhnen", dann werde er die Haft leichter ertragen. Aber diese Gewöhnung ist das Sichabfinden mit dem absoluten Stumpfsinn, und ich begreife es jetzt, daß manche zu langjähriger Strafe Verdammte nach wiedererlangter Freiheit Selbstmord verüben oder sonstwie am Leben scheitern, weil sie sich in der Freiheit nicht mehr zurechtfinden. Glücklich, wer etwas zu rauchen hat oder die bleischwer lastende Zeit mit Lektüre vertreiben darf. Die meiste Zeit meiner Haft mußte ich ohne diese erleichternden Hilfsmittel auskommen. Leider hatte ich bei der phantastischen Sauberkeit, die überall regierte, auch keine Spinne oder Ratte in meiner Zelle, deren Zähmung ich nach dem Muster berühmter historischer Gefangener hätte versuchen können. Es blieb mir nichts anderes übrig, als die nötige geistige Anregung aus mir selber zu schöpfen, wollte ich nicht Gefahr laufen, unheilvollem Trübsinn anheimzufallen. Jedesmal wenn die von weither tönende Uhr eine Stunde schlug, ermahnte ich mich selber: Nur sich nicht moralisch unterkriegen lassen! Wenn ich alles zusammenrechnete, so hatte ich fast anderthalb Jahrzehnte meines Lebens gelernt und studiert und dazu schon Vieles erlebt und gesehen. Da mußte es doch möglich sein, mit sich geistig zu exerzieren, sich selber eine Welt aus Träumen, Erinnerungen und gewonnenen Erkenntnissen zu bauen. Halbe Tage lang habe ich mich so bemüht, allerlei möglichst verwickelte Zusammenhänge der Weltgeschichte, längst halb Verschüttetes aus dem Unterbewußtsein hervorzukramen, und ich war eines Abends fast glücklich und ganz stolz, als es mir gelungen war, die vergessen geglaubte Weisheit des Pythagoreischen Lehrsatzes durch die Kraft der Vorstellung in mir wieder zum Leben zu erwecken. Um achtzehn Uhr gab es die Abendkost: meistens einen Salzhering zum trocknen Brot und dazu häufig ein Getränk, das überraschenderweise nach Kakao schmeckte. Alsdann konnte ich, wenn ich wollte, mein Bett herunterklappen und mich schlafenlegen. Von draußen, entfernt und gedämpft, klingt Straßenlärm. Die Sonne strahlt noch hell und wärmend am Himmel. Das brausende Leben der Weltstadt pulst in gewaltigem Rhythmus. Der Gefangene aber geht, die Stirn zu Boden gesenkt, Hände auf dem Rücken, auf und ab, — fünf Schritte hin, fünf Schritte her, bis eine wohltätige Abspannung es erlaubt, trotz der noch immer frühen Stunde auf Schlaf zu hoffen.

Nach einer Woche erschien in meiner Zelle ein gewaltiger Mann mit einem Buch, aus dem er mir vorlas, meine Untersuchungshaft sei

vom heutigen Tage an in Strafhaft umgewandelt, und zwar zur Abgeltung des noch unbezahlten Restes der über mich verhängten Geldstrafen. Diese mir gemachte Mitteilung sollte ich in dem Buch quittieren. Ich weigerte mich und wurde wütend, worauf der Dicke ratlos abzog. Mein Zorn rührte daher, daß ich genau wußte, daß in der damaligen Zeit sehr häufig eine schon verhängte Gefängnisstrafe nicht vollstreckt wurde, sofern es sich um verhältnismäßig geringfügige Delikte handelte und wenn der Verurteilte glaubhaft machen konnte, daß für ihn die Strafverbüßung eine besondere und unbillige Härte bedeute, weil sie ihn wirtschaftlich ruinieren würde. Es waren mir über ein Dutzend Fälle bekannt, in denen Hehlern, Defraudanten und sogar einem rückfälligen Dieb dieses Hintertürchen breit und einladend geöffnet worden war. Mir, dem politischen Überzeugungstäter, riegelte man es zu, weil ich mich zum Nationalsozialismus bekannte.

Als Strafgefangener wurde ich zunächst dadurch ausgezeichnet, daß man mir die Zivilkleider abnahm. Künftig bestand meine Kleidung aus einer alten Militärhose aus Drillich, einer Art von blauer Monteurjacke, dazu einem gleichfarbenen Halstuch und für den Spaziergang im Hof aus einer runden Militärmütze aus der Vorkriegszeit ohne Kokarden, die der schwarzen Farbe nach vor langen Jahren ein Pionier getragen hatte. Ferner mußte ich von jetzt ab an den Gefängnisarbeiten teilnehmen. In der damaligen Strafvollzugsordnung hieß es, der Gefangene solle seiner Vorbildung entsprechend beschäftigt werden. Der Gefängnisinspektor, der die Arbeiten verteilte und überwachte, hatte den Humor, mich infolgedessen Prospekte falzen zu lassen. Jeden Vormittag erschien er mit seinen Gehilfen, die in großen Waschkörben das Material von Zelle zu Zelle schleppten, um es zu verteilen. Bei dieser Gelegenheit bekam ich einen riesigen Stapel gedruckten Papiers, gebündelt, wie es aus der Druckerei hervorgegangen war, und wurde dazu angehalten, die einzelnen Blätter einmal längs und zweimal quer zu kniffen, um schließlich diese Produkte meines Fleißes in Paketchen zu einhundertfünfzig Stück zusammenzuschnüren. Wenn man diese Tätigkeit am Tage neun Stunden lang ausgeübt hat, bekommt man eine Ahnung davon, wie der geistige Zustand der Ruderer auf den Galeeren oder der Insassen der englischen Gefängnisse an der Tretmühle gewesen sein muß. Noch nach Jahren packte mich die Wut, wenn ich irgendwo den Namen der Firma las, deren Prospekte ich hatte falzen müssen.

Nur zweimal wurde die Monotonie dieser Wochen unterbrochen. Mein Freund Bauer bekam es nach den kompliziertesten Vorbereitungen und auf verschlungensten Wegen fertig, mich zu besuchen, obgleich ich schon Strafgefangener war und Besuche eigentlich nicht mehr statthaft waren. Obendrein gelang es ihm, mir etwas Lesestoff und ein Paket Zigaretten hineinzuschmuggeln. Auch mein Verteidiger, der Parteigenosse Dr. Neubert, erschien. Er brachte mir einen Brief des Gauleiters, in dem mir dieser Mut und Trost zusprach und mir vor allem die Versicherung abgab, daß ich nach der Haftentlassung meinen Posten beim „Angriff" wieder übernehmen könne. Ein Exemplar der ersten Nummer des „Angriff" ließ er gleichfalls bei mir zurück. Mein Herz schlug einen fröhlichen Takt. Es war also doch gelungen, rechtzeitig mit dem Blatt herauszukommen, und wenn diese erste Nummer nach Aussehen und Inhalt auch noch Verschiedenes zu wünschen übrig ließ, so war doch der Anfang gemacht und der erste schwerste Schritt getan.

Nachdem Dreiviertel meiner Strafzeit abgelaufen waren, wurde ich ins Zellengefängnis Lehrter Straße „versetzt". Warum man mich nicht die verhältnismäßig kurze Zeit bis zur Entlassung weiter ruhig im Untersuchungsgefängnis sitzen ließ, sondern sich noch die Mühe eines Umzuges mit mir machte, war mir unklar. Wahrscheinlich handelte man „genau nach Vorschrift", und dabei pflegt ja meistens Blödsinn herauszukommen. Jedenfalls wurde mir auf diese Weise ein nochmaliger kurzer Transport in der „Grünen Minna" zuteil. Diese Fahrt war bemerkenswert durch einen politischen Diskurs, der zu heftigen Gegensätzen unter den Insassen führte. Unter diesen nämlich war unter anderen ein Jüngling, der sich nach Begehung eines Diebstahls nach Polen geflüchtet hatte, aber ausgeliefert worden war. Er hatte eine Zeitlang in einem polnischen Gefängnis zugebracht und schilderte die Verhältnisse des dortigen Strafvollzuges, wobei er einflocht, daß er sich auch sonst von den edlen Polen eine durchaus andere Vorstellung gemacht habe. Zwei benachbart sitzende Taschendiebe ostjüdischer Rasse nahmen an dieser Kritik Anstoß, da sie aus Polen stammten, und „fühlten sich provoziert". Um ein Haar hätte es unter diesen Elenden den schönsten Krach gegeben. Zu meiner Rechten saß ein Sittlichkeitsverbrecher, der einen infantilen Eindruck machte und den man wohl deshalb nur mit anderthalb Jahren Gefängnis bedacht hatte. Links von mir hatte ich einen munteren Gesellen, Kümmelblättchenspieler von Beruf, behaftet mit sechs Wochen

Gefängnis wegen verbotenen Glücksspiels und dem Spitznamen „der linke Paul". Von Geburt her fehlte ihm der rechte Arm. Er rühmte sich, trotz dieses Gebrechens ein Meister in seinem Fach zu sein. Er wurde mein Zellennachbar und erwies sich, soweit ich mit ihm in Berührung kam, als guter Gesellschafter und unermüdlicher, lustiger Erzähler, dem man natürlich nur die Hälfte von dem glauben durfte, was er berichtete.

Die Einrichtungen des Zellengefängnisses am Lehrter Bahnhof waren im großen und ganzen die gleichen wie die des Untersuchungsgefängnisses. Auch der Tagesbetrieb war ziemlich derselbe. Der Hauptunterschied lag in der Organisation der Arbeit, die sich in den im Kellergeschoß gelegenen Gemeinschaftsräumen vollzog. Da die Gefängnisverwaltung anscheinend keine passende Beschäftigung für mich finden konnte, mein Aufenthalt auch nur noch auf knapp zwei Wochen bemessen war, verzichtete man darauf, mich mit Arbeit zu belasten. Ich saß ziemlich ungeschoren in meiner Zelle, studierte den Wolkenzug an dem durch das Fenster sichtbaren Himmelsstück und las in einem Buch, das mir die Direktion auf meine Bitten geliehen hatte. Es war eine Geschichte der Koalitionskriege, Auszüge aus der vielbändigen Weberschen Weltgeschichte. Ich amüsierte mich damit, jede Phase der Feldzüge genau durchzunehmen und mit einem Hölzchen auf Papierfetzen die Schlachtenpläne zu skizzieren, und ich bin heute noch imstande, aus dem Kopf eine genaue Darstellung dieser verwickelten Kriegsgeschehnisse mit ihren vielen Nebenschauplätzen und unübersichtlichen Truppenaufmärschen zu geben. Gelernt ist gelernt!

Endlich, an einem Donnerstag, schlug die Stunde der Befreiung. Nie habe ich einen Sonnenaufgang sehnlicher erwartet. Indessen sollte es noch einmal eine harte Geduldsprobe geben. Die Entlassungen der Gefangenen fanden genau auf die dem Strafantritt entsprechende Minute statt. Die meine war auf fünf Uhr nachmittags festgesetzt. Sämtliche am gleichen Tage zur Entlassung Gelangenden wurden frühmorgens rasiert und erhielten ihre Zivilkleidung sowie die ihnen abgenommenen Gegenstände. Dann wurden wir in eine große Zelle gesteckt und einzeln zum Verlassen des Lokals aufgefordert. Ab zwei Uhr nachmittags war ich als letzter allein in der Zelle. Diese drei Stunden bis um fünf Uhr wollten und wollten kein Ende nehmen. Aber schließlich gingen auch diese vorüber wie alles. Zwei Minuten nach Fünf verließ ich das Gefängnis, ging dem Lehrter Bahnhof zu und weiter in der Richtung

des Tiergartens. An der Moltkebrücke kaufte ich mir ein Pfund Kirschen, ich hatte dieses Jahr noch keine gegessen. Auf dem damaligen „Platz der Republik", am Reichstag, spie ich den ersten Kern in hohem Bogen aus.

*

Nun stürzte ich mich wieder in die Arbeit. Es gab viel zu tun. Zwar hatte sich der „Angriff" in den ersten Wochen nach seinem Erscheinen durchgesetzt, und bewiesen, daß er lebensfähig war. Aber auch Rückschläge blieben uns nicht erspart. Otto Strasser wühlte mit den gehässigsten und schimpflichsten Mitteln in seinem Blättchen gegen den Gauleiter und versuchte auch geschäftlich und damit finanziell dem „Angriff" Schaden zuzufügen, wo immer er es vermochte. Immerwährend lagen sich die Anzeigenwerber des „Angriff" und die des Strasser-Blattes in erbitterter Fehde gegenüber, und die „Angriff"-Händler mußten oft genug mit den Anhängern Strassers Zweikämpfe liefern, um ihren Standplatz zu behaupten. Dabei hatten gerade die Zeitungshändler schon an und für sich kein leichtes Leben. Immer wieder kam es vor, daß sie von Marxisten angepöbelt wurden, daß man ihnen die Zeitungen entriß, diese in alle Winde verstreute oder auf dem Straßendamm mit Spiritus übergoß und verbrannte. An der Polizei hatten sie keinen wirksamen Schutz, im Gegenteil sahen sie sich von dieser Seite ebenfalls nicht selten den verschiedenartigsten Schikanen ausgesetzt. Es hagelte Strafmandate wegen angeblich zu lauten und deshalb ruhestörenden Ausrufens oder weil der Händler nicht auf den Zentimeter genau seinen Platz innegehalten und dadurch „den Verkehr behindert" hatte. Der Hauptzweck, den der „Angriff" haben sollte, wurde jedoch trotz aller dieser Widerwärtigkeiten erreicht: Die Berliner Parteigenossen waren durch das Blatt in lebendiger Fühlung untereinander, sie konnten durch den Gauleiter regelmäßig politisch geschult und aufgeklärt werden, und darüber hinaus stellte das Blatt für den Nationalsozialismus eine politische Waffe dar, die ständig an Schärfe und Wirkungskraft zunahm. Bald gelang es, dem „Angriff" seinen besonderen Charakter zu geben, der ihn von allen ähnlichen Unternehmen vor ihm unterschied.

Solange der „Angriff" nur wöchentlich einmal erschien, brauchte naturgemäß auf die Neuigkeit des verarbeiteten Nachrichtenmaterials kein Wert gelegt zu werden, es galt vielmehr, die Ereignisse der Woche ins Blickfeld nationalsozialistischer Auffassung und Anschauung zu bringen.

Es wurde infolgedessen keine Meldung, kein Bericht über ein politisches Ereignis gebracht ohne Hinzufügen entsprechender Erläuterungen, Erklärungen oder Hinweise. An Stoff herrschte nie Mangel. Es genügte vollauf, die Vorkommnisse aufzugreifen und zu kommentieren, die die übrige Presse entweder unterschlug oder entstellte. Genau so wurde der Handelsteil aufgezogen, der beim „Angriff" die Überschrift „Arbeit und Geld" trug und insbesondere das Treiben des Börsenkapitals der jüdischen Großbanken und Zinswucherer geißelte. Der Unterhaltungsteil brachte Proben des aufstrebenden nationalsozialistischen Schrifttums in Prosa und Poesie, darunter neu entstandene Kampflieder aus allen Gauen, und auch hier wurde eine ständige Rubrik eingerichtet, die unter dem Titel „Was die Geschichte lehrt" historische Abhandlungen unter dem Gesichtswinkel der Kenntlichmachung jüdischer Zersetzungsarbeit und rassekundlicher Zusammenhänge brachte. Große Sorgfalt wurde dem Bewegungsteil gewidmet, um dem Leser ein möglichst lückenloses Bild von der Vertiefung des Ideengutes der Partei, ihrem Wachsen und ihren Erfolgen zu vermitteln. Der Kreis der Mitarbeiter an allen diesen Sparten wuchs in dem Maße, als es nach und nach gelang, diese, wenn auch zunächst in bescheidenen Grenzen, zu honorieren.

Im Herbst 1929 konnte der „Angriff" zweimal wöchentlich erscheinen, im Sommer 1930 der große Sprung zur Tageszeitung gewagt werden; dornenvoll war der Weg dahin, eines erfreulich: der Aufbau des Blattes, seine Grundhaltung und seine ideologische Struktur blieben unverändert.

Schwere Einbußen waren jedesmal die Verbote, mit denen die republikanischen Machthaber das Blatt mundtot zu machen versuchten. Die Schriftleitung war diesem sie immerfort bedrohenden Damoklesschwert gegenüber in keiner leichten Lage. Einerseits erwarteten die nationalsozialistischen Leser mit Recht von ihrem Kampfblatt eine deutliche und wo es nottat kräftige Sprache, andererseits konnte ein einziges Wort zuviel die ganze Zeitung auf Wochen lahmlegen. Da galt es, sich jede Wendung genau zu überlegen, trotzdem ließ sich das Unheil nicht immer vermeiden. Es war zum Beispiel Isidor Weiß bei einem Straßenkrawall von seiner eigenen Polizei, die ihn nicht erkannte, mit dem Gummiknüppel zusammengeschlagen worden; vielleicht auch hatte ein Polizeibeamter die Gelegenheit benutzt, um dem verhaßten Juden eins auszuwischen. Wie dem auch gewesen sei, — alle Nationalsozia-

listen freuten sich diebisch über diesen nicht alltäglichen tragikomischen Vorfall, und wir mußten natürlich etwas dazu sagen. Jeder offene Ausdruck des Hohnes oder der Schadenfreude hätte dem Blatte wegen „Verherrlichung einer öffentlich begangenen Gewalttat" mit Bestimmtheit ein Verbot eingetragen. Irgendeine Stellungnahme konnten die Leser jedoch von dem nationalsozialistischen Kampfblatt verlangen. Nach vielem Grübeln meinte ich besonders klug und unangreifbar zu handeln, wenn ich der kurzen Schilderung des Tatbestandes einen einzigen Satz anhängte: „Nicht immer zwar, jedoch bisweilen, sind uns die Taten der Polizei nicht ganz unsympathisch." Obwohl ich glaubte, damit hinterhältig und schlau allen Fährnissen entgangen zu sein, wurde der „Angriff" auf zwei Wochen verboten und gegen mich ein Strafverfahren eingeleitet, das, ungeachtet der hingebungsvollen Verteidigung durch den Parteigenossen Dr. Neubert, mit einem weiteren Fleck auf der Liste meiner Vorstrafen endete.

Es kam vor, daß wir durch ein Zeitungsverbot, zumal wenn es uns gerade vor Quartalschluß traf und die Abonnementsgelder noch nicht eingegangen waren, finanziell gänzlich festgefahren waren. Immer sprang dann der eine oder andere geldlich gutgestellte Parteigenosse ein. Rührend war dabei ein alter Herr namens Heydenreich. Wenn die Not am größten war, erschien er in der Druckerei, erkundigte sich behutsam und unaufdringlich, wieviel Rückstände für Löhne und Papier vorlägen, zählte den Betrag nach Einsichtnahme in die Rechnungen und Belege auf den Tisch und verschwand wieder, jede Dankesbezeigung ablehnend. Auch die Gaukasse konnte manche Spende von ihm verbuchen. Er hatte die Freude und Genugtuung, den Sieg seiner Ideale noch zu erleben, und ist kurz darauf hochbetagt gestorben, ähnlich wie der Altmeister der Antisemiten, Theodor Fritsch, der im Jahre 1934 die Augen schloß, nachdem es ihm vergönnt war, die Saat aufgehen zu sehen, die er in jahrzehntelangem Einsatz seiner Person mitgeholfen hatte auszulegen.

Günstig zur Überwindung von Krisenzeiten wirkten sich die Sondernummern aus, die der „Angriff" in zwangloser Folge herausgab. Sie hatten jeweils ein aktuelles Thema, die Aufklärung über den Schandvertrag von Versailles, den Dawes-Plan und seine Folgen, die Freimaurerei oder den Kampf gegen die jüdischen Warenhäuser und Abzahlungsgeschäfte. Die letztgenannte Sondernummer hätte uns schier eine Katastrophe beschert. Eine jüdische Firma, deren Geschäftsgebaren

wir angeprangert hatten, hing uns ein häßliches Verfahren an, wobei sie geltend machte, wir hätten ihr eine Einbuße von nachweislich fünfzigtausend Mark zugefügt. Dies Zeugnis für wirkungsvolle Arbeit war uns wohl schmeichelhaft, aber konnte uns den Ruin bringen. Mit Aufbietung aller möglichen Kniffe und Winkelzüge gelang es unserem Rechtsbeistand, die Sache solange hinzuziehen, bis eine Amnestie zum Geburtstage Hindenburgs den Alpdruck von uns nahm.

Manchmal hielten wir uns nur notdürftig durch die Erträgnisse unseres Kampfschatzes über Wasser. Das waren Spenden aus dem Leserkreise, zu denen wir von Zeit zu Zeit aufforderten und aus denen wir für den Fall der äußersten Not bei länger dauernden Verboten eine Rücklage schufen. In der Regel waren es kleine Beträge, die der einzelne Geber aufbringen konnte, wesentlich war die Gesinnung, mit der sie dargebracht wurden. Begleitschreiben ermutigten uns zum Durchhalten oder gaben dem Bedauern Ausdruck, nicht mehr geben zu können, lobten wohl auch den einen oder anderen Aufsatz, der dem Leser besonders gefallen hatte. Natürlich blieben auch nicht die Briefe aus, deren Absender an dem Blatt allerhand zu bemäkeln fanden. Soweit sie ernsthafte Anregungen enthielten, gingen wir ihnen gründlich nach. Die meisten waren allgemein gehalten. Der eine fand den Ton des „Angriff“ zu schroff, dem andern war er noch viel zu zahm; noch ein anderer wünschte mehr belehrende und wissenschaftliche Veröffentlichungen, und der Vierte rief uns, wir möchten uns ganz auf die Politik beschränken und „allen intellektuellen Kram“ über Bord werfen. Der Schriftleiter, der es fertigbekommt, es jeden Tag jedem seiner Leser recht zu machen, muß noch geboren werden!

Körperlich hatten mich die Zeit meiner Haft und die vorangegangenen Monate der Arbeitslosigkeit nicht im geringsten beeinträchtigt. Trotzdem war ich froh, als im August der erste Nürnberger Parteitag die Gelegenheit bot, einige Tage außerhalb Berlins zu verbringen und andere Eindrücke als die der täglichen Arbeit aufzunehmen. Lange Wochen wurden von den Parteigenossen mit den Vorbereitungen zu der ersten umfassenden nationalsozialistischen Heerschau verbracht. Es war rührend zu sehen, wie die einzelnen sich das Fahrgeld zum Parteitag buchstäblich am Munde absparten und wie einer den andern dabei mit Rat und Tat unterstützte. Auch hier waren viele Schwierigkeiten zu überwinden. Fast jeder einzelne Parteigenosse mußte zunächst mit seinem Arbeitgeber um

einen Urlaub ringen, wobei natürlich verschwiegen werden mußte, daß dieser der Teilnahme an einem nationalsozialistischen Zusammentreffen dienen sollte, denn sonst wäre der Betreffende in den meisten Fällen sofort aus seiner Stelle geflogen. Bei der Quartierbeschaffung in Nürnberg konnte man sich nur auf das Entgegenkommen der dortigen Parteigenossen stützen. Die Reichsbahn weigerte sich, Fahrpreisermäßigung für Teilnehmergruppen zu gewähren und verschanzte sich dabei hinter irgendwelche Bestimmungen. Nur mit größter Mühe gelang es, einen Sonderzug zu bekommen, der in der Hauptsache von der SA. in Anspruch genommen wurde, im übrigen mußte jeder Teilnehmer selber zusehen, wie er die Fahrt nach Nürnberg finanzierte und bewerkstelligte.

Ich tat mich mit dem Drucker Schulze zusammen. Von einem faulen Anzeigenkunden hatte dieser einen uralten Ford-Wagen in Zahlung nehmen müssen, der unter anderem häufig zum Zeitungstransport benutzt wurde. Dies Auto war seinem Alter nach ein Museumsstück, klapperte in allen Nieten und Schrauben und war auch sonst nicht im besten Zustande bis auf den Motor, der immer und unermüdlich lief wie eine Nähmaschine. Infolgedessen beschlossen wir, die Fahrt nach Nürnberg mit diesem Vehikel zu wagen. Es gab noch keine Autobahnen. Der Zustand der Straßen hatte sich von den Folgen des Weltkrieges und dem späteren wirtschaftlichen Niedergang noch nicht erholt, er war teilweise ausgesprochen schlecht. Die Güte der Reifen fiel sehr verschieden aus. Wenn man heute damit rechnen kann, vierzigtausend Kilometer und mehr einem Reifen zumuten zu können, so waren damals nicht selten schon nach Zurücklegen des zehnten Teiles dieser Wegstrecke die Gummidecken abgefahren. Vorsorglich hatten wir für die Fahrt eine Zeit von vierundzwanzig Stunden in Rechnung gestellt. Es gelang uns mit Mühe und Not, nach zwei Tagen und zwei Nächten Nürnberg zu erreichen. Schon in Potsdam, kurz hinter der Glienicker Brücke, geschah das erste Malheur. Das Auspuffrohr war gebrochen, und wir mußten uns anderthalb Stunden unter dem Wagen herumwälzen, um den Schaden zu beheben. Insgesamt hatten wir neun Reifenschäden, also durchschnittlich alle vier bis fünf Stunden einen. Wir flickten Schläuche, zogen Decken auf und ab und wechselten Räder aus. Schließlich waren wir ganz gebrochen und fuhren nur noch wie die Automaten, gleichgültig ob den Tag hindurch oder bei Nacht, denn schließlich sollte der Parteitag nicht ohne uns stattfinden, um so mehr als wir daran dachten, in Nürn-

berg ein paar tausend Exemplare unseres „Angriff" abzusetzen und damit der Gaukasse einen neuen Auftrieb zu geben. Im Morgengrauen näherten wir uns Kronach. Während ich den Wagen steuerte, schlief Schulze wie ein Murmeltier. Aus Irrtum geriet ich in der Nähe des Bahnhofes von der Straße ab, und plötzlich stand der Wagen auf einer Verladerampe. Beim Aussetzen des Motorengeräusches wachte Schulze halb auf, freute sich der Stille und murmelte, es sei doch überhaupt das beste, eine Weile stehenzubleiben und sich auszuruhen, worauf ich mich über das Steuerrad beugte und gleichfalls sofort einschlief. Bei Tagesanbruch entdeckte uns der Stationsvorsteher. Er hatte uns ankommen hören und geglaubt, daß wir Frachtgüter aufgeben wollten und schimpfte nicht schlecht, als er den wahren Tatbestand übersah. Wütend notierte er unsere Wagennummer und schwur, er werde dafür sorgen, daß wir eine saftige Anzeige wegen groben Unfugs und fahrlässiger Transportgefährdung bekämen. Wir redeten hin und her und versuchten ihn mild zu stimmen, zunächst ganz vergeblich. Erst als er dem Gespräch entnahm, daß wir nach Nürnberg zum Parteitag wollten, wurde er auf einmal mild und zugänglich. Er war selber Parteigenosse, sein Sohn war bei der SA., und der Gute ließ uns nicht weiterfahren, ehe wir nicht ein Gläschen von seinem selbstgebrannten Wacholderschnaps gekostet hatten.

Die Tage in Nürnberg blieben in der Erinnerung haften wie ein schöner Traum. In Berlin waren wir Verfolgte und Geächtete, hier in der alten Freien Reichsstadt durften wir unsere Köpfe hochtragen. Die Stadt wimmelte von Braunhemden, und man konnte zum ersten Male das Gefühl haben, daß der Nationalsozialismus nicht mehr die Angelegenheit einer kleinen Gruppe oder Sekte, sondern zu einer Massenbewegung geworden sei. Der Vorbeimarsch der SA. am Führer war großartig und eindrucksvoll. Die Berliner, die ja eigentlich „verboten" waren, wurden mit besonderem, nicht endenwollendem Jubel begrüßt. In Zivil hatten sich die Berliner SA-Männer in ihren Sonderzug gesetzt, oder sie waren in einzelnen Gruppen in Privatautos oder mit dem Fahrrad nach Nürnberg gekommen und hatten erst dort ihr Braunhemd angelegt. Beim Anmarsch war die SA. von der Nürnberger Bevölkerung mit Blumen überschüttet worden. Jeder der Männer trug einen Strauß im Koppel oder an der Brust. Beim Vorbeimarsch vor dem Führer rissen sie jubelnd die Blüten los und warfen sie dem Führer zu,

der zuletzt am Ende eines langen Blumenteppichs, umgeben von einem Wall von Blüten, stand.

Erhobenen Herzens telephonierte ich einen Bericht über das Erlebte zur Gauleitung nach Berlin und gab gleichzeitig fernmündlich die Anordnung für die Schlagzeile des „Angriff": „Hunderttausend marschieren vor dem Führer." Diese Ausgabe des „Angriff" kam noch so rechtzeitig in Nürnberg an, daß sie flott verkauft werden konnte. Da die Einnahmen aus Fünf- und Zehnpfennig-Stücken bestanden, hatten wir auf der Rückfahrt den Wagen mit kleinen Säcken voller Münzen schwer beladen, was uns bei den Zwischenfällen, die uns auf der Heimreise noch begegnen sollten, manche Sorge machte.

Es fing damit an, daß wir zunächst überhaupt nicht von Nürnberg wegkamen. Vorsorglich hatten wir gleich nach unserer Ankunft den alten Ford in einer Garage in Fürth verstaut, um jeden Trubel zu vermeiden und möglichst unbehelligt und reibungslos aus der Stadt herausfahren zu können. Der Garagenbesitzer hatte versichert, daß ständig jemand anwesend sei, der uns den Wagen herausgeben würde. Jetzt stehen wir vor den verschlossenen Toren, es ist schon spät am Nachmittag, wir möchten am Abend noch ein gutes Stück der Heimat zufahren und haben uns mit zwei Kisten und einem geliehenen Handkoffer, die die Groschensäcke enthalten, schon reichlich abgeplagt. Wir klappern alle Häuser und Wirtschaften in der Nähe ab, um zu erfahren, wo der Garageninhaber wohnt und wie man ihn erreichen könne. Man gab uns aber keine Auskunft. Wir merken es gleich, die schönen Nürnberger Stunden sind vorbei, der graue Alltag ist wieder da, der Industrieort Fürth ist zwar eng mit Nürnberg zusammengewachsen, aber die Bevölkerung anscheinend überwiegend marxistisch und durch den nationalsozialistischen Parteitag gereizt. Wo wir vorsprechen und nachfragen, begegnen wir mürrischen Gesichtern, verbissenem Achselzucken und drohenden Mienen. Die Situation beginnt ungemütlich zu werden, wir brechen diese fruchtlosen Nachforschungen ab, ziehen uns in einen leeren Hausflur zurück und beratschlagen. Irgendwie müssen wir hier wegkommen und das möglichst bald, denn sonst beziehen wir noch die schönsten Prügel und sehen von dem mühsam zusammengebrachten Geld nicht einen Groschen mehr wieder. Wir überlegen, ob wir nicht zur nächsten Polizeiwache gehen, dort unser Gepäck deponieren und die Anschrift des Garagenbesitzers erbitten sollen, verwerfen aber diesen Plan wieder, weil er zeitraubend und im

Erfolg ungewiß ist. Die örtliche Polizei ist uns, was ihr Entgegenkommen und ihre Hilfsbereitschaft betrifft, nicht gerade in bester Erinnerung. Wir beschließen, alles auf eine Karte zu setzen. Ich bleibe als Wächter bei dem Geld, und Schulze rekognosziert das Terrain. Nach einer Weile verschwindet er in der Tür des Hauses neben der Garage, und ich traute meinen Augen kaum, als kurz darauf deren Tor sich öffnet und nach einer weiteren halben Minute Schulze auf dem fauchenden und ächzenden Ford auf der Straße erscheint. Schulze war treu und gottergeben aus dem Nebenhause über eine Mauer in den Garagenhof gestiegen und hatte dank seiner Unverfrorenheit eine gehörige Portion Glück gehabt. Er hatte den Wagen gleich gefunden. Dieser stand so, daß er ohne Schwierigkeit aus dem Hof manövriert werden konnte, alle vier Reifen hatten ihre Luft dichtgehalten, der Motor hatte ihm den Gefallen getan, gleich anzuspringen, und das Tor war unverschlossen, von innen nur mit einem Riegel gesichert gewesen. Munter pfeifend ratterten wir ab. Aber der Ford und wir, wir sollten nie zusammen in Berlin ankommen.

Wir hatten beschlossen, die Gelegenheit zu benutzen und auf der Heimfahrt einige Sehenswürdigkeiten am Wege zu besichtigen. Auch dieser Plan fiel größtenteils den Tücken der verschiedenen Objekte zum Opfer. Wenige Kilometer vor Erlangen hatten wir den ersten Aufenthalt. Ein SA-Mann winkte uns, wir sollten ihn mitfahren lassen. Es war ein junger Berliner Parteigenosse, der in Nürnberg seine Rückfahrkarte verloren hatte und nun versuchte, auf irgendeine Weise wieder nach Hause zu kommen. Wir erklärten uns natürlich gern bereit, ihn mitzunehmen, machten ihn aber darauf aufmerksam, daß wir bei dem Zustande unseres Fahrzeuges für einen reibungslosen und schnellen Ablauf der Fahrt keine Gewähr übernehmen könnten. Der SA-Mann erwiderte, ihm sei das gleichgültig, er sei ein „Spezialist für lange Strecken". Was er damit gemeint hat, blieb uns zunächst unklar, wir merkten es aber bald. Er setzte sich in eine Ecke des Wagens und war nach einer halben Minute sanft eingeschlummert. Die ganze Fahrt hindurch tat er kein Auge auf, es sei denn zum Zwecke der unerläßlichen Nahrungsaufnahme, und auch dazu mußten wir ihn wachrütteln und ebenso, als die Fahrt ihr Ende gefunden hatte. Der SA-Mann war schon zum ersten Male eingeschlafen, da tat uns der Motor noch längst nicht den Gefallen anzuspringen. Die Zündkerzen waren verölt, wir mußten sie erst reinigen und teilweise durch neue ersetzen. Hinter Erlangen hatten wir einen

Reifenschaden. Kurz darauf platzte der Riemen des Kühlerventilators, und wir verbrachten ein paar Stunden damit, in Dörfern und Gehöften einen Schuster oder Sattler ausfindig zu machen, der ihn flickte. Als Wächter unserer Schätze ließen wir den unentwegt schnarchenden SA-Kameraden zurück. Auf diese Weise war die Mitternacht vorbei, als wir in Bamberg ankamen. Bei den ersten Häusern der Stadt fuhren wir in eine große Glasscherbe, Reifen und Schlauch des linken Vorderrades hatten einen mehrere Zentimeter langen Riß, und diesen Schaden konnten wir mit eigenen Kräften nicht mehr beheben. Schulze und ich pilgerten in die ausgestorbene Stadt, um eine Reparaturwerkstätte ausfindig zu machen. Es war wie verhext, wir begegneten keiner Menschenseele, noch nicht einmal einem Nachtwächter oder Schutzmann. Die Wirtshäuser, an denen wir vorüberkamen, hatten ihre Pforten geschlossen. Bamberg scheint damals eine Stadt von ganz unwahrscheinlicher Solidität gewesen zu sein. Endlich kreuzte ein weibliches Wesen unseren Weg, das eine umfangreiche Handtasche bei sich trug. Wir sprachen die Frau um Auskunft an, und sie gab sie uns mit größter Bereitwilligkeit, wenn es uns auch schien, als ob sie es sehr eilig hätte. Ihre Hast fanden wir entschuldbar und begreiflich, als wir erfuhren, daß es sich um eine Hebamme handelte, die unterwegs war, um einem neuen Erdenbürger zum Dasein zu verhelfen. Nach den Aussagen der weisen Frau sollte es in Bamberg eine Reparaturwerkstätte geben, die Tag und Nacht dienstbereit war. Nach langen Irrgängen kreuz und quer durch die Stadt fanden wir sie auch, aber als wir an die Pforte klopften, blieb sie verschlossen. Unsere Versuche, den Inhaber durch Rufen und Steinwürfe gegen die Fensterläden zu wecken, hatten nur den Erfolg, daß sich in der Nachbarschaft einige Stimmen erhoben, die uns wegen der nächtlichen Ruhestörung kräftig beschimpften. Wir gingen weiter und entdeckten einen Lichtschein, der, wie sich bei näherer Betrachtung herausstellte, aus einer Kneipentür fiel. Hoffnungsfroh treten wir ein. Schon die mürrische Art, mit der der Wirt uns das Bier zapfte, stimmt uns bedenklich. Während wir trinken, schleichen aus einem Nebenraum zuerst ein paar, dann immer mehr verdächtig aussehende Gestalten herbei, die sich um uns herum gruppieren und in feindseligem Schweigen uns anstarren. Wir waren ausgerechnet in ein marxistisches Lokal geraten und froh, als es uns gelungen war, einen geordneten Rückzug anzutreten. Der erste Widerschein der Morgendämmerung zeigte sich am Firmament, als wir

wieder beim Wagen anlangten. Gerade hatten wir beschlossen, uns zu dem SA-Mann, der unberührt von allen Zwischenfällen, ruhig schlief, zu hocken und es ihm gleich zu tun, als ich hinter uns die Lichter eines sich nähernden Autos sah. Auf unser Winken hielt der Wagen an. Ein Mann stieg heraus, und wir hätten ihn umarmen können vor Freude, als es sich herausstellte, daß er gleich uns vom Parteitag in Nürnberg kam und Inhaber der einzigen Vulkanisieranstalt in Bamberg war. Er schleppte unseren Wagen ab und machte sich sofort daran, alle unsere mehr oder weniger verletzten und schlecht geflickten Reifen und Schläuche einer gründlichen sachgemäßen Erneuerung zu unterziehen. Sogar seine Frau stand auf, um uns ein Frühstück zu bereiten. Im Anschluß daran genossen wir, während der Meister arbeitete, den Sonnenaufgang in der alten Stadt. Das Domviertel auf der Höhe über dem Fluß mit seinen Herrenhöfen und der Alten Hofhaltung erwachte langsam wie aus einem Dornröschenschlaf. Ein heiteres und mildes Licht tauchte Mauern, Zinnen und Dächer, Torbogen und Fensterbrüstungen in zarte vergoldende Pastelltöne. Am Domeingang merkten wir, daß die Bamberger geschäftstüchtige Leute sein müssen. Es stand schon ein uniformierter Mann da, man nennt sie dort Kirchenschweizer, und wollte von uns je eine Mark Eintrittsgeld zur Besichtigung des Domes erheben. Bei dem mundfertigen Schulze kam er schlecht an. Dieser gab seinem Gesicht einen ehrbar frommen Ausdruck, neigte das Haupt und lispelte im Vorübergehen, wir seien gekommen, um ein stilles Gebet zu sprechen. Wir hielten dann in der herrlichen Kathedrale in der Tat so etwas wie eine Andacht ab, wenn auch keine kirchengläubige. Still und ehrfürchtig standen wir vor dem Bamberger Reiter. Wir unterhielten uns lange darüber, was seine Wirkung ausmache, denn das Bildwerk ist nicht imposant in den Ausmaßen, auch nicht besonders glücklich im Dominnern zur Geltung gebracht. Es greift an das Herz, weil man spürt, daß der Künstler, der es schuf, ein Idealbild des ritterlichen Menschen seiner Zeit hat geben wollen; daß man nicht genau weiß, wer der Bildhauer war, noch das Modell kennt, das dem Reiter sein Äußeres lieh, fügt den Zauber des Geheimnisvollen hinzu. Versenkt man sich in die Züge, Gebärden und Haltung des steinernen Jünglings aus den Staufertagen, fühlt man in sich einen eigenartigen Schauer; das ewige Deutschland, die deutsche Seele sieht uns an. Unsere Gemüter sind aufgeschlossen durch das Erlebnis des Parteitages. Auch der Künstler des Bamberger Reiters suchte Antwort auf

die große Frage: Was ist das Leben, was sein Sinn? Was ist Gott, was Ewigkeit und Endlichkeit? Er konnte die letzte Antwort nicht finden so wenig wie einer von uns. Mit Worten allein ist nichts zu tun, es muß der Glaube an die Berufung unseres Volkes im Volke selber wieder erweckt werden, dieser unerschütterliche Glaube, der das junge Gesicht des Reiters wie von innen her durchleuchtet, dann bekommt alles wieder einen Sinn, wird das Leben überhaupt wieder lebenswert. Ein verzagtes Volk verdient sein Dasein nicht. Nur wer sich selber aufgibt, ist verloren.

Draußen, nicht weit vom Dom, auf dem Steinpflaster vor dem Bischöflichen Palast, hat sich ein Mensch verblutet, es ist schon lange her. Er war ein Verzagter, einer, der sich selber aufgegeben hatte, Berthier, der Generalstabschef des Großen Napoleon. Er hatte eine Bayerische Prinzessin geheiratet und war gesonnen, künftig ein bequemes Dahindämmern den Gefahren des Lebenskampfes vorzuziehen. Am Glücksstern seines Herrn und Meisters, dem er Jahrzehnte gedient, verzweifelnd, wollte er sich in Bamberg zur Ruhe setzen. Im Morgenrot, so wie wir es heute erlebten, klingen Trommelschlag und der harte Tritt marschierender Bataillone durch die engen Straßen. Sie ziehen in das letzte Gefecht, das über das Schicksal des Korsen endgültig die Entscheidung bringen soll, sie ziehen nach Flandern, wo man bald die Schlacht bei Waterloo schlagen wird. Berthier stürzt aus dem Fenster. Haben ihn Reue und Scham getrieben oder hat ihn der unwiderstehliche klirrende Klang des Krieges, dessen Hall in die Lüfte stieg, hinabgezogen? War sein Sturz gewollt oder ein Unglücksfall? Viel Tinte ist von den Historikern über diese Frage vergossen worden. Wie auch die äußerlichen Umstände gewesen sein mögen, Berthier starb, weil er nicht treu war, weil er vom Wege abwich, der ihm gesteckt war. Noch ein Unglücklicher fand in Bamberg seinen Tod, ganz ohne Geheimnis, ohne Tragik und ohne Ruhm. Otto, der erste König der Hellenen, der sich, ein junger Sproß des bayerischen Herrscherhauses, dreißig Jahre lang bemüht hatte, das Land der Griechen mit der Seele suchend, ihm Ordnung, Einheit und Wohlfahrt zu bringen. Als Parteienhaß, Wankelmut und fehlendes Verantwortungsgefühl seiner griechischen Berater alle seine Hoffnungen vernichtet hatten, kehrte er in seine Heimat zurück, lebte noch ein paar Jahre im Schatten des uralten ragenden Domes und verlöschte. Während er im fernen Athen sitzt und sich müht, dem Griechenvolk die diesem fremden Begriffe staatlicher Gesinnung und Gesittung beizubrin-

gen, tagen in Bamberg die bayerischen „Achtundvierziger", träumen von einem einigen, großmächtigen Deutschen Reich und gehen wieder auseinander; die Zeit der Erfüllung ist noch nicht gekommen. Und endlich hat sich, erst ein paar Jahre sind seitdem vergangen, die bayerische Regierung hierher geflüchtet, weil in München der Bürgerkrieg tobt. Wieviele Erinnerungen an deutsche Geschichte, ihre Höhen und Tiefen, weckt eine einzige, kleine, alte Stadt!

In derlei Gespräch und Spaziergang vergehen die Stunden, und nun ist der Wagen wieder fahrbereit. Um Mittag verlassen wir Bamberg, und eine Weile geht alles gut. Aber dann auf einmal häuft sich Unglück auf Unglück. Die Reifen halten den Wegen im Thüringer Wald nicht stand. Wir flicken und montieren, das Benzinzuleitungsrohr bricht, der Betriebsstoff geht uns aus, und wir müssen weit herumlaufen, um neuen aufzutreiben; zu dieser Zeit gibt es noch nicht in jedem kleinen Dorf eine Tankstelle. Dazu fängt es an zu regnen, und durch die Löcher des Wagenverdecks strömen Nässe und Kälte ein. Wir quälen uns die Nacht hindurch, nur der SA-Mann bleibt unberührt, denn er schläft und würde wahrscheinlich auch weiterschlafen, wenn plötzlich die Posaunen des Jüngsten Gerichts ertönten. Unter weiteren vielen Defekten erreichen wir die Elbe. Am liebsten hätten wir schon längst das Auto in irgendeinen Winkel geschoben und den Rest der Strecke mit der Eisenbahn zurückgelegt. Aber es ist für uns nachgerade eine Art Ehrenpunkt, ein grimmiger Sport geworden, den alten Ford, wenn es irgendwie geht, bis nach Berlin zu bringen. Auf dem Marktplatz von Wittenberg geht es nicht mehr, da ist es endgültig aus. Ein Achsschenkel ist gebrochen, und wir bleiben liegen zum hellen Entzücken der Jugend, die gerade zur Schule wandern will. Nun müssen wir doch den Zug besteigen, nachdem wir den Veteranen aus der Fabrik des Herrn Ford dem Wohlwollen eines Autohändlers empfohlen haben. Eine mehrstündige Fahrt in einem überfüllten alten Wagen vierter Klasse zwischen Körben von Gemüsefrauen beendet diese denkwürdige Expedition. Alljährlich werden wir, Schulze und ich, künftig gemeinsam im Wagen zu den Parteitagen fahren, wir machen ein Stück privater Tradition daraus. Vom Jahre 1936 ab brausen wir in sieben Stunden über die Autobahn, ganz ohne Pannen und ohne jeden Zwischenfall. Wieder einmal hat sich die Welt gewandelt!

In Berlin erfahren wir, daß wir bei allem doch Glück gehabt haben.

Isidor Weiß, der jüdische Polizeigewaltige, hatte es sich nicht nehmen lassen, auf seine Weise die von Nürnberg zurückkehrende Berliner SA. zu bewillkommnen. In Teltow, an der Grenze seines Machtbereiches, ließ er den von Nürnberg kommenden Sonderzug unter Aufgebot einer riesigen Polizeischar anhalten und alle Insassen festnehmen. Sie wurden auf Lastautos verladen und in langem Zuge zum Erstaunen der Bevölkerung in die Polizeiunterkunft in der Magazinstraße transportiert. Dort wurde jeder einzelne von Kriminalbeamten bis aufs Hemd ausgezogen, nach Waffen und Schriftstücken durchsucht und eingehend verhört und vernommen. Diese Prozedur dauerte mehrere Stunden. Wenn sachlich dabei auch nichts herauskam, so hatte der Jude Weiß doch den Zweck erreicht, den er erzielen wollte. Die SA-Kameraden, die in Lohn und Brot standen, hatten ihren Urlaub überschritten und kamen an diesem Tage entweder überhaupt nicht mehr oder mit großer Verspätung an ihre Arbeitsstätte, so daß sie in den meisten Fällen, nachdem der Grund ihres Versäumnisses ruchbar geworden war, aus ihren Stellen flogen und künftig erwerbslos waren. Der „Angriff" geißelte mit harten Worten dieses schamlose Verfahren der Berliner Polizei, was mir wieder eine Vernehmung in Moabit eintrug, diesmal allerdings, ohne daß es gelang, mich mit einem neuen Strafverfahren zu überziehen. Aber auch der Geist des unbedingten kameradschaftlichen Füreinander-Einstehens flammte empor. Eine freiwillige Sammlung zugunsten der durch die Polizeiaktion Geschädigten hatte ein so schönes Ergebnis, daß wenigstens die gröbsten Härten gemildert werden konnten.

Die Partei blieb in der Reichshauptstadt den ganzen Winter von 1927 auf 1928 hindurch verboten. Gauleiter Dr. Goebbels ersann ein System von Aushilfen, das in einem gewissen Rahmen und Umfange die politische Tätigkeit ermöglichte. Aufmärsche konnten in Berlin selbst nicht stattfinden, sie wurden daher in die weitere Umgebung außerhalb des Machtbereichs der Berliner Polizei verlegt und liefen unter der Bezeichnung „Märkertage". Bei bitterkaltem Frostwetter fand ein solcher Märkertag in Bernau statt. Die Bevölkerung der alten Hussitenstadt nahm uns freudig in ihrer Mitte auf, die SA. hielt auf freiem Feld, umtost von schneidendem Wind, eine Parade ab, ein Propagandaumzug schloß sich an, der auf dem Marktplatz mit einer Kundgebung sein Ende fand. Von der Freitreppe des Rathauses herab sprach Dr. Goebbels zu den Parteigenossen und zu der Menge, die teils aus Sympathi-

sierenden, teils aus Neugierigen zusammengesetzt, Kopf an Kopf den weiten Raum füllten. Zum Abschluß wurde das Deutschlandlied gesungen. Alle männlichen Zivilisten nahmen dabei ihre Kopfbedeckungen ab, nur ein einziger Mann behielt sie auf, der Bürgermeister von Bernau, der sich in seiner Eigenschaft als Hausherr hinter dem Gauleiter aufgebaut hatte. Die Bernauer waren von dem Benehmen ihres Stadtoberhauptes durchaus nicht entzückt. Es ertönten schrille Pfiffe, und Verwünschungen wurden aus der Menge heraus laut. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre zu Tätlichkeiten gekommen, so daß schließlich der Gauleiter den Bürgermeister vor den Wutausbrüchen der Bernauer in Schutz nehmen mußte. Der Zwischenfall erregte großes Aufsehen und wurde in der Presse nach den verschiedensten Richtungen hin polemisch behandelt. Ganz allgemein wurde das Verhalten des Bürgermeisters mißbilligt, das kleine Zwischenspiel wurde so zu einer Propaganda für den Nationalsozialismus, und die Stadt Bernau konnte sich bald voll Stolz als eine Hochburg der Bewegung Adolf Hitlers bezeichnen.

Um einen engeren Kreis von Parteigenossen zu schulen, einen Stamm von Unterführern heranzuziehen und noch Abseitsstehende mit den Zielen und Gedankengängen des Nationalsozialismus trotz des Parteiverbotes bekanntzumachen, wurde eine „Schule für Politik" gegründet. Allwöchentlich einmal hielt Dr. Goebbels oder ein von ihm bestimmter Vortragender in einem Saal an der Wilhelmsaue in Wilmersdorf ein politisches Referat. Die Themen hatten wissenschaftlichen Charakter und behandelten beispielsweise die Geschichte des Antisemitismus, den begrifflichen Unterschied zwischen Sozialismus und Marxismus oder Fragen der Rassenkunde und des Volkstumwesens. Soweit die Zuhörer Nationalsozialisten waren, vermittelten ihnen diese Vorträge ein gutes geistiges Rüstzeug, das sie in den Stand setzte, später selber aufklärend und belehrend im Sinne der Parteiziele wirken zu können. Die Nichtparteigenossen hatten Gelegenheit, sich ein Bild der Ideenwelt des Nationalsozialismus zu machen und konnten durch das lebendige Spiel von Frage und Antwort, Rede und Gegenrede Zweifel beseitigen und Unklarheiten berichtigen lassen. Diese „Schule für Politik" erfreute sich so starken Anklangs und derartigen Zuspruchs, daß die Zahl der Vorträge vermehrt und noch ein weiteres Lokal in Anspruch genommen werden mußte. Ein Vortrag, den ich im Rahmen dieser Veranstaltungen über die Geschichte und die Organisation des Pressewesens in Deutsch-

land hielt, gab mir Gelegenheit, dadurch, daß ich andere belehrte, selber noch etwas dazuzulernen.

Besonders fein ausgeklügelt war ein Plan des Gauleiters, durch dessen Verwirklichung es möglich wurde, trotz des Parteiverbotes eine große Massenversammlung abzuhalten. Am Morgen des 27. Januar 1928 erschienen an den Berliner Anschlagsäulen riesige rote Plakate, deren jedes beinahe den Raum einer halben Säule einnahm. Menschenmassen stauten sich davor und lasen voll Verwunderung, daß in ihnen zu einer Kaiser-Geburtstagsfeier aufgerufen wurde. Am 27. Januar wurde bis zum Jahre 1918 alljährlich der Geburtstag des ehemaligen Kaisers gefeiert. In der Republik war dies natürlich nicht mehr der Fall, und so mußte schon die Überschrift auf den Plakaten geradezu sensationell wirken. In dem Text der Plakate, den Dr. Goebbels verfaßt und unterschrieben hatte, war gesagt, daß Deutschland jetzt zwar keinen Hohenzollern mehr als Kaiser habe, aber an seine Stelle der internationale Reparationsagent Parker Gilbert getreten sei, der im Auftrage des internationalen Leihkapitals über dem fronenden Deutschen Volke die Knute schwinge. Man müsse nun dem Kaiser geben, was des Kaisers sei und dem neuen Landesvater den Dank aller entrechteten Frontsoldaten und Kriegswaisen abstatten für die Peitschenhiebe, die das Weltkapital zu unserem Trost und unserer Erbauung seit 1918 uns über den Nacken ziehe. Dieses propagandistische Meisterstück hatte einen ungeahnten Erfolg. Der große Saal des Kriegervereinshauses, in dem diese eigenartige „Kaiser-Geburtstags-Feier" stattfand, mußte lange vor Beginn der Kundgebung wegen Überfüllung gesperrt werden. In der Versammlung sah man zahllose neue Gesichter von Leuten, die hergekommen waren, um nun endlich einmal sich einen persönlichen Eindruck von dem Berliner Naziführer zu machen, der es so glänzend verstand, trotz aller Polizeischikanen immer wieder in die Öffentlichkeit zu dringen. Die Abrechnung, die Dr. Goebbels in einer zweistündigen Rede mit den herrschenden Gewalten hielt, war unerbittlich und schonungslos. Zum Schluß gab es jubelnden Beifall, und in den nächsten Tagen war auf der Gauleitung Hochbetrieb zur Bewältigung der Hunderte von Briefen, die einliefen und in denen sich die Absender für den Eintritt in die Partei vormerken ließen für den Fall, daß in absehbarer Zeit das Parteiverbot aufgehoben würde.

Im April 1928 war es soweit. Den ganzen Winter hindurch hatten

wir mit allen möglichen juristischen und verwaltungstechnischen Mitteln gegen das Verbot Sturm gelaufen. Immer wieder hatte Dr. Goebbels die Forderung nach gerichtlicher Klarstellung der Unrechtmäßigkeit des Verbotes erhoben. Es war auch dreimal ein Termin festgesetzt worden, Isidor Weiß hatte aber jedesmal um Fristverlängerung gebeten, weil angeblich sein Material noch nicht vollständig sei. Immer wieder wurde in den Räumen des Gaues Haussuchung abgehalten, wurden neue Siegel angelegt und die Unverletztheit der alten nachgeprüft. Es gelang trotz alledem, wenn auch stark beschränkt, den Geschäftsbetrieb der Gauleitung aufrechtzuerhalten, indem einige Parteigenossen, die sich gegenseitig ablösten, in den Büros ihre Wohnstätten aufschlugen. Da wurde der Reichstag aufgelöst und Neuwahlen, gleichzeitig auch für den Preußischen Landtag ausgeschrieben. Dem Juden Weiß wurde nun unbehaglich zumute. Er fürchtete die Blamage, die er sich in öffentlicher Gerichtsverhandlung zuziehen würde, und ahnte wohl auch, daß die Nationalsozialisten die Rechtmäßigkeit des Wahlaktes in Berlin wegen Behinderung ihrer Propaganda wirksam anfechten könnten. Mit großer Geste, die wir im „Angriff" mit Hohngelächter quittierten, hob er das Verbot auf.

Nun war es möglich, mit aller Kraft in den Wahlkampf zu ziehen. Allzu großen Hoffnungen konnten wir uns in der Reichshauptstadt allerdings nicht hingeben. Die seit Monaten gelähmte Organisation ließ sich nicht von heute auf morgen aus dem Boden stampfen, außerdem fehlte es uns, wie gewöhnlich, an Geld. Wir erlebten jedoch eine freudige Überraschung. In Berlin gelang es der Nationalsozialistischen Partei, alle bislang zersplitterten völkischen und radikalnationalen Stimmen zu sammeln und noch einige Tausend dazu zu gewinnen. Es war dies ein Beweis dafür, daß die Partei trotz aller Hemmnisse und Hinderungen sich in der Öffentlichkeit des politischen Berlin Achtung und Geltung verschafft hatte. Die Wahl des Jahres 1928 zeigte uns, daß wir auf dem richtigen Wege vorwärts marschierten und daß es nur eine Frage der Zeit und der aufgewendeten Energie war, wenn es nun galt, die gewonnene Position auszubauen. Im ganzen Reich wurden zwölf Nationalsozialisten in den neuen Reichstag gewählt. Diese Zwölf waren ganze Männer und verstanden es, auch auf dem glatten Boden des Parlaments für die Idee des Nationalsozialismus wirksam zu fechten. In den Preußischen Landtag zogen vier nationalsozialistische Abgeordnete ein.

Sie rissen bald die Initiative an sich und setzten sich insbesondere zur Aufgabe, immer wieder die Mißwirtschaft der herrschenden Parteicliquen in aller Öffentlichkeit anzuprangern. Der für uns günstige Verlauf der Wahlen wirkte sich auf den „Angriff" sehr erfreulich aus, er nahm an Auflage zu und konnte nun auch schon mit einem gut ausgestatteten Anzeigenteil aufwarten. Die Anmeldungen zur Partei häuften sich mehr und mehr, und die bisher benutzten Büros in der Lützowstraße erwiesen sich nachgerade als zu eng. Es gelang nach vielem Suchen, in der Berliner Straße in Charlottenburg am heutigen Richard-Wagner-Platz neue, größere und passende Räume zu finden. Jetzt hatten wir für die politische Leitung des Gaues und die Zeitung zusammen zwölf Zimmer, und als wir einzogen, kamen wir uns großartig und luxuriös vor. Schon nach ein paar Monaten mußten wir wieder an einen Umzug denken, weil der Betrieb den vorhandenen Rahmen zu sprengen drohte. Am meisten Kummer machte uns der Versand des „Angriff". Der sogenannte Expeditionsraum war Sommer wie Winter gleichmäßig dunkel, denn die Fenster waren halb zugebaut und gingen auf einen engen Hof. Öffnete man das Fenster, so kamen die Gerüche einer großen Aschinger-Küche herein, die sich unmittelbar darunter befand, ließ man es geschlossen, so verursachte einem die Luft in diesem Raume fast Erstickungsanfälle. Sechs Parteigenossen und mehr waren hier ständig an der Arbeit. Zeitungsbündel türmten sich bis zur Decke, ein Leimtopf dampfte auf dem Ofen, es wurde Kaffee gekocht, und des Nachts pflegten einige erwerbslose Parteigenossen zwischen den Zeitungsbündeln zu schlafen. Eine eiserne Tür versperrte den Zugang, sie war grau angestrichen und mit der stolzen Aufschrift „Durchgang verboten" versehen. Jeder, der dazugehörte, hatte einen Schlüssel zu dieser Tür, wer nicht dazugehörte, einen gebogenen Nagel, dem das Schloß keinerlei Widerstand entgegensetzte. Wenn sich ein Besucher in die Nähe dieser Tür verirrte, wurde er unverzüglich, um ihm die Wartezeit zu verkürzen, zu irgendeiner Arbeit herangezogen. Er bekam ein Bündel Streifbänder in die Hand gedrückt, mußte Adressen schreiben, Zeitungen verpacken, Probenummern versenden oder eine ähnliche nützliche Tätigkeit ausüben. Nachdem der „Angriff" zweimal wöchentlich erschien, mußten in jeder Woche achttausend Anschriften geschrieben und die entsprechende Anzahl von Briefmarken verschiedener Werte verklebt werden. Zu Adressiermaschinen oder anderen derartigen technischen Hilfsmitteln reichte es noch nicht. Der ganze

Betrieb war auf den guten Willen und die Einsatzbereitschaft freiwilliger Helfer aufgebaut. War alles versandfertig gemacht, dann kam ein Parteigenosse, den wir alle nur unter seinem Spitznamen „der dicke Wilhelm" kannten. Er war der Besitzer einer Kraftdroschke und fuhr den größten Teil der Zeitungen freiwillig und umsonst zu den verschiedenen Bahnhöfen und Verteilungsstellen. Es war keine leichte und vor allem keine ins Auge fallende Arbeit, die damals still und ohne viel Aufhebens von den Parteigenossen geleistet worden ist. Sie alle haben mit dazu beigetragen, den „Angriff" zu dem großen achtunggebietenden Kampfblatt zu machen, das er dann später geworden ist.

Die nationalsozialistische Vier-Männer-Gruppe im Landtage hatte es endlich zuwege gebracht, daß das Verbot für Adolf Hitler, außerhalb des Kreises von Parteigenossen zu reden, das in Preußen seit dem Jahre 1923 immer noch bestand, aufgehoben wurde. Am 7. Oktober 1928 konnte der Führer zum ersten Male in Berlin in aller Öffentlichkeit sprechen. Der riesige Sportpalast, späterhin die Stätte so mancher weltbewegenden politischen Kundgebung, war schon drei Stunden vor Versammlungsbeginn so überfüllt, daß kein weiterer Einlaß mehr stattfinden konnte. Man hatte mit Störungen seitens der Marxisten gerechnet, und alle erdenklichen Sicherungsmaßnahmen waren getroffen worden. Die politischen Gegner hielten sich denn auch während der Versammlung in respektabler Entfernung und fielen erst nach ihrem Abschluß über vereinzelt nach Hause gehende Parteigenossen her. Der SA-Mann Kütemeyer, der dienstlich noch längere Zeit sich im Sportpalast hatte aufhalten müssen, wurde im Dunkel der Nacht feige ermordet. In der Gegend der Potsdamer Brücke fiel eine Rotte Marxisten über ihn her und jagte ihn dann durch die menschenleeren Straßen. Am Lützowufer steht heute ein Erinnerungsmal. An dieser Stelle warf man Kütemeyer in den Landwehrkanal. Morgens um sechs Uhr wurde seine Leiche gefunden, sie wies gräßliche Verletzungen auf. Mit frecher Stirn behauptete die Berliner Asphaltpresse, es läge ein Unfall oder ein Selbstmord vor, vielleicht sei Kütemeyer auch betrunken gewesen und so ins Wasser geraten. Die Polizei führte die Ermittlungen, die zur Aufhellung der Tat hätten führen können, nur äußerst lässig, obwohl verschiedene Zeugenaussagen vorlagen, die klar ergaben, daß ein Meuchelmord vorlag. Infolgedessen entschloß sich die Gauleitung, von sich aus Nachforschungen nach den Tätern anzustellen und setzte eine Belohnung von

eintausend Mark für zweckentsprechende Hinweise aus. Die Parteizentrale in München erhöhte diese Belohnung auf das Doppelte. Das Berliner Polizeipräsidium untersagte jedoch alle diese Maßnahmen und ging sogar soweit, zu verbieten, daß dem Ermordeten durch ein feierliches Leichenbegängnis die letzte Ehre erwiesen wurde. Dem Leichenwagen durften nur die nächsten Anverwandten folgen, und Isidor Weiß patrouillierte in einem offenen Auto die Straßen ab, um sich zu vergewissern, ob seinen Anordnungen auch Folge geleistet werde. Durch einen Zufall, indem es einem Parteigenossen gelungen war, ein Gespräch in einer verrufenen Kneipe des Berliner Ostens zu belauschen, wurden die Täter ermittelt; der Staatsanwalt erhob gegen sie nur Anklage wegen gefährlicher Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Die Nabulistik der jüdischen Rechtsanwälte feierte wieder einmal Orgien, es ließ sich angeblich nicht mehr genau feststellen, wer von den Tätern nun eigentlich Kütemeyer die Todeswunde beigebracht hatte, und so kamen alle Angeklagten mit Gefängnisstrafen von drei bis sieben Monaten davon. Obendrein wurde allen eine Bewährungsfrist zugebilligt gegen Erlegung einer Buße von einhundertfünfzig Mark, die in monatlichen Raten von zehn Mark abgezahlt werden konnte. Genau genommen gingen also die Mörder straffrei aus. Nach Kräften wurden im „Angriff" und in öffentlichen Versammlungen die Berliner über diesen zum Himmel schreienden Skandal aufgeklärt. Die aktiven Parteigenossen verstärkten ihre Anstrengungen, sie waren unermüdlich in der Propaganda, der Nationalsozialismus zog immer weitere Kreise, und so war Kütemeyers Blut nicht vergebens geflossen, genau so wenig wie das der weiteren Todesopfer, die der Kampf um Berlin in den nächsten Jahren noch fordern sollte.

Mit dem Anwachsen der Partei und der steigenden Beachtung, die der „Angriff" in der Öffentlichkeit fand, blieb es nicht aus, daß die Schriftleitung von Besuchern überlaufen wurde und wir genötigt waren, Sprechstunden einzurichten, wie sie die Ärzte und Rechtsanwälte haben. Der Grundsatz, nach Möglichkeit jedermann zu empfangen und anzuhören, verschaffte uns viele wertvolle Kenntnisse, und oft genug mögen die republikanischen Machthaber nicht schlecht erbost gewesen sein, wenn unser Blatt in der Lage war, Geheimnisse auszuplaudern, verborgene Fäden und Beziehungen aufzudecken, die ihre Hüter noch in sorglich getarnter Verborgenheit wähnten. Es war nicht leicht bei diesem

Spiel im Dunkeln, einen klaren Kopf zu behalten, Wahres vom Falschen zu unterscheiden. Üble Existenzen kreuzten auf, verworfene Spitzelnaturen, die bereit waren, für Geld jede Büberei zu begehen und den Mantel immer nach dem Winde trugen. Phantasten fanden sich ein, die einen kleinen Kern wahrer Geschehnisse durch ihre ausschweifenden Kombinationen bis zur Unkenntlichkeit verstümmelten. Selbstverständlich waren sie alle „schon immer im Herzen Nationalsozialisten gewesen" und nur durch irgendwelche dunkle Machenschaften ihrer Feinde oder sonstige verworrene Gründe bisher verhindert gewesen, sich als solche zu bekennen. Wie bei einem Mosaik Steinchen zu Steinchen gefügt wird, das in Farbton und Größe jeweils zum benachbarten passen muß, so setzten wir in oft nervenzerreibender Kleinarbeit eine zunächst unwesentlich erscheinende Information, einen knappen Hinweis, eine halbe Andeutung nebeneinander, bis der gesuchte Tatbestand sich aufhellte; ein wenig Intuition, eine gute Portion Kenntnis der politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge, ein bißchen Gefühl für das Unwägbare im Bereiche des diesbezüglich Möglichen rückten ihn ins richtige Blickfeld, und dann hatte der „Angriff" wieder einmal eine Schlagzeile, die unseren Zeitungshändlern ein befriedigtes Grunzen entlockte. Mit dem Ausbau zur Tageszeitung rückten wir mit diesen Methoden der internationalen Politik auf den Leib. Meine Kenntnisse des Auslandes, fremder Sprachen, Sitten und Gewohnheiten sowie der umfangreiche Bekanntenkreis, den ich aus vergangener Zeit in den verschiedensten Teilen der Welt hatte, waren dabei von Vorteil. Es gelang, pikante Histörchen aus dem Völkerbundsbabel Genf ebenso herbeizuschaffen wie beispielsweise die vielfältigen, engverästelten Bindungen bloßzulegen, die die französische Außenpolitik fesselten und gängelten. Als der „Angriff" aufdeckte, daß die Interessen einer Pariser Großbank, die der ungarische Jude Finaly, — der seinerseits ein genauer Freund und Finanzkumpan des Ministers, Ministerpräsidenten und späteren Staatspräsidenten Millerand war, — beherrschte, den Krieg gegen Abd-el-Krim in Marokko verursacht hatten, weil Finaly die großen Phosphatlager in Ouergha unter seine Botmäßigkeit bringen wollte und daß also Zehntausende von französischen Soldaten für eine Handvoll übelster Geschäftemacher in den Tod gegangen waren, da konnten wir mit Genugtuung darauf hinweisen, daß wir unseren Lesern etwas boten, was sie sonst in keiner Zeitung finden konnten.

Auch ausgemachte Narren blieben nicht aus. Das Perpetuum mobile ist uns in allen nur möglichen Formen, mechanisch, hydrostatisch, magnetisch, elektrisch, wohl ein Dutzendmal angeboten worden. Die „Erfinder" waren überzeugt, damit Adolf Hitler sofort zum Endsieg zu verhelfen, vorausgesetzt, daß man ihnen mit einigen Tausend Mark unter die Arme griff. Es waren sehr hartnäckige Leute darunter, die, abgewiesen, immer wiederkamen oder die Gaugeschäftsstelle auf Treppenfluren und vor der Haustür regelrecht belagerten. Einer von ihnen war im Nebenberuf Poet, hieß Laube und bezeichnete sich selber als einen Freiheitsdichter. Zunächst fanden wir ihn ganz amüsant. Wenn er bei uns erschien, gab er Proben seines Talents von sich, indem er in nicht zu hemmendem Fluß seine Verse rezitierte. Ein Neujahrsgedicht hatte er uns eigens gewidmet. Eine Strophe davon habe ich behalten: „Das neue Jahr bringt Weltengeist, die Schöpfung wird mit Kunst gespeist." Dieser beschwingte sinnlose Satz wurde für geraume Zeit bei der Schriftleitung zu einem geflügelten Wort, das bei jeder sich bietenden Gelegenheit zitiert wurde. Freiheitsdichter Laube wurde uns jedoch lästig und unheimlich, als wir zufällig erfuhren, daß er in der Irrenanstalt in Wittenau saß, von wo aus er wegen seiner Harmlosigkeit öfter Stadturlaub bekam, den er benutzte, um uns mit seiner Gegenwart zu erfreuen. Eines Nachmittags erschien er mit einem Bündel in der Hand, aus dem er umständlich einige unappetitliche Näpfe mit Speiseresten auspackte. Er behauptete, man habe versucht, ihn mittels Gift aus dem Wege zu räumen und verlangte von uns, daß wir den Inhalt der Eßgeschirre von einem Chemiker untersuchen lassen sollten. Das Verbot, unser Haus künftig zu betreten, veranlaßte Freiheitsdichter Laube, stundenlang vor unseren Fenstern auf der Straße auf und ab zu patrouillieren, so daß wir zu allerhand Listen greifen mußten, um ihm nicht doch in die Hände zu fallen.

Schwerwiegender, weil dramatischer Hintergründe nicht entbehrend, waren die Unterredungen, die ich mehrfach mit einem angeblichen Dr. von Hohenau hatte. Er bezeichnete sich als Deutschamerikaner, war von seiner Gattin begleitet, die außer englisch nur wenige Worte in gebrochenem Deutsch sprach und machte auf mich durch seine Persönlichkeit, sein Auftreten und seine Pläne einen gewissen Eindruck. Dieser Herr von Hohenau gab an, die Anwendung einer neuartigen Kraftquelle erfunden zu haben. Er wollte in einer Maschine mit ganz einfachen und

sparsamen Mitteln aus gewöhnlichem Wasser den Wasserstoff abspalten und diesen in unmittelbarem Arbeitsgang zum Betrieb eines Motors benutzen. Ein Interesse an dieser Idee schien mir nicht ganz abwegig zu sein. Schon seit langem suchen die Ingenieure in aller Welt neue Energien neben der Kohle, dem Erdöl und der Elektrizität einzufangen, um sie für die zivilisatorischen Aufgaben der Menschheit nutzbar zu machen. Man hat bereits Pläne entworfen für Sonnenmotore, gigantische Windkraftwerke und Maschinen, die den Wechsel von Ebbe und Flut als Grundlage ihrer Wirksamkeit in geregelte Bahnen lenken sollen. Wenn alle diese Ideen, zum größten Teil wenigstens, noch keine greifbaren Formen angenommen haben, so deshalb, weil sie zu ihrer Reife eine lange Zeitdauer brauchen, vorläufig und bis auf weiteres genügend andere Energiequellen da sind und schließlich die Leute, die diese verwalten und ihre Kapitalien bei ihnen angelegt haben, kaum daran interessiert sein dürften, ihre Anlagen von heute auf morgen entwertet zu sehen. Ungeachtet seiner Vorzüge und der geringen Betriebskosten hat es Jahrzehnte gedauert, bis der Holzgasgenerator als Fahrzeugantrieb an Boden gewann, und wären nicht amtliche und militärische Stellen dahinter hergewesen, ruhte er wahrscheinlich heute noch bloß als Konstruktionszeichnung in den Schubladen einiger Techniker. In Italien bedient man sich zunehmend der Gase, die in vulkanischen Gebieten den Bodenspalten entströmen, für industrielle Zwecke, und in der Schweiz gibt es Heizungsanlagen, die die von der Natur umsonst gelieferte Erdwärme einschalten, um die Grundtemperatur gleichmäßig ein paar Grade über Null zu halten. Hier überall ist für die Ingenieure aller Nationen noch ein weites Feld, auf dem sie sich „energisch" betätigen können. Die Zersetzung von Wasser in Sauerstoff und Wasserstoff mittels des elektrischen Stromes führt jeder ordentliche Physiklehrer als Experiment seiner Schulklasse vor. Wasserstoff ist ein hochexplosibles Gas, vermag also Arbeit zu leisten. Wenn es gelungen war, eine Maschine zu konstruieren, die diese Vorgänge unkompliziert, technisch einwandfrei und vor allem billig herbeiführte, war es nicht ausgeschlossen, daß etwas Vernünftiges dabei herauskam. Herr von Hohenau unterbreitete mir zweierlei: schriftliche Unterlagen und Beweise dafür, daß er an der kurz vorher stattgefundenen Weltkraftkonferenz in London teilgenommen und dort einen Vortrag gehalten hatte, ferner die beglaubigte Abschrift von Verträgen mit Industriefirmen, laut deren er sich erbot, seine Maschine kosten-

los zur Verfügung zu stellen, wogegen die Firmen sich verpflichteten, ihm dafür die Hälfte der gegenüber anderen Kraftmaschinen gesparten Betriebskosten zu vergüten, deren Höhe er selber mit neun Zehntel bezifferte. Trotz dieser blendenden Einführung mahnte mich eine mir selbst unerklärbare Stimme zu vorsichtiger Zurückhaltung. Es war vielleicht vor allem das Verhalten der Frau, das mich ein bestimmtes Mißtrauen nicht loswerden ließ. Mit hündischer Demut hing sie an den Lippen des Mannes, der mit brutalem Zynismus über sie hinwegredete. Der „Angriff" brachte einige Zeilen, in denen der Grundgedanke der Hohenauschen Erfindung in knappen Worten geschildert und der Wunsch angeknüpft wurde, daß sie ihre Ernsthaftigkeit, wenn eine solche vorliege, bald in der Praxis erhärten möge. Hohenau verstand es, einige Parteigenossen in Schwung zu bringen, die mich in den nächsten Tagen bestürmten. Die Erfindung dieses Hohenau sei so weltbewegend, daß sich der „Angriff" nicht den Ruhm entgehen lassen dürfe, sich tatkräftig und mit allem Nachdruck dafür eingesetzt zu haben. Ich blieb ablehnend und hörte von der Sache monatelang nichts mehr, bis auf einmal ein Kriminalfall den Dingen ein ganz anderes Gesicht gab. Der angebliche Dr. Walter von Hohenau hieß in Wirklichkeit Friedrich Jonas und stammte als Sohn eines Tabakarbeiters aus Lübeck. Schon als Vierzehnjähriger stand er zum ersten Male vor dem Jugendgericht, und von da ab folgten die Strafen wegen Einbruchs, Diebstahls und Betrügereien Schlag auf Schlag. Nach Verbüßung einer dreijährigen Zuchthausstrafe hatte er im Jahre 1911 Deutschland den Rücken gekehrt, um sich in Amerika ein neues Tätigkeitsfeld zu suchen. Wo er in den Vereinigten Staaten überall gesteckt hat, ließ sich mit Gewißheit nicht mehr feststellen. Er bediente sich dort der verschiedensten Namen, darunter auch desjenigen, den er später als den klangvollsten am längsten beibehalten hat. Im Jahre 1919 wurde er in Texas wegen Betrugs, Urkundenfälschung und In-Verkehr-Bringens von Falschgeld zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt. Nach seiner Entlassung ging er mit seiner Maschine hausieren, wobei er das Handwerk echt amerikanisch in allergrößtem Stil und mit frechster Reklame betrieb. Er wirkte so faszinierend, daß er kaltschnäuzige amerikanische Geschäftsleute um dreihunderttausend Dollar erleichterte, um dann zu verduften, ohne seinen sagenhaften Motor jemals in Gang gesetzt zu haben. Kurz vorher hatte er seine Frau kennengelernt. Die in solchen Fällen nie fehlende Ironie des Schicksals wollte es, daß sie

Schriftstellerin war und es als ihren Lebenszweck betrachtete, sich der entlassenen Strafgefangenen anzunehmen und ihnen die Wege zur Rückkehr ins bürgerliche Leben zu ebnen. Jonas-Hohenau brachte die Frau ganz in seinen Bann, so daß sie ihm willenlos folgte; noch während der abschließenden Gerichtsverhandlung sang die Betörte Lobeslieder in den höchsten Tönen von der Liebe, der Güte und dem verkannten Genie ihres Mannes. Dann tauchte der Schwindler wieder in Deutschland auf, kaufte mit dem Erlös seiner amerikanischen Raubzüge ein Gut Sietow bei Röbel unweit Malchow in Mecklenburg, wo er endlich seinen Apparat vorführte. Gestützt auf die dabei erzielten äußerlichen Erfolge, hatte er tatsächlich die fast übermenschlich zu nennende Frechheit, auf der Weltkraftkonferenz in der englischen Hauptstadt aufzutreten. Dabei beruhte der Gang seiner Maschine, die er im Keller des Gutshauses aufgebaut hatte, auf einem so plumpen und uralten Trick, daß man aus dem Erstaunen nicht herauskommt, wenn man sich vergegenwärtigt, wieviele Leute darauf hereinfielen. Kein Mensch außer Jonas wußte und keiner kam dahinter, daß der Apparat vor einer doppelten Wand aufgestellt war und daß eine Leitung durch eine der Befestigungsschrauben in die Wand und von dort in einen Nebenraum führte, wo eine Flasche mit Wasserstoffgas angeschlossen war. Es ist erschütternd zu sehen, wie dumm manche Menschen sind und wie wenig selbst Fachleute aus der Geschichte der Vergangenheit ihres eigenen Arbeitsgebietes gelernt haben. Schon vor zweihundert Jahren hat auf die gleiche Weise der Erfinder einer „ewig laufenden Maschine" in Kassel den Landgrafen und dessen ganzen Hofstaat hinters Licht geführt. Nur war an Stelle der Wasserstoff-Flasche eine Magd in Tätigkeit, die, in einem Schrank versteckt, heimlich eine Kurbel drehte. Nach langen Auseinandersetzungen zwischen Freund und Feind wurde Jonas verhaftet, nachdem seine Identität mit dem schwer vorbestraften Lübecker Tabakarbeitersohn zufällig ans Licht gekommen und einwandfrei festgestellt war. Es glückte dem Betrüger auch noch, den Untersuchungsrichter aufs Glatteis zu führen, indem er sich die Erlaubnis erschlich, vom Güstrower Untersuchungsgefängnis aus, wo er untergebracht war, mit Hilfe einiger Arbeiter in einer leerstehenden Fabrik seinen Apparat zu bauen, um so den Wahrheitsbeweis für seine Behauptungen, er könne aus Wasser auf billigstem Wege Wasserstoffgas herstellen und dadurch mit minimalen Betriebskosten einen Motor betreiben, zu erbringen. Jonas machte

sich zwei der ihm beigegebenen Arbeiter gefügig, und in einem günstigen Moment wurde der siebzigjährige Justizoberwachtmeister Gläsel, der Jonas alltäglich vom Gefängnis in die Fabrik und wieder zurückführte, von den Dreien überfallen, gefesselt und in eine Steppdecke gewickelt. Hilflos blieb Gläsel liegen und erstickte, während die Ausreißer in einem Auto der Meeresküste zu flüchteten. Frau Jonas war auch nicht untätig geblieben. Sie hatte eine große Motoryacht gemietet, mit der man von Schulau aus nach England oder Dänemark zu entkommen gedachte. Schon bei Abbenfleth geriet das Fahrzeug, weil die Insassen das Fahrwasser nicht kannten, auf Grund, erregte die Aufmerksamkeit eines Landjägers, und das Ende vom Liede war, daß Jonas vom Schwurgericht in Güstrow acht Jahre Zuchthaus erhielt.

Geschick, Pläne und Ende dieses Jonas flößten mir eine mir selber verstandesmäßig nicht voll erklärbare Anteilnahme ein, und zwar — ich finde dafür keinen genau passenden Ausdruck — aus gewissermaßen metaphysischen Gründen. Nicht weil er ein Schwindler und Verbrecher war, sondern obwohl er dies gewesen ist. Oft genug bedient sich der waltende Geist des uns ewig unbegreifbaren Ordnungsprinzips, das wir über allem zeitlichen Geschehen demütig ahnen, eines unreinen Gefäßes und füllt es mit den blitzenden Kristallen neuer Erkenntnisse. Das völlige Sichdecken von Idee und Form, der absolute Gleichtakt in Denken und Tun, Vollkommenheiten des Leibes und solche der Seele, genaue Entsprechungen im Bereiche der Vernunft und des Glaubens, dies alles erfahren wir nur in engbemessenen Bezirken, zeitlich oft nur ein einziges Mal in unserem Leben, es ist also derart selten, daß wir nicht damit rechnend wirken können. Wer immer nur kalkuliert und nicht dabei auf das Zünden des „göttlichen Funkens" harrt, das strömende Leben pulsieren spürt, das jenseits der Schwelle der ausschließlichen kalten Vernunft seine geheimnisvollen Wellen zieht, der wird am Ende keine einzige seiner Rechnungen aufgehen sehen. Dieser Jonas war ein Verbrecher, niemand wird ihm eine Träne nachweinen, ein Schuft, der weder Anspruch auf Gnade noch auf unser Mitleid hat. Aber nicht diejenigen waren die wahrhaft und beklagenswert Dummen dabei, die ihm gläubig und von einer Idee gepackt ihr Geld hintrugen, sondern die Blamierten sind die Gelehrten und Sachverständigen gewesen, die ihm das Haus einliefen und weder seinen plumpen Trick erkannten noch fühlten, daß auf alle Fälle hier eine Idee steckte. Wenn die Stunde dafür gekommen

ist und es notwendig sein wird, werden eines Tages in der Welt auch Motoren laufen, getrieben von auf billigstem Wege erzeugtem Wasserstoff, und es wird dann höchst gleichgültig sein, daß ein Halunke einst mit dieser Idee schmutzige Geschäfte machte.

Gedanken dieser Art wollte ich in einer Nachlese, als Epilog zum Falle Hohenau-Jonas, den Lesern des „Angriff" nahebringen. Der Versuch mißglückte schmählich, ich bekam viele häßliche Briefe, die mildesten bescheinigten mir, daß ich anscheinend in plötzliche Geistesverwirrung geraten sei. So werden die besten Absichten oft verkannt, der Schriftleiter ist ein geplagter Packesel, und er tut gut daran, beizeiten die Devise über seinen Schreibtisch zu heften: „Wie man's macht, ist's falsch." Sie wird ihn trösten und aufrichten.

Mit Interesse und großer Arbeitsfreude widmete ich mich der journalistischen Kommunalpolitik. Dadurch gewann ich Einblicke in das verwickelte Getriebe, das reibungslos seinen Gang gehen muß, wenn es der Wohlfahrt der Bevölkerung dienen soll. Man kann die Kommunalpolitik mit einer schönen Frau in Vergleich setzen. Diejenige ist die Beste und Wertvollste, von der man am wenigsten spricht. Jeder Großstädter nimmt es als Selbstverständlichkeit entgegen, daß sein elektrisches Licht funktioniert, ihm Gas zur Bereitung seiner Mahlzeiten zur Verfügung steht, beim Aufdrehen eines Wasserhahnes dieser das belebende Naß in beliebiger Menge spendet, daß die Straßen immer blitzblank gekehrt sind, die öffentlichen Nahverkehrsmittel ihren pünktlichen Gang gehen, und er überlegt sich im allgemeinen nicht einen Augenblick lang, welche Unsumme von Pflichttreue vieler Hirne und Hände, welche Organisation und fein aufeinander eingespieltes Kräftespiel dazu nötig sind, um das alles zu bewerkstelligen und in Betrieb zu halten. Es sind die kommunalen Dinge, die das Leben der Stadtgemeinde ausmachen, die jeden ihrer Bewohner von der Wiege bis zum Grabe eng begleiten. Der erste Gang des glücklichen jungen Vaters gilt dem gemeindlichen Standesamt. Alle Volksschulen und ein großer Teil der höheren Schulen, die der junge Mensch besucht, stehen unter der Obhut der Stadtverwaltungen. Wer sich ein Haus baut, muß sich mit der städtischen Baupolizei auseinandersetzen, und wer sich hingelegt hat, um den letzten Schlaf zu tun, wird meistens auf einem städtischen Friedhof oder Krematorium der Ewigkeit überantwortet. Hängt so die Leitung eines Gemeinwesens auf das engste mit dem täglichen Leben jedes einzelnen zusammen, so machen

sich andererseits kaum auf einem anderen politischen Gebiete begangene Fehler und Unterlassungssünden so unmittelbar und rasch bemerkbar wie gerade hier. Ist es verabsäumt worden, rechtzeitig und vorausschauend Krankenanstalten neu zu errichten oder die vorhandenen auszubauen, wird die nächste ausbrechende Seuche dies schon offenbar werden lassen. Ist nicht genügend Schulraum da, so werden die Klassen bald überfüllt sein, ein ordentlicher Ablauf des Unterrichts wird immer schwieriger und dies in Kürze zu unhaltbaren Zuständen führen. So erfordert wahre und rechtgesehene Kommunalpolitik ein Vorausplanen auf weite Sicht innerhalb zahlreicher und verschiedenartigster Arbeitsgebiete, dabei Liebe zu den kleinen Dingen, eine nüchterne Betrachtungsweise nach Art eines guten Hausvaters, dem alle seine Kinder gleichmäßig am Herzen liegen, und ein hohes Maß von Verantwortungsfreudigkeit in den entscheidenden Punkten.

Von alledem war in den Jahren nach neunzehnhundertachtzehn im Berliner Rathaus wenig vorhanden. Selbstverständlich regierte auch hier der Parlamentarismus. Der Oberbürgermeister und seine Stadträte waren von dem Wohlwollen einer Stadtverordnetenversammlung abhängig, die über hundert Köpfe stark, genau wie die großen Parlamente des Reichstags und der Länder, in ein dutzend Parteien zerklüftet war, die sich gegenseitig auf das wütendste bekämpften. Ein wirklich Verantwortlicher für das Regiment der Stadtverwaltung war somit überhaupt nicht vorhanden. Ging irgendetwas schief, so zog sich der Oberbürgermeister auf das Kollegium seiner Stadträte, den Magistrat, zurück, und dieser konnte sich wieder hinter einen Mehrheitsbeschluß des Stadtparlaments verschanzen. Mehr und mehr hatte der Oberbürgermeister es sich angewöhnt, die Karre laufen zu lassen, wie sie lief und sich auf eine reine Repräsentationstätigkeit zu beschränken. Die Häuptlinge der größeren Parteien machten, was sie wollten und sorgten vor allem dafür, daß möglichst viele Angehörige ihrer politischen Organisation in den Genuß von Beamtenstellen oder anderer Vorteile kamen. Nicht allein in der Reichshauptstadt, sondern in allen Großstädten des Reiches machte sich eine unglaubliche Korruption breit, die die tollsten Blüten trieb.

Der „Angriff" nahm diese Zustände mit aller Schärfe aufs Korn. Er lief dabei nicht Gefahr, daß es ihm an Unterlagen mangelte. Da waren z. B. erst kürzlich die Schiebungen der Gebrüder Sklarek ruchbar geworden. Auch sie waren, wie so viele ihrer jüdischen Rassegenossen,

aus dem tiefsten Galizien nach Berlin zugewandert und hatten zunächst dem Handel mit alten Kleidern obgelegen. Mit dem ersten verdienten Geld schaffen sie sich Beziehungen, geben rauschende Feste, zu denen die republikanischen Machthaber sich einfinden, angelockt wie die Motten vom Licht. Die drei jüdischen Brüder arbeiten Hand in Hand und mit verteilten Rollen. Der eine widmet sich den eigentlichen Geschäften, der andere erhöht auf den verschiedensten Wegen den Glanz des Namens der Familie, und der dritte übt sich in Wohltätigkeit. Immer reichlicher fließen die Spenden an die marxistischen Parteien, denn sie machen sich bezahlt. Es wird ein Rennstall gegründet, um damit Popularität zu gewinnen. Bis der Tag gekommen ist, wo der große Fischzug getan werden kann. Die Stadt Berlin muß jährlich Millionen aufwenden, um ihre Arbeitslosen außer der Barunterstützung mit Kleidung, Wäsche und Schuhwerk zu versehen. Das ist bisher einigermaßen gut und ordentlich gegangen; die zwanzig Bezirksämter hatten das organisiert, die benötigten Waren so günstig wie möglich bei Großhändlern und Fabrikanten beschafft und sie an die Bedürftigen verteilt oder diesen Gutscheine ausgestellt, die zum Einkauf in bestimmten Geschäften berechtigten. Nun auf einmal bekommen die Gebrüder Sklarek ein Monopol für alle diese Lieferungen. Sie gründen dazu eine Gesellschaft und diese wird fortan die Arbeitslosen und ihre Angehörigen mit dem Erforderlichen versehen. Die Stadtverwaltung hat nur die Ehre, bezahlen zu dürfen. Bald häufen sich die Klagen darüber, daß die Qualität der Waren, die den Erwerbslosen ausgehändigt werden, immer schlechter wird. In den Bezirksämtern ringen ein paar verantwortungsbewußte kleine Beamte die Hände, weil die Abrechnungen der Sklareks nie richtig stimmen. Trotzdem geht das jahrelang so weiter, bis es doch bei irgendeiner Gelegenheit zum Zusammenbruch des ganzen Gebäudes kommt. Die Sklareks sind übermütig geworden, sie werfen mit dem Gelde um sich, obwohl sie eigentlich schon längst zahlungsunfähig sind. Die Stadtkasse, in der sowieso immer Ebbe herrscht, verliert etliche runde Millionen, denn die Verwaltung muß nun letztlich für die Verpflichtungen einstehen, die die Juden eingegangen sind. Alle Vertuschungsversuche interessierter Parteipolitiker vermögen es nicht, das Geschehene gänzlich mit dem Mantel der Nächstenliebe zuzudecken. Skandalöse und groteske Einzelheiten dringen an die Öffentlichkeit. Die Sklareks haben hohen städtischen Beamten die Zechschulden bezahlt, ihnen Schiffsreisen und Aufenthalte in teuren

Sommerfrischen spendiert und auch sonst das Geld springen lassen, wo immer sie gewärtig sein konnten, damit ein Auge zuzudrücken oder einen Mund zum Schweigen zu bringen. Da war es denn kein Wunder, daß die armen Erwerbslosen mit ihren Klagen über die ungefütterten, dünnen Wintermäntel, die zu kurzen Westen und die rasch durchgelaufenen Sohlen der neuen Stiefel nirgendwo Gehör fanden. Jahrelang zog sich die Aufdeckung dieser Korruptionsaffäre hin. Bei ihrem gerichtlichen Abschluß kam, wie nachgerade in solchen Fällen üblich, nicht allzuviel heraus. Der Oberbürgermeister Dr. Böß benutzte diese und die Gelegenheit anderer für ihn unliebsamer Vorkommnisse, um sich mit einem schönen Ruhegehalt ins Privatleben zurückzuziehen. Einige unbedeutende Beamte erhielten Disziplinarstrafen, und die Sklareks verlegten das Feld ihrer Tätigkeit in das benachbarte Ausland.

Wenn ich in dieser Zeit auf der Journalistentribüne im Stadtverordnetensitzungssaal des Rathauses saß, konnte ich stets gewiß sein, eine reiche Ausbeute an Material für die nächste „Angriff"-Nummer mitnehmen zu können. Es war fast humorvoll mitzuerleben, wie die Parteien sich gegenseitig die Hauptschuld zuzuschieben versuchten. Jetzt auf einmal hatten sie alle den Sklareks nie so recht getraut, und eigentlich waren sie immer Gegner ihres Monopols gewesen. Sehr kleinlaut waren die Kommunisten, denn auch aus ihren Reihen hatten zwei Stadträte von den Sklareks Trinkgelder empfangen. Nun konnten die Sozialdemokraten die Entrüsteten spielen, denn bei ihnen war es nur einer, und überdies konnten sie mit Fingern auf die Deutschnationalen zeigen, von denen ebenfalls einige Funktionäre bemakelt waren. An manchen stürmischen Tagen war die Versammlung ein tobender Haufen, in dessen Lärmen die Glockentöne des vergebens zur Ruhe mahnenden Vorsitzenden wirkungslos untergingen. Als diese Zänkereien und Parteifehden auf dem Höhepunkt standen, lief die Amtszeit des Stadtparlaments ab und Neuwahlen wurden ausgeschrieben, die im November 1929 stattfinden sollten. Gauleiter Dr. Goebbels entschied, daß die Nationalsozialisten, die bisher in der Stadtverordnetenversammlung nicht vertreten waren, sich an der Wahl beteiligten, damit die Partei auch in der Berliner Kommunalpolitik nun ein kräftiges Wort mitreden könne. Mit dem Gauleiter an der Spitze wurde eine Kandidatenliste aufgestellt, auf der auch ich einen Platz fand, und dann ging es wieder einmal in einen frischen und fröhlichen Wahlkampf hinein.

Als Anwärter auf einen Stadtverordnetensitz war ich nunmehr genötigt, mich einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Bisher war ich nur in kleinerem Kreise, in geschlossenen Parteiveranstaltungen, sogenannten Sprechabenden und anderen derartigen Ortsgruppenversammlungen als Redner aufgetreten. Schon bei diesen Gelegenheiten war mir allerhand passiert. Einmal hatte mich die Ortsgruppe Charlottenburg als Sprecher angefordert. Die Veranstaltung fand in einem der kleinen Sälchen im Obergeschoß der Hohenzollernfestsäle in der Berliner Straße statt. Getreu dem militärischen Grundsatz, daß fünf Minuten vor der Zeit die wahre Pünktlichkeit ist, war ich schon sehr frühzeitig an Ort und Stelle. In den Sälen und Vereinszimmern herrschte Hochbetrieb. Aus irgendeinem Grunde glaubte ich bestimmt zu wissen, daß unsere Veranstaltung im letzten Saal am Ende des Korridors rechter Hand stattfinden würde, und ich trat hoffnungsvoll durch dessen offenstehende Tür. Anwesend waren zunächst nur etwa ein Dutzend Männlein und Weiblein, die eifrig in Gespräche vertieft, mein Kommen kaum beachteten und meinen Gruß überhörten. Es wunderte mich, daß ich auch von den nun nach und nach zahlreicher sich einstellenden Versammlungsteilnehmern keinen einzigen kannte und daß niemand von mir, dem vorgesehenen Redner des Abends, irgendwelche Notiz nahm. Ich vertiefte mich in meine Notizen, die ich mir als Unterlage für meine Ausführungen gemacht hatte und harrte der Dinge, die da doch irgendeinmal kommen mußten. Erst als ein sehr würdig aussehender Greis zum Platznehmen aufforderte und sich anschickte, den Kassenbericht eines Kaninchenzüchterverbandes zu verlesen, ward ich meines Irrtums inne. Mich möglichst unauffällig auf den Korridor drückend, fand ich im Saal gegenüber die richtige Veranstaltung, wo der Ortsgruppenleiter schon harte Worte über die ewig unpünktlichen und unzuverlässigen Journalisten gebraucht hatte.

Der große Saal der „Neuen Welt" in der Hasenheide ist schon gut besetzt und immer noch strömen neue Besucher herein. Man ist neugierig zu erfahren, was die Nationalsozialisten zur bevorstehenden Stadtverordnetenwahl und zur Gemeindepolitik in der Reichshauptstadt zu sagen haben. Neben Sportpalast und Kriegervereinshaus ist die „Neue Welt" der dritte jener riesigen Säle geworden, in denen allwöchentlich Tausende sich drängen, um den Gauleiter oder andere führende Parteigenossen, die von außerhalb eingeladen worden sind, zu hören. Sonst hat

das Lokal den Charakter eines gut bürgerlichen Vergnügungsbetriebes mit typischem Berliner Einschlag. Da sitzt der Soldat neben dem Studenten, der biedere Handwerksmeister neben dem jungen Arzt, vertilgen ihre Bockwurst mit Salat, trinken Weißbier dazu oder Echtes Münchner, und überall in kleinen Nebenzimmern, auf Durchgängen, zwischen Tischen und Stühlen wird fröhlich getanzt, eine „kesse Sohle aufs Parkett gelegt", wie der Berliner so nett sagt. Höhepunkt des Abends bedeutet das schmetternde Signal der Musikkapelle, das anzeigt, daß ein ganzer Ochse, der allen Augen sichtbar, auf einem Podium am Spieß gebraten worden ist, nunmehr genußfertig wurde und in einzelne Portionen aufgeteilt, den Gästen als willkommene Mitternachtsspeise verabreicht wird. Ein paarmal schon verlebte ich hier mit Freunden und Bekannten nette und frohe Stunden. Heute möchte ich am liebsten einen großen Bogen um das Lokal schlagen und mich irgendwo weit hinten in der Hasenheide hinter ein paar Büschen verstecken. Ich muß reden und das nicht etwa vor fünfzig oder sechzig mehr oder weniger mir bekannten Parteigenossen, sondern vor einer Masse von sicherlich über fünfzehnhundert, vielleicht an die zweitausend Zuhörern. Am Eingang finde ich vorübergehend meine gute Laune wieder. Die SA-Männer wollen mich nicht hereinlassen, weil ich keine Eintrittskarte vorweise und auch keinen Ausweis bei mir habe. Nach einigem Hin- und Herreden erkläre ich dem wachhabenden Oberscharführer, daß ich dann eben im Vorraum stehenbleibe, er werde es dann schon merken, daß ohne mich die Versammlung gar nicht losgehen könne. Da läßt er mich lachend passieren.

Im Saal ist es inzwischen zu beängstigendem Gedränge gekommen, mit den Ellenbogen muß ich mir den Weg nach vorn bahnen. Man nimmt mir Hut und Mantel ab, der Versammlungsleiter begrüßt mich und schon geht es los, ehe ich überhaupt recht zur Besinnung gekommen bin. Die einführenden Worte sind verklungen, der Versammlungsleiter ersucht mich, „nunmehr das Wort zu ergreifen". Ich habe keine Ahnung, wie ich auf die Rednertribüne gekommen bin. Als ich oben stehe, spüre, wie zweitausend Augenpaare auf mich gerichtet sind, fällt die erwartungsvolle Stille, die mich umgibt, mich an wie ein würgender Griff. Mein Gehirn ist vollständig leer, das Ganze wird mit einer ungeheuren Blamage enden, denn ich werde bestimmt kein Wort aus der Kehle bekommen. Mit Vergnügen würde ich ein ganzes Monatsgehalt dafür geben, wenn ich jetzt plötzlich zu Hause in meinem Bett erwachte und

feststellen könnte, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Es kommt aber kein hilfreicher Engel vom Himmel geschwebt, um mich zu erlösen. Eine Sekunde lang schließe ich die Augen wie der Schwimmer, der zum erstenmal den Kopfsprung vom Zehn-Meter-Brett wagt, gebe mir einen Ruck und stoße die Worte: „Deutsche Volksgenossen, meine lieben Parteigenossen und Parteigenossinnen!" hervor, und jetzt auf einmal ist wie mit einem Zauberschlage alle Scheu und Beklommenheit von mir abgefallen. Ich spreche, wie es mir ums Herz ist. Vorher hatte ich mir eine schöne Rede zurechtgelegt mit einer Disposition, die ich auf Zetteln vermerkt habe. Diese Zettel halte ich in der linken Hand, aber ich werfe keinen Blick darauf. Ein paarmal regen sich im Saal beifallklatschende Hände. Das Selbstvertrauen ist zurückgekehrt, der Mut wächst, die Worte strömen aus mir heraus ohne mein Zutun, nur das Unterbewußtsein arbeitet. Mir ist, als wäre erst eine Viertelstunde vergangen, dann merke ich, wie der Versammlungsleiter mir Zeichen macht, daß ich aufhören soll: die vorgesehene Redezeit von anderthalb Stunden ist abgelaufen und ich muß zum Schluß kommen. Dabei mache ich die Erfahrung, daß die Schwierigkeit des öffentlichen Redens durchaus nicht darin liegt, die Ansprache zu beginnen. Am schwersten ist es, mit einer guten Überleitung zu einem wirkungsvollen Schluß zu kommen. Dreimal nehme ich einen Anlauf, bis ich es geschafft habe. Der Beifall macht mich stolz und glücklich. Auf meinen Platz zurückgekehrt, merke ich, daß ich ganz ausgepumpt und völlig erschöpft bin. Ich kann es jetzt beurteilen, was unsere Parteiredner leisten, die jahraus, jahrein, fast täglich, in derartigen Massenversammlungen, das Land kreuz und quer durchreisend, die nationalsozialistische Weltanschauung predigen.

Die Berliner Stadtverordnetenwahl ist für uns ein großer Erfolg. Wir rechneten damit, daß es uns bestenfalls gelingen könnte, acht oder neun Vertreter durchzubringen. Wir haben Dreizehn geschafft, und auch ich bin unter denen, deren Name aus den Wahlurnen hervorgegangen ist. Im Januar 1930 tritt das neugewählte Stadtparlament zum erstenmal zusammen. Am Tage vorher versammelt Dr. Goebbels die neuen nationalsozialistischen Stadtverordneten und gibt die Marschbefehle für die künftige Tätigkeit. Es ist selbstverständlich, daß sich die nationalsozialistische Gruppe von jedem Paktieren und jeder Verbrüderung mit den Vertretern der anderen Parteien freizuhalten hat. Disziplin in jeder Lage ist die oberste Richtschnur; die Gewählten haben immer daran zu

denken, daß sie ausschließlich der Partei und ihrem Führer diesen Erfolg verdanken, für Einzelgänger und Extratouren ist kein Raum. Dr. Goebbels wird die nationalsozialistische Stadtfraktion solange selber führen, bis sie sich eingearbeitet hat. Dann wird er einen Fraktionsvorsitzenden ernennen, denn die Gaugeschäfte, die sich immer mehr zuspitzende politische Lage und seine Tätigkeiten als Propagandaleiter und Reichsredner erlauben es ihm nicht, sich für längere Dauer auch noch den parlamentarischen Geschäften im Berliner Rathause zu widmen. Zum Schluß gibt er jedem von uns die Hand, nochmals geloben wir dem Führer und ihm unverbrüchliche Treue, was immer auch kommen möge.

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung ist zu dieser Zeit besonders erregt. Die Folgen des Sklarek-Skandals zittern nach, der Wahlkampf ist von allen Parteien mit erbitterter Schärfe geführt worden. Die Zahl der Arbeitslosen steigt unaufhörlich weiter, die wirtschaftliche Lage der Großstadtmenschen verschlechtert sich von Tag zu Tag. In dumpfem Groll, der von Zeit zu Zeit in Terroraktionen explodiert, sucht die verzweifelte und von verantwortungslosen Agitatoren irregeleitete Bevölkerung nach wenn auch noch so kleinen Lichtblicken, die ihr Hoffnung auf eine bessere Zukunft geben könnten. Die Sozialdemokraten betrachten seit 1918 die Reichshauptstadt als ihre Domäne. „Berlin bleibt rot!" Mit diesem Spruch, der auf allen ihren Plakaten und Aufrufen prangte, sind sie in die Wahlschlacht gezogen und die stärkste Partei geblieben. Mit Demokraten und Kommunisten zusammen verfügen sie über eine sichere Mehrheit, einen kompakten Block der roten Linken. Mögen sie auch sonst nicht miteinander im besten Einvernehmen leben, wenn es gegen die verhaßten Nationalsozialisten geht, bilden sie eine unerschütterliche Einheitsfront. Demgegenüber sind die dreizehn Nationalsozialisten ein kleines verlorenes Häuflein. Nur die Deutschnationalen, die aber auch in dieser Wahl nicht besonders gut abgeschnitten haben, bezeigen ihnen, wenigstens soweit es die jüngeren Parteiangehörigen betrifft, hier und da ein wenig Sympathie. Die alten Parteihäuptlinge dagegen, zumal der Parteivorstand, betrachten die Nationalsozialisten, die da nun plötzlich im Stadtparlament auftauchen, höchst mißtrauisch. Da kommt auf einmal eine Handvoll junger Leute hereingeschneit, die behaupten, sich in ihrem Nationalgefühl von niemandem übertreffen zu lassen, dabei aber sich selber stolz als Sozialisten bezeichnen und schon deshalb jedem guten Bürger verdächtig sein müssen! Die Deutsche Volkspartei ist bei

dieser Wahl in Berlin sehr zusammengeschmolzen, sie zählt nur noch fünfzehn Vertreter, also nicht viel mehr, als die Nationalsozialisten beim ersten Anlauf errungen haben. Dank der unerschöpflichen Geldquellen, über die sie verfügen können, haben die Demokraten etwas besser abgeschnitten. Unter ihren Vertretern bemerkt man die üblichen jüdischen Typen, genau wie im Reichstag und in der Preußischen Landesvertretung. Eine überraschend ansehnliche Stimmenzahl hat die sogenannte Wirtschaftspartei zusammengebracht. Sie vertritt die angeblichen Interessen des Mittelstandes, der kleinen Kaufleute und Rentner. Für sie ist die Politik ein Rechenexempel, wenn sie Steuern bezahlen, dann wollen sie dafür auch etwas sehen, und zwar unmittelbare und klar erkennbare Vorteile für sich selber und ihre Geschäfte. In einem Leitartikel des „Angriff" hat sie Dr. Goebbels schlagend gekennzeichnet als die Leute, deren politischer Horizont nur soweit geht, als ihr Kassenschrank seinen Schatten werfen kann. Mitten hinein in diese Verfilzung von persönlichem Geltungsbedürfnis, Egoismus, Neid, Habsucht und politischer Geschäftemacherei werden nun wir Nationalsozialisten gestellt. Wir werden uns bewähren müssen!

Zu Zweien und Dreien, so wie es die Tagesarbeit gerade mit sich gebracht hat, gehen die neuen nationalsozialistischen Stadtverordneten in das Rathaus. Schon von weit her hört man Gemurmel, Rufe und den taktmäßigen, abgehackten Rhythmus von Sprechchören. Um das Rathaus wogt eine Menschenmenge. Sie ist in echter Berliner Klamaukstimmung und will auf ihre Art dem jungen Stadtparlament eine Ovation darbringen. Oben im Sitzungssaal ist auf der Zuschauertribüne schon seit Stunden jedes kleinste Plätzchen doppelt besetzt, aber immer wieder machen Neugierige den Versuch, bis dorthin vorzudringen. Öffnet sich das schwere Portal in der Königstraße, um einen Stadtverordneten einzulassen, so drängt die Menge nach, und bald ist auch das Innere des Baues von allerlei Leuten überlaufen, die dort nicht das geringste zu suchen haben. Die nationalsozialistische Gruppe trifft sich in einem kleinen Sitzungszimmer, um von dort aus geschlossen in den Sitzungssaal einzumarschieren. Alle haben wir unsere Braunhemden und Armbinden angelegt. Eben wollen wir uns in Bewegung setzen, da kommt atemlos ein uns befreundeter Schriftleiter der Scherl-Presse gelaufen und beschwört uns, von unserem Vorhaben abzustehen. Die Eröffnungssitzung sei ja nur eine Formsache, wir sollten ihr um Gottes

willen fernbleiben und uns so schnell wie möglich unauffällig und einzeln wieder nach Hause begeben. Es stehe jetzt vor dem Sitzungssaal eine geballte Masse üblen Gesindels, die offensichtlich die Absicht habe, uns niederzuschlagen, wenn wir den Saal betreten wollten. Der Gauleiter widmet dem Erregten nur einen verächtlichen Blick. Im Korridor nehmen wir Aufstellung, Dr. Goebbels an der Spitze, rechts und links von ihm die beiden Handfestesten unter uns, dicht geschlossen folgen die anderen. Unser Tritt hallt die Gänge entlang, die Treppe herunter, und siehe da, wenn wir uns nähern, öffnet sich wie unwillkürlich die Menschentraube, die uns den Weg versperrt, und wir können durch eine schmale Gasse weiterziehen. Ein paar keifende Stimmen hysterischer Weiber rufen uns Verwünschungen nach. „Bluthunde, Arbeitermörder, Kapitalistenknechte" gellt es auf, drohende Fäuste werden geschüttelt und haßerfüllte Blicke saugen sich an uns fest. Wir gehen weiter in gleichem Schritt und Tritt, als wäre dies alles nicht da. Auch an der kritischen Stelle, am Saaleingang, gibt es keinen Aufenthalt. Auf Befehl des sozialdemokratischen Stadtverordnetenvorstehers weisen uns die Saaldiener in den letzten Stuhlreihen die schlechtesten Plätze zu; uns ist es gleichgültig, wo wir sitzen. Die Nationalsozialisten Berlins haben von ihrem Rathaus Besitz ergriffen, sie werden sich niemals mehr aus ihm verdrängen lassen.

Da nun im Stadtparlament mehr als zwölf nationalsozialistische Vertreter sitzen, haben wir Fraktionsstärke und daher das Recht, in allen Ausschüssen vertreten zu sein. Wir kommen dadurch sehr schnell in die praktische Arbeit hinein.

Bereits nach wenigen Wochen kann, wie vorgesehen, der Gauleiter die Fraktionsführung abgeben, er legt sie in meine Hände. Unsere Arbeit ist darauf abgestellt, eine möglichst starke propagandistische Wirkung zu erzielen. Wir stellen Anträge gemäß unserem Parteiprogramm, fordern beispielsweise Notstandsarbeiten für die Erwerbslosen, ein großzügiges Wohnungsbauprogramm, Verbesserungen in den städtischen Kultureinrichtungen und was dergleichen Dinge mehr sind. Wenn auch die Marxisten, meist im Bunde mit Zentrum und Demokraten, sie hohnvoll ablehnen, gibt die Bearbeitung dieser Anträge uns doch die Gelegenheit, in den Ausschüssen und mehr noch in den öffentlichen Sitzungen, zu den brennenden politischen Tagesfragen Stellung zu nehmen und unsere Meinung, weltanschaulich unterbaut, zu vertreten. Die Mehrheitspar-

teien müssen alles ablehnen, weil kein Geld für die Verwirklichung solcher Pläne vorhanden ist, und wir haben dann die Möglichkeit, mit immer neuen Worten und Wendungen darauf hinzuweisen, daß die städtischen Finanzen ausschließlich wegen der jahrelangen marxistischen Mißwirtschaft in diese katastrophale Lage gekommen sind. Den jüdischen Herren Sklareks habe man die Millionen geradezu nachgeworfen, Dutzende von kostspieligen Experimenten gemacht, und nun sehe man die Folgen. Nachdem wir uns im Rathause eingelebt haben, werden wir immer beweglicher. Unsere Zurufe sind den Sprechern der regierenden Parteien bald fürchterlich unbequem, und man merkt es ihnen an, daß sie den Tag verwünschen, an dem wir eingezogen sind. Vordem war man so hübsch unter sich und niemand störte den Kreis, innerhalb dessen man sich mit Routine gegenseitig die Bälle zuspielte. Am verzwicktesten ist die Lage für die Kommunisten. Einigen von ihnen merkt man es gelegentlich an, daß sie für ihre Person innerlich keine unüberbrückbare Todfeindschaft gegen den Nationalsozialismus mit sich herumtragen. Aber das Blut, das geflossen ist und das fast täglich weiter vergossen wird, draußen, in den nächtlichen dunklen Straßen der Stadt, wo die aufgehetzten Banden, untermischt mit dem Abschaum der Unterwelt, der sich zu ihnen gesellt hat, immer wieder einzelne Nationalsozialisten feige aus dem Hinterhalt überfallen, sie terrorisieren und niederschlagen, dieses Blut steht zwischen uns. Ganz Deutschland ist ein großes Kampffeld, auf dem das Ringen um den politischen Endsieg zwischen der nationalen und der internationalen Weltanschauung mit letzter Erbitterung ausgefochten wird. Hier gibt es keine persönlichen Gefühle, keine Halbheiten. Die Nationalsozialistische Fraktion ist bei diesem gigantischen Geschehen eine kleine Gruppe von Mitstreitern des Führers, die unbeirrt, ohne nach rechts oder nach links zu sehen, ihre Pflicht zu tun hat. Mancher taktische Vorteil erwächst uns dadurch, daß wir unmittelbar und in beliebigem Umfange die Spalten des „Angriff" für die Fraktion zur Verfügung haben. Die Linkspresse pflegt die ihr unangenehmen und peinlichen nationalsozialistischen Anträge mit drei Zeilen abzutun. Wir aber können sie in unserer Presse eingehend begründen und die lendenlahmen Gegenmaßnahmen unserer Widersacher nach allen Richtungen hin zerpflücken. Es dauert nicht lange, und wir haben es dahin gebracht, wo wir wollten. Die anderen Parteien fürchten uns, und wenn ein nationalsozialistischer Sprecher im Stadtparlament zum Rednerpult geht, so spürt man es

geradezu, wie sich ohnmächtige Wut und abgrundtiefer Haß über der Mehrheit der Versammlung zusammenballen. Oftmals schon habe ich das Gefühl gehabt, daß es einmal zu Tätlichkeiten kommen wird, obwohl im Sitzungssaal selbst unsere Gegner vor gewaltsamem Vorgehen sich bisher gehütet haben, denn damit würden sie den Versammlungsleiter, der einer der ihrigen ist, in eine zwiespältige Lage bringen. Nach der Geschäftsordnung müßte er, wenn er sich nicht geradezu einer ganz groben und unverhüllten Parteilichkeit schuldig machen wollte, gegen die Ruhestörer vorgehen. Das Gewitter entlädt sich auf ganz andere Weise, als wir es glaubten. Nach kurzen, aber wie ich merke, die Sozialdemokraten und ihre Anhängsel empfindlich treffenden Ausführungen, die der Meute unserer Gegner wüstes Geheul und haltloses Geschimpfe entlockten, so daß ich am Schluß mich nur noch schwer hatte verständlich machen können, verlasse ich den Saal, um mich im Vorraum einen Augenblick zu verschnaufen. Da werde ich von hinten niedergerissen, und vier marxistische Stadtverordnete schlagen mit Fäusten auf mich ein. Es gelingt mir, mich halb wieder aufzurichten und einen schweren Stuhl zu ergreifen, den ich in meine Gegner hineinwerfe. In solchen Lagen kann man sich freuen, körperlich widerstandsfähig zu sein und von früh auf Leibesübungen getrieben zu haben. Meine Gegner stutzen einen Augenblick, ich komme wieder auf beide Füße, stelle mich mit dem Rücken gegen die Wand und greife nach einem zweiten Stuhl. In diesem Augenblick kommen die Kameraden aus dem Sitzungssaal herausgestürmt, man hat drinnen das Krachen und Poltern, das die Szene begleitete, gehört. Die Parteigenossen Wolfermann und Wenzel sind die ersten, die die Sachlage überschauen und sich rechts und links neben mir aufbauen. Nun, nachdem sie nicht mehr in der Übermacht sind, ziehen sich die Angreifer zurück und spielen die Harmlosen. Auf irgendwelche Weiterungen verzichten wir, denn sie hätten doch keinen Zweck. Eine Beschwerde beim sozialdemokratischen Stadtverordnetenvorsteher würde unter unserer Würde sein, ebenso eine Anzeige beim Gericht. Wir können nicht die republikanische Justiz um Schutz und Hilfe bemühen, die uns selber mit ihrer Parteilichkeit das Leben so sauer macht. Es werden aber Maßnahmen getroffen, um nach Möglichkeit derartige Vorkommnisse in der Zukunft zu unterbinden.

In der sich ständig vergrößernden Schriftleitung des „Angriff" haben wir seit einiger Zeit einen SS-Mann Zietlow. Er ist das, was

man in Berlin „ein Bulle" nennt, ein Kerl mit einem Brustkasten wie ein Schrank und ein paar eisenharten Fäusten. Zietlow übernimmt mit einigen SS-Kameraden den Schutz der Fraktion außerhalb des Sitzungssaales. Diese Garde ist während der Sitzungen im Vorraum ständig alarmbereit, indem sie sich nach außen hin den Anschein harmloser Rathausbesucher gibt, die auf eine Besprechung mit einem der nationalsozialistischen Stadtverordneten warten. Bald hat es sich trotzdem herumgesprochen, um was es sich in Wirklichkeit handelt, und künftighin genügt der Anblick der Muskelpakete unserer Getreuen, um der marxistischen Rotte die Lust zu erneutem gewaltsamem Vorgehen zu nehmen. Das wird auf die Dauer den tatendurstigen SS-Männern sehr langweilig. Sie sind gekommen in der Hoffnung, bald einmal in Aktion zu treten und zu zeigen, was sie können. Nun müssen sie herumstehen und kauen trübselig und mißmutig ihre Stullen. Es muß etwas geboten werden, um die Jungens lebhaft zu erhalten. Wir knobeln eine hübsche Sache aus, verteilen genau alle Rollen und lassen das Spektakelstück in einer der nächsten Sitzungen in Szene gehen.

In der Versammlung ist die Spannung bis zur Siedehitze aufgepeitscht; wir, die Nationalsozialisten, sind nicht ganz unschuldig daran, denn wir haben planmäßig durch massive Zurufe die marxistischen Redner bis aufs Blut gereizt. Nun fange ich an zu reden. Die Zuhörertribünen sind dicht gefüllt, mitten darunter sitzen Zietlow und seine Mannen. Während ich spreche, steigert sich die Unruhe zum Tumult. Meine Fraktionsfreunde drängen sich von ihren Sitzen her nach vorn und schieben sich wie ein Keil zwischen die Rednertribüne und die keifenden Marxisten. Jetzt kommt das Stichwort, ich schmettere es so laut in den Saal, wie ich kann: „Der Tag ist nicht mehr fern, an dem auch über diesem Hause das Banner des Hakenkreuzes flattern wird." Hohngelächter, Pfeifen, Gebrüll. Die roten Tribünenbesucher springen auf und beteiligen sich durch Geschrei und erhitzte Gebärden. Die Saalwände scheinen von dem Getöse zu zittern, niemand versteht mehr sein eigenes Wort. Der Stadtverordnetenvorsteher schwingt vergeblich seine Glocke. SS-Mann Zietlow jedoch dringt durch. Er ist auf das Tribünengeländer geklettert, sein mächtiger Brustkasten arbeitet wie ein Blasebalg, und in die allgemeine Verblüffung, die schlagartig eintritt, dröhnt seine Stimme hinein wie ein Ungewitter. Die Worte, die er braucht, sind ganz und gar unparlamentarisch, unmißverständlich und sehr kräftig:

„Ihr Verbrecherbande, wollt Ihr wohl die Schnauze halten, wenn ein Nationalsozialist spricht! Man wird es Euch noch beibringen, wie Ihr Euch zu benehmen habt, Ihr werdet noch einmal so klein und häßlich werden, daß Ihr froh sein werdet, wenn Ihr das liebe Leben habt." Ein dreifaches „Sieg-Heil" von allen Nationalsozialisten im Saal und auf den Tribünen ausgebracht, übertönt jeden Widerspruch, der sich bemerkbar zu machen sucht. Auf einmal ist eine riesengroße Fahne da, mindestens drei Meter lang, sie flattert von der Tribüne herunter, niemand ahnt, wo sie auf einmal hergekommen ist, und das Deutschland-Lied brandet empor. Dessen letzte Strophe ist nicht ganz verklungen, da erscheint die im Rathaus stationierte Polizeiwache und es entwickeln sich die üblichen Bilder. Zietlow und seine Kameraden haben sich dicht aneinander geschlossen und versuchen, den Ausgang zu gewinnen. Stuhlbeine knacken, hinter einer Staubwolke sieht man schemenhaft geschwungene Polizeiknüppel, hört man das Gebrüll der Kämpfenden. Der größte Teil unserer Parteigenossen schlägt sich durch; vor allem gilt es, die Fahne nicht in die Hände der Polizisten fallen zu lassen. Zietlow selbst, der wie ein angeschossener Eber kämpft, wird endlich von einer ganzen Rotte Uniformierter niedergerungen. Man vermutet, daß er das Fahnentuch bei sich versteckt hat. Am nächsten Tag erscheint er stark verschwollen, aber frisch und vergnügt auf der Redaktion. Man hat ihn die ganze Nacht auf der Polizeiwache behalten, ihn bis auf die Haut untersucht und hoffte immer noch herauszubekommen, wo die Fahne geblieben war. Sie blieb unauffindbar. Bis zuletzt hatte die Regie wundervoll geklappt. Eine vorher bestimmte Parteigenossin hatte sich des Tuches, im Durcheinander und Geraufe bis zuletzt aushaltend, bemächtigt, hatte es in eine mitgebrachte leere Aktentasche gestopft und das Rathaus längst verlassen, als die Polizei immer wieder das ganze Gebäude auf den Kopf stellte, um der Fahne habhaft zu werden.

Wenn eine geschichtsbildende neue Bewegung ihren Lauf nimmt, so kann keine Macht der Welt sie aufhalten. Alles was geschieht, dient zu ihrem Vorteil, auch wenn es zuerst dem befangenen Auge anders scheinen will, sogar Hindernisse und Widerstände tragen zuletzt zu ihrer Förderung bei. Einer ist bestimmt, ihr den Weg zu bahnen, nichts kann ihn von diesem abbringen, er geht allein wie ein Wanderer in tief-

dunkler Nacht, der einzig nach einem Stern sich richtet, den er fern am Horizont glimmen sieht. Er kann straucheln, aber nicht fallen, bevor er die Bahn durchmessen, die die unbegreifliche Gewalt des Geschickes ihm vorschrieb. Andere sind dazu bestimmt, mit ihrem Blute, das die Wegränder netzt, Zeugnis abzulegen für die Erhabenheit des Zieles. Nie hat in der Geschichte eine Idee gesiegt, es hätten sich denn Menschen gefunden, die bereit waren, für sie in den Tod zu gehen. Die Berliner SA. stellt aus ihren Reihen viele Blutzeugen für den Nationalsozialismus. Schweigend, mit zusammengebissenen Zähnen, tut der SA-Mann seine Pflicht. Er schützt die Versammlungen, ist ein nie erlahmender Helfer bei der Propaganda, bricht den Terror der Gegner, erobert seiner politischen Idee die Gleichberechtigung, später das Übergewicht und die Herrschaft in der öffentlichen Geltung. Er marschiert, wann, wohin und wie es befohlen wird; besondere Vorrechte leitet er aus dieser selbstverständlichen Haltung eines politischen Soldaten nicht ab. Anders ein Teil der SA-Führer. Ihnen geht die Entwicklung nicht schnell genug vor sich, und sie dünken sich klüger als Adolf Hitler. Die Reichstagswahlen im September 1930 bringen den Nationalsozialisten ungeahnte Erfolge. Bald werden sie die stärkste Partei in allen Parlamenten sein, dann haben sie die demokratische Republik mit deren eigenen Waffen geschlagen und werden zur Macht kommen, ganz gesetzmäßig, ohne einen Bürgerkrieg, der, auch wenn er siegreich ausginge, Klüfte im Volke aufrisse, die sich ein Menschenalter lang nicht wieder schließen würden. Kühlen Kopf bewahren und feste Nerven, dem Führer folgen und ihm vertrauen, das ist das Gebot der Stunde. Einige wilde Landsknechte unter den SA-Führern mißachten es, bei manchen von ihnen mag übersteigerter persönlicher Ehrgeiz hinzukommen. Sie schüren den Geist der Widersetzlichkeit gegen die politische Leitung unter ihren Männern, phantasieren von Putsch und bewaffnetem Aufstand und wollen die Gefahr solcher Pläne nicht sehen, die der Führer klar erkennt. Die Gegner warten ja nur auf eine solche Gelegenheit. Noch sind sie im Besitze der Polizeimacht und der militärischen Streitmittel; wie wundervoll wäre es für sie, wenn sich die Nationalsozialisten ins Unrecht setzten, man sie, gestützt auf scheinbares Recht und Gesetze zusammenkartätschen, dabei Bruder gegen Bruder hetzen, den nationalen Gedanken ins innerste Mark treffen und bei alledem den ehrwürdigen Generalfeldmarschall und Reichspräsidenten als Hüter der beschworenen Verfassung einem Schutz-

schilde gleich vor sich herschieben könnte! Der Führer ist nicht gesonnen, alles bisher Erreichte in einem Abenteuer zweifelhaften Ausganges auf das Spiel zu setzen. Er ist kein Spieler und kein Abenteurer, sondern ein genialer, intuitiver Rechner. Die murrenden SA-Führer begreifen das alles nicht oder der Machtwahn hat sie geblendet.

Der Wahlsieg vom September 1930, in seiner Wirkung einer militärischen Durchbruchsschlacht vergleichbar, bei der nach langem verbissenem Stellungskrieg endlich die eine Partei ins freie Feld gestoßen ist, — dieser Sieg war den Nationalsozialisten nicht als Geschenk des Himmels zugefallen. Schwer und hart war das Ringen um die Wählerstimmen gewesen. Immerhin hatte sich manches gegenüber den vorigen Wahlkämpfen vorteilhaft verändert. Die Schar getreuer Anhänger war gewachsen, die Kasse des Gaues, wenn auch immer noch nicht übermäßig mit Mitteln versehen, doch nicht mehr ganz so trostlos leer, wie wir es früher gewohnt waren. Äußerlich und organisatorisch hatten wir sogar einen mächtigen Schritt voran tun können. In der Hedemannstraße hatte der Gau ein ganzes Bürohaus gemietet. Zufällig hatte fünfzehn Jahre vorher in diesem Gebäude während des Weltkrieges der später als Minister ermordete Jude Rathenau seine unheilvolle Tätigkeit als Kriegswirtschaftskommissar begonnen. Eine Gedenktafel im Hausflur sollte die Erinnerung hieran wachhalten. Da der Hauswirt unter Hinweis auf mancherlei juristische Spitzfindigkeiten sich weigerte, sie abnehmen zu lassen, war sie eines Morgens auf rätselhafte Weise verschwunden. Der Schriftleitung des „Angriff" stand ein ganzes Stockwerk zur Verfügung. Endlich war genügend Raum da, um allen berechtigten Wünschen entgegenzukommen. Es war möglich, ein Archiv zu errichten, eine anständige Kartothek zu führen, Buchungsmaschinen und weitere technische Hilfsmittel erleichterten den Betrieb. Buchhaltung, Kasse und Expedition lagen im Erdgeschoß hinter einem großen Laden mit vier Schaufenstern. Die Parteigenossen, die noch die berüchtigte „Opiumhöhle" in der Potsdamer Straße kennengelernt hatten, besichtigten alle diese Herrlichkeiten, sprachlos vor Erstaunen darüber, wie sich innerhalb eines knappen halben Jahrzehnts die Dinge gewandelt hatten. Die Druckerei lag gleich um die Ecke in der Wilhelmstraße. Unter Anspannung seines letzten Kredits hatte Parteigenosse Schulze, der Unverwüstliche, zwei neue Rotationsmaschinen beschafft mitsamt allem Zubehör, das für einen leistungsfähigen Druckereibetrieb einer Tageszeitung unerläßlich ist.

Als sich die beiden Ungetüme zum ersten Male in Bewegung setzen sollen, um den „Angriff" auszuspeien, der nun in einer täglichen Auflage von über sechzigtausend Exemplaren erscheint, ist das ein feierlicher Augenblick. Die gesamte Schriftleitung, viele der alten getreuen Zeitungsfahrer und Händler, die dienstfreien Parteigenossen vom Gau und unserer SA-Wache haben sich im Maschinensaal zusammengefunden und machen lange Hälse. Kurz bevor die Motoren summen, erscheint auch der Gauleiter. Die riesigen Maschinen setzen ihr Gangwerk in Tätigkeit. Ein dreifaches „Hurra!" begrüßt die ersten Stücke des „Angriff", die wie von einer Geisterhand geschoben, aus den Maschinen kommen und sich auf dem endlosen Band dem Packtisch zu bewegen.

Wochenlang vor der Wahl stellte der „Angriff" seinen ganzen Inhalt auf die Wahlpropaganda um. Es wurden Sonderausgaben herausgebracht, die bald so beliebt waren, daß sie im ganzen Reich Absatz fanden. Dr. Goebbels hetzte von einer Versammlung in die andere. Er mußte nicht nur mindestens zweimal wöchentlich in den nachgerade zur Regel gewordenen gänzlich überfüllten Massenveranstaltungen zu den Berlinern sprechen, er wurde außerdem von fast allen Gauen als Redner angefordert. Da trat ein Ereignis ein, das uns mitten in dieser bis aufs äußerste angespannten Tätigkeit wie ein Keulenschlag traf.

Zum 30. August hatte Dr. Goebbels vom Gau Schlesien die Einladung erhalten, in Breslau im Schießwerdersaal zu sprechen und er hatte mich aufgefordert, ihn auf dieser Fahrt zu begleiten. Auch Dagobert Dürr war mit von der Partie, und Albert Thonak, der den Gauleiter, seit er in Berlin tätig war, als Kraftwagenfahrer betreute, brachte uns im Wagen an Ort und Stelle. Es wurde ein großer Abend für die Sache des Nationalsozialismus. Da wir am nächsten Vormittag zeitig wieder nach Berlin aufbrechen wollten, zog sich Dr. Goebbels sofort in das Hotel zurück, in dem wir wohnten, während ich noch eine Weile mit den Schriftleitern des schlesischen Gauorgans zusammensaß. Als ich mich anschickte, mein Bett aufzusuchen, empfing mich Kamerad Dürr mit der Nachricht, daß ein vorangemeldetes Gespräch von der Gauleitung in Berlin da sei. Mitten in der Nacht konnte das nichts Gutes bedeuten. Wir rieten hin und her, was wohl geschehen sein möge. Vielleicht war der „Angriff" wieder einmal verboten worden oder unser intimer Feind Isidor Weiß hatte sonst irgendeine Teufelei ausgeheckt, um unsere auf höchsten Touren laufende Wahlagitation zu behindern.

Das Ferngespräch kommt, Dürr nimmt es entgegen. Schreckensbleich kommt er zurück. Ein Angestellter des Gaues teilt mit, einzelne SA-Formationen Berlins hätten anscheinend eine Art von Meuterei in die Wege geleitet. Jedenfalls sei vor wenigen Stunden die Gaugeschäftsstelle in der Hedemannstraße von SA-Männern gewaltsam besetzt worden, die erklärt hätten, daß sie damit eine stärkere Einflußnahme der SA-Führung auf die politische Leitung der Partei erzwingen wollten. Unverzüglich eilen wir zu Dr. Goebbels, trommeln ihn aus seinem Zimmer und teilen ihm die Hiobsbotschaft mit. Ohne eine Sekunde zu verlieren, fahren wir nach Berlin zurück. Der brave Parteigenosse Thonak legte ein wahres Höllentempo vor, wir brausen durch das weite, dunkle Land, und jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Vielleicht gehen wir einer düsteren Zukunft entgegen. Immer wieder hatten die Gegner der nationalsozialistischen Bewegung gehofft, daß auch diese, wie schon so viele politische Gebilde vor ihr, an Selbstzersetzung zugrunde gehen werde. Sollten sie recht behalten? Das konnte, das durfte nicht sein!

In Berlin angekommen, war es schwierig, einen genauen Überblick über die Lage zu bekommen. Fest stand zunächst lediglich, daß sich die schon seit längerer Zeit bemerkbare ungezügelte politische Ungeduld, die in Teilen der Berliner SA. dumpf gärte, in einer Gewalthandlung, die aber anscheinend einer klaren Zielsetzung entbehrte, Luft gemacht hatte. Führer der SA. Berlin-Brandenburg war der Polizeihauptmann a. D. Stennes. Seine Haltung war nicht ganz klar. Seit geraumer Zeit beklagte er sich dann und wann darüber, daß seiner Meinung nach die Leistungen der SA. nicht genügend gewürdigt werden und daß es überhaupt nachgerade an der Zeit sei, den ewigen Worten und Reden endlich Taten folgen zu lassen. Einige Unterführer hatten dieses Geschwätz des Herrn Stennes auf ihre Weise gedeutet und geglaubt, durch eine gewaltsame Besetzung der Gaugeschäftsstelle eine besondere Heldentat zu vollbringen. Blitzschnell handelnd griff der Führer ein, schon am Sonntag, dem 31. August, kam er mittels Flugzeugs aus München nach der Reichshauptstadt. In einer langen Besprechung gab Hauptmann a. D. Stennes die Erklärung ab, daß er selbstverständlich nach wie vor getreu hinter dem Führer stehe, die ganzen Vorfälle mehr oder weniger auf Mißverständnisse zurückführe und in der Lage sei, die Unruhigen zu beruhigen. Da in einer kurz darauf stattfindenden großen Wahlversammlung im Sportpalast die den Saalschutz stellende SA. wieder geschlossen

aufmarschierte, außerdem schon im Laufe des Sonntagabends die besetzte Gaugeschäftsstelle geräumt worden war, sickerte nur wenig Kenntnis von diesem beklagenswerten Vorkommnis in die breite Öffentlichkeit durch, so daß den Wahlvorbereitungen kein Abtrag geschah. Die jüdische Presse allerdings hatte in ihren Sonntagsnummern den Mund gewaltig aufgerissen, war aber ganz falsch unterrichtet, indem sie ihren Lesern berichtete, daß Anhänger des sattsam bekannten Otto Strasser, die sich inzwischen zu einer Art politischem Klub, der sogenannten „Schwarzen Front" zusammengeschlossen hatten, den „Bruderzwist" angezettelt hätten. Von der SA. schrieben sie keine Zeile, weil ihr diese Vorgänge unbekannt geblieben waren. Daher hatte ihr Geschrei keinerlei Wirkung. An eine Aktion der Strasser-Leute glaubten die Leser nicht, es hatte in der Tat ja auch keine stattgefunden, und so nahm man die Ergüsse der Presse als eines der vielen Wahlmanöver zur Kenntnis, bei denen erfahrungsgemäß die jüdisch beeinflußten Parteien, groß wie klein, kurz vor dem Wahltermin mit Inbrunst das Tollste vom Himmel herunter zu lügen pflegten.

Der nationalsozialistische Erfolg bei den Wahlen übertraf die kühnsten Erwartungen der allergrößten Optimisten. Hundertsieben Kämpfer Adolf Hitlers konnten in das Reichsparlament einziehen. Man hätte annehmen sollen, daß bei Stennes und seinen Freunden nun ruhige Einsicht und Vertrauen in den Führer Platz gegriffen hätten. Leider war es ganz und gar nicht so. Die Haltung dieser SA-Führer blieb schwankend, und sie brüteten weiter über ihren Plänen, die darauf hinausliefen, die Entwicklung, so wie sie es verstanden, „energischer voranzutreiben".

Fraglos war die politische Situation so unklar und verwirrt wie nur möglich, aber nur die Hand eines Adolf Hitler war in der Lage, sie, bis ins letzte überschauend, mit Willenskraft und zäher Geduld zu bewältigen. Die marxistischen Parteien und ihre Anhängsel hatten sich endgültig festgefahren. Jetzt sah das ultramontane Zentrum die Zeit gekommen, für sich eine Ernte zu halten. Schon zu Bismarcks Tagen hatte diese Partei es glänzend verstanden, die religiösen Gefühle eines Teiles der deutschen Katholiken politisch auszumünzen. Eigentlich war ihr der 1871 gegründete reichsdeutsche Gesamtstaat ein Greuel gewesen. Man hätte es viel lieber gesehen, wenn in Süddeutschland noch staatliche Gebilde übriggeblieben wären, die es erlaubten, die Positionen des politischen Katholizismus, die an und für sich dort recht stark waren, weiter in dem

Sinne auszubauen, daß dabei mindestens ein starkes Gewicht gegenüber dem protestantischen Norddeutschland herauskam. Bis zum Jahre 1918 hatte daher das Zentrum bei jeder sich bietenden Gelegenheit die einheitliche Reichsgewalt zu unterhöhlen versucht, und es war nicht von ungefähr, daß nach dem Zusammenbruch von 1918 der Separatismus manchen Förderer im Zentrumslager fand. Die separatistische Bewegung scheiterte am gesunden Empfinden der Mehrheit des Volkes und an den Freikorps, in denen die alten Frontkämpfer des Weltkrieges ihr einen unüberwindlichen Wall entgegenwarfen. Unmerklich zunächst, dann immer klarer erkennbar, hatte in der Folgezeit das Zentrum das Ruder seines politischen Kurses herumgelegt. Man paktierte mit den früheren Todfeinden, den Marxisten, und hoffte, auf dem Umwege über politische Schachergeschäfte weiterzukommen. Führende Zentrumsleute erklärten, die Sozialdemokraten seien, seitdem sie von einer Oppositions- zu einer Regierungspartei geworden wären, gar nicht mehr so schlimm, man könne bei einigem gutem Willen mit ihnen auskommen. Künftig sah man Marxismus und Zentrum Arm in Arm einherziehen, und besonders stark war diese Einigkeit, wenn es galt, den Nationalsozialisten am Zeuge zu flicken. Die Sozialdemokratie ihrerseits warf dem neuen Bundesgenossen zuliebe ebenfalls einen Teil alter Grundsätze über Bord. An Orten, in denen die Sozialdemokraten uneingeschränkt ihr Regiment hätten ausüben können, gestatteten sie jetzt, ungeachtet der alten antiklerikalen und freigeistigen Grundsätze, die Neugründung konfessionell gebundener Schulen. Überall entstanden neue Klöster, vom Staat teilweise auf das glänzendste ausgestattet, neue Bischofssitze wurden errichtet, und der Vertreter des Heiligen Stuhles in Berlin, der Nuntius, wurde ein mächtiger Mann. Im Frühjahr 1930 war das sozialdemokratische Kabinett Hermann Müller zurückgetreten und der Zentrumsabgeordnete Dr. Brüning erhielt den Auftrag, eine neue Reichsregierung zu bilden. Selbstverständlich war dieses Kabinett Brüning von der Gnade der Sozialdemokratie abhängig. Um seine Position zu verstärken, hatte Brüning den alten Reichstag aufgelöst und die September-Wahlen ausgeschrieben, die nun, vom Standpunkte der Reichsregierung aus gesehen gänzlich programmwidrig, zu einem nachhaltigen Erfolg der Nationalsozialisten geworden waren. In Zukunft würde Brüning, das war vorauszusehen, sich noch enger als bisher an die Marxisten anlehnen müssen, und dies bedeutete wiederum, daß jetzt der Kampf der Geister dicht vor

dem entscheidenden Stadium stand. Blieben die Nationalsozialisten einig und unerschütterlich, so mußten sich Brünings Regierungskünste über kurz oder lang an ihnen totlaufen. Der Verfassung nach konnte nur immer wieder der Reichstag aufgelöst und damit der Versuch gemacht werden, zu einer tragfähigen Regierungsmehrheit zu kommen. Arbeiteten die Nationalsozialisten weiter wie bisher, machten sie fernerhin Fortschritte und hefteten sie auch künftig einen Wahlerfolg nach dem anderen an ihre Fahne, so konnte man sie eines Tages einfach nicht länger mehr übergehen. Man mußte sie in die politischen Kombinationen einschalten, und dann war der langersehnte Zeitpunkt gekommen, an dem der Führer seine Bedingungen stellen konnte, unter denen er willens war, die Verantwortung in der Zukunft für sich und seine Bewegung zu übernehmen.

Für politische Geschäftemacher aller Art sind das gute Zeiten. In allerlei Klubs, Salons und sonstigen Konventikeln werden „Programme" erörtert. Dabei fehlt nicht das weibliche Element. Kathinka von Oheimb, die Frau eines volksparteilichen Abgeordneten, ist besonders rührig, sie möchte zu gerne ihren Mann als Minister sehen. Der Arme hat nichts zu lachen in dieser Ehe, wird von Konferenz zu Konferenz gehetzt, kommt aus dem frischgestärkten Frackhemd nicht mehr heraus und trägt schließlich nur als einzig bleibenden Gewinn den Spitznamen Kathinkus durch sein ferneres Leben. Es blühen die „unterirdischen Beziehungen", die sogenannten Querverbindungen. Der „Jungdeutsche Orden", einst eine gutgemeinte Vereinigung romantischer Schwärmer, wirft sich den Demokraten des jüdischen Börsenkapitals an den Hals und geht ruhmlos zu Grunde. Gewerkschaftsführer des Zentrums verhandeln mit sozialdemokratischen, so daß Herr Brüning ein Weilchen mit dem Gedanken spielen kann, auf diese Weise den Stuhl fester zu zimmern, auf dem er nur recht wacklig sitzt. Die Leute von der „Schwarzen Front" haben ein paar haltlose Literaten gleich ihnen aufgetrieben, die sich „Nationalbolschewisten" nennen und auch nicht wissen, was sie eigentlich wollen. Ein „Block der Mitte" soll geschaffen werden, einige Deutschnationale, Deutsche Volksparteiler und Zentrumsangehörige der „nationalen" Richtung sind die Träger dieses Gedankens. Herr Brüning scheint nicht abgeneigt, auch diesem Gebilde seinen Segen zu geben, aber es stellt sich heraus, daß da die Kleriker des Zentrums nicht mitmachen; diesen erscheint das Weiterschwimmen im sozialdemokratischen Fahrwasser ge-

deihlicher, manche fette Pfründe ist dabei schon für sie abgefallen, und sie hoffen auf mehr.

Das Jahr 1931 ist ins Land gegangen, und immer noch gleicht das politische Leben Deutschlands einem unüberschaubaren Gewimmel, in dem sich die politischen Leitmotive und Gegensätze sinnlos kreuzen und gegenseitig aufheben. Wir alle fühlen, daß es so nicht mehr lange weitergehen kann. Das haben wir allerdings schon vor zehn Jahren und zwischendurch noch ein paar Male gedacht, und es ging trotzdem weiter, aber heute spüren wir, daß eine andere Luft weht. Der Führer wird's schon schaffen! Wie? Das werden wir schon erfahren, wenn es notwendig ist, es zu wissen. Wir stellen Vermutungen an, wenn wir unter uns sind, es ist jedoch nicht unsere Aufgabe, auf den Wegen der „Querverbindungen" darüber Orakelsprüche und weise Reden von uns zu geben. Der Berliner SA-Führer Hauptmann a. D. Stennes hat es vorgezogen, unserem Beispiel nicht zu folgen. Er wird vom Führer abgesetzt.

Stennes hatte eine Reihe persönlicher Anhänger, die ganz auf ihn eingeschworen und willens waren, mit ihm durch Dick und Dünn zu gehen. Sie glaubten, etwas zu seinen Gunsten unternehmen zu sollen und taten das auf die denkbar ungeschickteste Weise. Es ist der Vorabend des Osterfestes 1931. Frühmorgens, kurz nach Dienstbeginn, erfahre ich durch einen unserer Schriftleiter, der der SA. angehört, zunächst aber nur gerüchtweise, daß Stennes seines Postens enthoben ist. Eine parteiamtliche Mitteilung liegt nicht vor, und auch bei der Berliner Schriftleitung des „Völkischen Beobachters", wo ich fernmündlich anfrage, weiß man von nichts. Da kommt ein Redaktionsbote und meldet, es seien soeben Stennes-Anhänger ein Stockwerk unter uns in die Gaubüros lärmend und krakehlend eingedrungen.

Das war eine verteufelte Situation! Den Gauleiter konnte ich nicht erreichen, er befand sich gemeinsam mit dem Führer in Weimar. So gab es für mich nur eines, den Versuch zu machen, das Blatt so schnell wie möglich und unter allen Umständen fertigzustellen und zum Verkauf auf die Straße zu bringen. Gerade heute durfte weder eine Verzögerung noch gar ein Ausfall der Zeitung eintreten, das hätte zu den tollsten Gerüchten Anlaß gegeben und wäre willkommenes Wasser auf die Mühle unserer Gegner gewesen. Die Schriftleitung arbeitet in fliegender Hast, und früher als sonst gehe ich hinüber in die Druckerei, um die Fertigstellung der fälligen Nummer zu überwachen. Schon auf der Treppe

zum Setzersaal vernehme ich durch die Türen hindurch einen erregten Wortwechsel. Der Drucker Schulze zankt sich zornrot mit etwa zehn Männern herum. Es sind Stennes-Leute, die das Verlangen stellen, der „Angriff" müsse sich für den abgesetzten SA-Führer erklären. Vergeblich versuche ich gemeinsam mit Schulze, den unerbetenen Besuchern, von denen etliche übrigens bereits alkoholisch stark gefrühstückt zu haben schienen, klarzumachen, daß der „Angriff" ein Blatt im Dienste Adolf Hitlers sei und Herr Stennes nach seiner Absetzung mich in keiner Weise mehr interessiere. Der Versuch gütlichen Zuredens endet mit einem totalen Mißerfolg. Die Eindringlinge schreien wild durcheinander, wobei ich nur soviel heraushöre, daß sie teils die Richtigkeit der Meldung über die Enthebung des Stennes überhaupt in Abrede stellen, teils behaupten, sie sei zu Unrecht erfolgt. Ein Ende dieses Tumults ist nicht abzusehen. Wie konnten wir die Eindringlinge in guter Manier wieder loswerden? Alle Appelle an die Vernunft und die Parteidisziplin werden mit Gejohle und Schimpfereien quittiert. Der Hauptschreier der Bande erklärt schließlich, daß, wenn wir nicht für Stennes wären, der „Angriff" vorläufig überhaupt nicht gedruckt werden dürfe; sie würden die Druckerei solange besetzt halten, bis wir nachgegeben hätten. Jetzt halte ich es doch für angezeigt, auf die Rechtslage hinzuweisen und damit zu drohen, daß ich nunmehr, wenn auch höchst ungern, Polizeihilfe erbitten würde. Damit hatte ich in ein Wespennest hineingestochen. Man umdrängte mich, packte mich von hinten am Kragen, und ich sah drohende Fäuste vor meiner Nase. Indem ich mich, von Schulze unterstützt, zur Wehr setzte, so gut ich es vermochte, schoben mich die Wütenden immer näher an das große Fenster. Meine Widersacher schienen nicht übel Lust zu haben, mich dort hinauszustürzen, und wenn ich ihre fanatisch verzerrten Gesichter sah und den Duft ihres Atems roch, konnte es kaum zweifelhaft sein, daß sie zu allem fähig waren.

Mit dem Fenstersturz zu Prag begann der Dreißigjährige Krieg. Ich habe keine Neigung, gleich den drei böhmischen Edelleuten und Ratsschreibern, die dazumal in den Burggraben des Hradschin flogen, in die Geschichte einzugehen. Außerdem kamen die Drei mit dem Leben davon, denn sie fielen auf etwas Weiches. Hämisch behaupteten die Protestanten, es sei ein Misthaufen gewesen, die Katholiken erzählten, es habe sich um einen Rosenstrauch gehandelt, den der heilige Nepomuk eigens zu diesem Zweck pfeilgerad wachsen ließ. Für mich bleibt wenig

Hoffnung. Die Setzerei liegt im fünften Stock, der Hof unten ist reinlich und solide mit Beton gepflastert, und ein Heiliger wird sich meinetwegen nicht bemühen. Da endet die Szene mit einem neuen Auftritt, wie er wirksamer von keinem Theaterdichter hätte erfunden werden können. Die Tür fliegt auf und in ihrem Rahmen steht Stennes. Die Gegner lassen von mir ab und brechen in frenetische Heil-Rufe aus. Stennes übersah sofort die Lage, an der er ja nicht unschuldig war, hieß seine Mannen bis auf zwei den Saal verlassen und sich im Vorraum zu seiner Verfügung halten und wandte sich dann an mich. Ich beschwerte mich auf das heftigste über das Geschehene und sagte, daß ich in keiner Weise gesonnen sei, eine Änderung in der bisherigen Haltung des Blattes zuzulassen. Stennes war sehr unsicher und redete eifrig auf mich ein. Er habe eine schriftliche Erklärung verfaßt und bäte nur darum, daß sie im „Angriff" veröffentlicht würde, dann würde er dessen Erscheinen keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen. Auf meine Entgegnung, daß mir das unmöglich sei, solange ich nicht mit einer bevollmächtigten vorgesetzten Parteistelle die Verbindung aufgenommen hätte, ging er wieder davon mit dem Bemerken, er, Stennes, werde der „Sieger" sein und ich meine Halsstarrigkeit noch zu bereuen haben.

Inzwischen war es gelungen Verbindung mit München und Weimar aufzunehmen. Ich erhielt die Mitteilung, daß die Absetzung des Stennes tatsächlich und unbezweifelbar aus guten Gründen vom Führer vorgenommen worden sei, und gleichzeitig einen Aufruf des Führers selber, in dem dieser sich eindeutig zur Lage äußerte. In dem Aufruf stand unter anderem folgendes:

> „Parteien, in denen jeder tun und lassen kann, was ihm beliebt, gibt es mehr als genug bei uns. Um sie zu vermehren, ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei nicht ins Leben gerufen worden. Das Ziel, das wir verfechten, ist gigantisch und erfordert eine persönliche Einstellung, die der Größe dieser Zielsetzung entspricht. Wer dies nicht zuwege bringt, soll und muß die Bewegung meiden oder sie eben wieder verlassen."

Das war klar und deutlich. Leider war es nicht möglich, den Aufruf in seinem ganzen ziemlich umfangreichen Wortlaut an diesem Tage zu bringen, dazu reichte die Zeit nicht mehr. In bebender Eile zog ich eine kurze, sinngemäße Inhaltsangabe aus. Die Zeit drängte aufs höchste,

die Minute unseres sonstigen Redaktionsschlusses war schon reichlich überschritten. Aber wir schafften es. Auch diesmal gelang es, trotz aller widrigen Umstände, das Blatt herauszubringen.

Am Abend schon war der Zwischenfall erledigt. Der Gauleiter eilte aus Weimar herbei, die Anhänger und Freunde von Stennes wurden wegen Disziplinlosigkeit aus der Partei ausgestoßen, einige Angestellte des „Angriff", die wie sich später herausstellte, mit ihnen sympathisiert und bei den Radauszenen die Hand im Spiel gehabt hatten, flogen hinaus, die Wogen der Erregung glätteten sich, und nach einer Woche schon sprach kein Mensch mehr von den Vorfällen. Die Arbeit ging weiter.

Im Anschluß an diese Vorfälle konnte ich ein eigenartiges Jubiläum begehen. Zum zwanzigsten Male mußte ich mich als Angeklagter vor Gericht verantworten, und dies Ereignis erhielt für mich ein besonderes Gewicht, als ich gemeinsam mit dem Führer auf der Anklagebank saß. Stennes hatte es für richtig befunden, bevor er endgültiger Vergessenheit anheimfiel, Adolf Hitler in dessen Eigenschaft als Herausgeber des „Völkischen Beobachters" und mich als Hauptschriftleiter des „Angriff" wegen Beleidigung zu belangen. Den äußeren Anlaß dazu hatte ihm ein kurzer Aufsatz gegeben, der im „Völkischen Beobachter" erschienen war und den der „Angriff" von diesem übernommen hatte.

Es ist, als werde der Mensch an bestimmte Stätten, die mit seinem Lebensweg verknüpft sind, immer wieder hingezogen. Wie oft habe ich schon in diesem großen halbdunklen Schwurgerichtssaal in Moabit gesessen, ich bringe es gar nicht mehr zusammen. Berichterstatter war ich hier und interessierter Zuhörer, Zeuge und Angeklagter, und nun sitze ich neben dem Führer in dem abgeteilten Raum vor den Plätzen der Presseleute, der für die Angeklagten, ihre Verteidiger und Beistände vorgesehen ist. Die Verteidigung führt Rechtsanwalt Frank, der spätere Generalgouverneur in Polen. Er fährt grobes Geschütz auf, und zeitweilig ist es so, daß die Rollen von Kläger und Beklagten vertauscht zu sein scheinen. Die Zeit ist vorbei, in der die Nationalsozialisten schutzloses Freiwild waren. Jetzt können wir auftrumpfen, und das Versteckspielen hat ein Ende. Der Führer spricht nur kurz, er stellt fest, daß er mit dem fraglichen Aufsatz nichts zu tun hat, ihn weder schrieb noch veranlaßte. Als Herausgeber eines Blattes sei er nicht verpflichtet, jede Zeile seines Inhalts vorher zu prüfen, es genüge, wenn er darüber wache, daß die geistige Haltung der Zeitung den großen Ideen und

Zielen entspreche, die er vertrete und deren Erreichung er sich unbeirrbar vorgenommen habe.

Aus dem überfüllten Zuhörerraum klingen Beifallsrufe auf, was der Vorsitzende des Gerichts leise rügt, um der Form und seinen Vorschriften zu genügen. Der Führer wird freigesprochen, mir brummt man, weil ich „einschlägig mehrfach vorbestraft" bin und „die erforderliche Sorgfalt bei der Auswahl eines Aufsatzes als verantwortlicher Schriftleiter" habe vermissen lassen, sechshundert Mark Geldstrafe oder einen Monat Gefängnis auf. Mir macht das keinerlei Eindruck, ich wäre auch nicht stärker berührt gewesen, wenn die Strafe doppelt oder viermal so hoch geworden wäre. Vor dem Termin habe ich die Gelegenheit meines Jubiläums benutzt und gerechnet. Alles zusammengenommen, hat man mich schon zu einem Jahr und zehn Monaten Gefängnis und dazu rund zehntausend Mark Geldstrafe verurteilt, ungerechnet das, was ich schon verbüßt habe. Wir nationalsozialistischen Schriftleiter sind seit geraumer Zeit in dieser Hinsicht entschiedene Fatalisten geworden. Jeder trägt ein mehr oder weniger großes Päckchen solcher Gerichtsstrafen mit sich herum. Mit Hilfe der Rechtsanwälte ist es immer wieder gelungen, die Vollstreckung der Strafen hinauszuschieben. Nur Zeit gewinnen ist die Parole, man geht in eine neue Berufungsinstanz, nötigenfalls bis zum Reichsgericht, profitiert hie und da von einer Amnestie, wie zum Beispiel der anläßlich des achtzigsten Geburtstages des Reichspräsidenten, macht hin und wieder kleine Abschlagszahlungen auf die Geldstrafen, um ihre Umwandlung in Gefängnis gerade so eben hintanzuhalten und erfindet immer wieder neue Mittel, um dem Verhängnis zu entgehen. Da spielt es keine Rolle mehr, ob man vier Wochen mehr oder weniger auf dem Kerbholz hat. Entweder siegt Adolf Hitler, dann brauchen uns diese Strafen nicht mehr zu kümmern, oder wenn er nicht siegen sollte, dann ist sowieso alles verloren, und es verschlägt uns nichts, wenn sich die Gefängnispforten abermals hinter uns schließen.

Während der Verhandlung haben sich vor dem Gerichtsgebäude riesige Menschenmengen angesammelt. Als Adolf Hitler das Haus verläßt, jubeln ihm Tausende zu. Schrittweise nur kommt der Wagen voran, und die Polizei hat alle Hände voll zu tun, ihm eine Gasse zu bahnen. Dabei hebt mancher Polizeibeamte verstohlen die Hand zum Gruß oder läßt durch Miene und Blick seine Verehrung für den Führer erkennen. Vieles hat sich gewandelt in diesem Deutschland, der Führer

ist nun wirklich zur letzten Hoffnung aller derer geworden, die noch an die Wiederauferstehung des Reiches glauben.

Dreimal fahre ich um diese Zeit weithin durch das Land: zu einer Tagung nach Bad Harzburg, einem SA-Treffen in Braunschweig und in die Heimat zum Besuch meiner Mutter. Überall spürt man das ahnungsvolle Wirken einer neuen Zeit. Das geruhsame und wohllebige Wiesbaden meiner Jugend erkenne ich kaum wieder. Die Besetzung durch die Franzosen hat die Stadt schwer getroffen. Die vertrauten Häuser und Winkel sind zwar die gleichen geblieben, immer noch wälzt der Rheinstrom majestätisch seine Wasser zu Tal, aber die Menschen sind andere geworden. Das Hakenkreuzbanner steht auch hier fest eingerammt in die gesegnete Erde, und gläubig schauen die Augen hinauf zu ihm, überzeugt, daß in seinem Zeichen alle Hoffnung beschlossen liegt. Der alte Widerstand der Gegner ist freilich noch nicht endgültig gebrochen. Mit der Verbissenheit dessen, der seine Sache verloren weiß, schlagen sie um sich, und jeder Tag sieht neue Opfer; aber sie haben keinen Glauben mehr an ihre verlorene Sache und schlagen sich nur noch aus Trotz, in letztem verzweifeltem Sichaufbäumen. In Harzburg, im Lande Braunschweig ist es das gleiche. Hier haben die Nationalsozialisten ebenso wie in Thüringen durch von ihnen gestellte Minister die Staatsverwaltung in die Hand bekommen. Auf dem Braunschweiger Franzensfeld weiht der Führer neue Sturmfahnen seiner SA. Ich höre die prophetischen Worte, die er dabei halblaut mehr eigentlich für sich als zu seiner Umgebung spricht: „Das sind die letzten Fahnen, die ich vor der Machtübernahme weihe."

In der Schriftleitung bin ich mit Parteigenosse Dürr zusammen tagtäglich damit beschäftigt, eine blutige Bilanz zu ziehen und sie auf dem laufenden zu halten. Unerhört, schier nicht mehr zu übersehen sind die Opfer an Leib und Leben, die die Bewegung bringt.

In Köln wurde an einem Sonntag mehreren SA-Männern von einer Horde Marxisten aufgelauert. Das Gesindel eröffnete auf die Nationalsozialisten ein wildes Feuer. Der SA-Führer Wilhelm Hambückers erhielt einen so schweren Schuß, daß er auf der Stelle tot zusammenbrach. Ein zweiter ähnlicher Feuerüberfall ereignete sich in den Morgenstunden des gleichen Tages in Barmen-Wuppertal. Als drei uniformierte SA-Männer durch die Stadt gingen, wurden sie aus einem Hinterhalt beschossen. Alle drei Nationalsozialisten wurden von den ro-

ten Mordkugeln getroffen, der SA-Mann Hans Hilbert so schwer, daß er kurz nach dem Überfall seinen Verletzungen erlag.

In Düsseldorf setzten sich die Mordtaten und Terroraktionen planmäßig fort. In den späten Abendstunden werden SA-Männer von Mordbanditen überfallen und beschossen. Dabei wird ein SA-Mann getötet, ein anderer schwer verletzt.

Nicht viel ruhiger als im Rheinlande geht es in München zu. Hier ist von den marxistischen Machthabern sogar die Polizei eingesetzt worden, die mit Gummiknüppeln gegen die SA. vorgeht.

In der Reichshauptstadt, in Neukölln, wird nächtlicherweile das nationalsozialistische Verkehrslokal im Hause Kaiser-Friedrich-Straße 25 von politischen Gegnern unter Feuer genommen. Eine reine Wildwestszene. Sechs Schüsse werden abgegeben, die durch Tür und Scheiben in das Lokal fliegen. Die Gäste haben sich blitzschnell zu Boden geworfen, ein junger Mann trägt einen Streifschuß am Kopf davon. Die Schüsse sind aus einem Auto, das vor dem Lokal vorgefahren war, abgegeben worden, danach braust der Wagen wieder davon.

In Mitteldeutschland sieht es nicht anders aus. In dem Städtchen Langelsheim zum Beispiel hat eine marxistische Versammlung stattgefunden, zu der die rote Schutztruppe, das „Reichsbanner", aus Braunschweig, Goslar und anderen Orten der Umgegend herangezogen worden war. Mit dieser Truppe fühlen die Marxisten sich stark genug, um vor den Häusern der Nationalsozialisten zu pöbeln. Auf Lastwagen werden ununterbrochen noch weitere Reichsbannerleute herbeigeholt. Am Abend herrscht ein Leben in der Stadt wie noch nie. Trotz der vielen auswärtigen Marxisten wollen die Nationalsozialisten zu ihrer Versammlung gehen. Aber die etwa tausend Mann starken Reichsbannertruppen sperren das Lokal ab, und es beginnt ein furchtbares Blutbad. Rücksichtslos wird auch auf Frauen und Kinder eingeschlagen. Als Waffen werden von den Marxisten Steine, Beile, Mistgabeln und Flaschen benutzt; auch zahlreiche Schüsse werden abgegeben. Die kleine Anzahl Nationalsozialisten zieht sich kämpfend zurück. Hierbei gelingt es den Marxisten, einen SA-Mann abzudrängen. Ein Reichsbannermann schlägt ihn mit einer Keule nieder und löst kaltblütig mordend zwei Schüsse auf den am Boden Liegenden. Zehn Verletzte mußten die Nationalsozialisten außerdem beklagen.

So geht das Tag um Tag, Woche um Woche. Es ist unerträglich,

die Krise ist auf ihrem Höhepunkt angelangt, — oder ist dieser gar schon überschritten?

Eine Flut von Verleumdungen wird gegen die Nationalsozialisten losgelassen, bar allen Schamgefühls und ohne Vergleiche in der Geschichte. Die Judenpresse zeigt hemmungslos, irrsinnig vor Haß, ihre Fratze.

Eine Kreatur der jüdischen Journaille, ein gewisser Walter Oehme, hat eine von Fälschungen und Gemeinheiten strotzende Schmähschrift gegen die nationalsozialistische Bewegung veröffentlicht und obendrein die zynische Unverschämtheit besessen, Dr. Goebbels um ein „Interview" zu bitten. Oehme hat mit den gerissensten Spitzelmethoden und an Hochstapelei erinnernden Manövern es verstanden, sich „Material" zu verschaffen, das er dann in verdrehter und verfälschter Form zu einer Broschüre zusammenstellte, die unter der heuchlerischen Maske der Objektivität die niederträchtigsten Anwürfe gegen die Bewegung enthält. Dr. Goebbels beschließt, dem Frechling eine gehörige Lehre zu erteilen. Er läßt Oehme zu sich kommen, der, als er das Vorzimmer voller SA-Leute sieht, einen Augenblick stutzt, dann aber bleich und gefaßt im Privatsekretariat seinen Mantel ablegt. Dr. Goebbels kommt hinzu und hält ihm eine Predigt, die ihm wohl bis an sein Lebensende in den Ohren gedröhnt haben wird. Die ganze Niedertracht seiner Handlungsweise schleudert der Gauleiter dem verdutzten und immer bleicher werdenden Jämmerling ins Gesicht. Auf den Lärm hin kommen alsbald aus den benachbarten Räumen SA-Männer und andere Parteigenossen hinzu, so daß die Kreatur Oehme gewissermaßen öffentlich gebrandmarkt wird. Dr. Goebbels hält dem verlegen und kümmerlich Dastehenden die Broschüre vor die Nase und fordert ihn auf, sich zu den Bildfälschungen zu äußern, die gefälschten Zahlen zu belegen, die darin enthalten sind. Oehme stottert und stammelt irgendetwas Sinnloses vor sich hin. Die Volksstimme kommt in empörten Zwischenrufen aus den Reihen der SA-Männer, die dem Kerl, der um Judaslohn seine Volksgenossen an die Judenpresse verriet und in einem Kaffeehaus in der Kochstraße mit den Vertretern der ganzen jüdischen Journaille zusammenzusitzen und dort seine schmutzigen Reden zu führen pflegt, am liebsten an die Kehle springen würden. Dr. Goebbels schützt ihn vor Tätlichkeiten; er führt aber dem Verleumder deutlich vor Augen, was ihm passieren wird, wenn die empörten Massen der deutschen Arbeiter sich einmal in Bewegung

setzen, um mit seinesgleichen abzurechnen. Herr Oehme macht einen geradezu bejammernswerten Eindruck. Weiß wie Kalk, mit zitternden Knien, steht er den baumlangen SA-Männern gegenüber. Die halten wie immer Disziplin. Als Dr. Goebbels den Schmierfinken hinausweist, gelangt er ungefährdet auf die Straße. Er springt eiligst in sein Auto und fährt davon.

Ein Verleumder ist entlarvt und moralisch gezüchtigt worden. Was hilft es? Morgen werden von einem Schock anderer die gleichen, alten Lügen wieder aufgewärmt und neue dazu erfunden. Es kann einem übel werden, wenn man sich immer wieder mit diesem Wust von Unflätigkeiten befassen muß.

Das heraufziehende Jahr 1933 wird und muß die Entscheidung bringen. Nach dem Kabinett Brüning haben wir eine Regierung Papen erlebt, und diese ist abgelöst worden durch eine des Generals v. Schleicher. Auch sie vermag keine Ordnung in das Staatsgefüge, keine aufbauende Stetigkeit in den Gang der Ereignisse zu bringen. Die SA. war unter Brüning im ganzen Reichsgebiet zeitweilig unterdrückt, dann hat man das Verbot wieder aufheben müssen. Die allergrößten marxistischen Schreihälse, darunter auch den Berliner Polizeigewaltigen Isidor Weiß, hat man immerhin ihrer Posten enthoben, ihr Geist jedoch geht noch immer um. Wir erleben Monate, die voll sind von unzulänglichen Versuchen, ungeregelten politischen Machenschaften aller Art, und schauen auf den Führer, der dessen sicher ist, daß er an der Schwelle zur Macht steht. Es ist der vorletzte Januartag, regnerisch und kühl. Seit einigen Tagen hat der Führer in Berlin im Hotel Kaiserhof sein Standquartier genommen. Wir hören vertraulich von Verhandlungen, die da und dort geführt werden. Die jüdische Presse ergeht sich in weitschweifigen Kombinationen und den tollsten Mutmaßungen. Die nationalsozialistischen Zeitungen beteiligen sich nicht an diesem müßigen Spiel. Ich sitze an meinem Schreibtisch und sichte die letzten Meldungen. Nichts dabei, was für die heutige Nummer noch wesentlich sein könnte. Die noch offene erste Seite wird abgeschlossen. Das wäre wieder einmal geschafft. In einer guten Viertelstunde werde ich drüben in der Druckerei nach dem Rechten sehen und bis dahin die Nase in einige zur Besprechung eingelaufene Bücher stecken. Der Fernsprecher neben mir rasselt. Das tut er oft, viel

zu oft manchmal. Trotzdem durchzuckt mich der Gedanke, daß gerade dies Gespräch eine ungewöhnliche Bedeutung haben könnte. Ganz kurz meldet sich der Pressechef der Partei, Dr. Dietrich. Man merkt seiner Stimme die starke Erregung und eine hastige Eile an. Nur wenige Worte sind es, die wir wechseln. Während ich sie aufnehme, singt mir das Blut in den Ohren und sie scheinen aus ganz weiter Ferne zu kommen. Soeben ist Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden. Ein paar Namen folgen noch, die Liste der Minister, ich notiere sie und bin mit den Gedanken schon ganz woanders. Welch ein Ereignis und welch eine Möglichkeit für unser Blatt! Ich danke Dr. Dietrich mit kurzen Worten für den Anruf, er schließt mit der Feststellung, daß wir das erste Blatt seien, das diese Nachricht empfange. Der Hörer wird auf die Gabel geknallt, ich stehe auf und hole einmal ganz tief Atem. Alles geht nun rasend schnell, wie ein irrsinniger Tanz. Ich schreie nach einer Sekretärin, nach noch einer Sekretärin, rufe irgendetwas den Korridor hinunter und reiße verschiedene Türen auf. Die Folge davon ist, daß auf einmal drei Sekretärinnen da sind und mir einfällt, daß ich vor allem neue Anordnungen hinüber in die Druckerei geben muß. Am anderen Ende meldet sich Schulze. Er wird kurz ins Bild gesetzt. Geradezu hörbar ringt er drüben nach Fassung, und ich höre durch die Leitung, wie auch in seiner Umgebung innerhalb der nächsten Minuten der gleiche Tumult anschwillt wie bei mir. Immerhin, jetzt geht alles klar. Die erste Seite wird angehalten und muß neu gemacht werden. Schlagzeile über die ganze Zeitungsbreite, einen Schriftgrad größer, als wir ihn jemals bisher benutzten, und nur zwei Worte: „Reichskanzler Hitler". Das Gespräch ist beendet, ich drehe mich um, mindestens zwanzig Menschen stehen in meinem Zimmer. Die Stimmen schwirren durcheinander. Ob es wahr sei, ob es denn wirklich richtig sei, woher denn die Meldung komme, ob es nicht vielleicht doch eine Irreführung sein könne, ob das denn wahrhaftig so seine Richtigkeit habe. Kurze Bestätigung meinerseits und dringende Aufforderung, mich fünf Minuten in Ruhe zu lassen. Wir haben die Nachricht als erste Zeitung bekommen, es ist Ehrensache, daß wir mit ihr auch als die Erste auf der Straße sind. Das jüdische Mittagsblatt, das sonst kurz vor unserer Zeitung erscheint, muß geschlagen werden. Eine ewige Schande würde es sein, wenn uns das nicht gelänge.

Die Parteigenossen verlassen mich, nachdem sie ein dreifaches „Sieg-Heil" ausgebracht haben. Einige SA-Männer unter den Angestellten

sind sich in die Arme gefallen und führen eine Art wilden Siegestanzes aus. Das ganze Haus gleicht einem aufgestörten Bienenstock. Indessen ich die Ministerliste diktiere und noch ein paar kurze Worte eines Kommentars zufüge, höre ich mit halbem Ohr, daß in allen Stockwerken des Gebäudes erregte Bewegung herrscht. Schritte kommen und gehen, Jubelrufe tönen über mir und unter mir, unten in der Expedition singen sie das Horst-Wessel-Lied. Die Sekretärin hat den letzten Tastenhebel noch nicht ganz heruntergedrückt, da entreiße ich ihr das Geschriebene und stürme los. Diese Nachricht will ich selber in die Druckerei bringen. Dort steht alles schon sprungbereit, jedermann in fiebernder Erwartung auf seinem Posten. Das Manuskript wird in kleinste Streifen zerschnitten, sechs Setzmaschinen sind freigemacht, jede von ihnen bekommt zehn Zeilen. In wenigen Minuten ist der Satz fertiggestellt. Fahnenabzug herstellen, rasch Korrektur lesen und hinein mit dem Satz in die erste Seite. Inzwischen ist die Schlagzeile gesetzt. Die Kameraden arbeiten in einem Tempo wie noch nie. Ich selber kann nun nicht mehr viel tun und stehe am geöffneten Fenster. Flitzt dort nicht schon ein Zeitungsjunge des jüdischen Mittagsblattes um die Ecke, ruft er nicht irgendetwas aus? Nein, Gott sei Dank, es war eine Täuschung, meine zum Zerreißen gespannten Nerven haben mich genarrt. Nun ist Ruhe im Setzersaal. Immer wieder sehe ich auf die Uhr, die Minuten schleichen. Es könnte jetzt soweit sein, daß die gegossenen Seiten in die Rotationsmaschine eingehängt werden. Wenn alles gut geht, kann in drei Minuten das uns allen so vertraute tiefe Summen der Druckmaschinen anheben, das sich dann mehr und mehr verstärkt bis zum Dröhnen der Zahnräder und Walzen, bis alle Wände und Böden leise zu beben beginnen. Vier Minuten gehen vorbei, eine fünfte — und jetzt wahrhaftig, wir haben es geschafft! Hut auf, Mantel an, hinunter auf die Straße. Das wollen wir mit unseren eigenen Augen sehen, das wollen wir erleben. Gegenüber dem Eingangstor zur Druckerei fassen wir Posten. Wir sind kaum angelangt, da kommen unsere ersten Händler angestürzt. Sie kommen nicht weit, und ihre Rufe: „Reichskanzler Hitler, Hitler ist Reichskanzler!“ bleiben ihnen im Halse stecken. Im Nu sind sie von Hunderten umringt. Wo nur die Menschen auf einmal alle herkommen? Man reißt ihnen die Zeitungen aus den Händen, die Straße vor der Druckerei gleicht einem wilden Meer, auf dem die weißen Zeitungsblätter wie Schaumkronen tanzend über die Köpfe hinweg und von Hand zu Hand wandern.

Erst nach einer Stunde kommt die Konkurrenz ins Rennen. Das ist nun nicht mehr wichtig; wir sind das erste Blatt, das schwarz auf weiß Hitlers Sieg verkündete. Dieses stolze Gefühl kann uns keine Macht der Welt mehr rauben.

Es ist unmöglich, diesen Nachmittag in vier Wänden zu sitzen, sie würden einen erdrücken. Auf allen Straßen und Plätzen ziehen die Parteigenossen, strahlend und lachend die Gesichter, alle grauen Erinnerungen, alle Nöte und Sorgen sind abgetan. Von Mund zu Mund geht die Parole, daß wir, die Berliner Parteigenossen, unsere SA. an der Spitze, dem Führer einen Fackelzug bringen werden. Alle Mann aus Schriftleitung und Druckerei sind zur Stelle. Auf der Charlottenburger Chaussee, vom Tiergarten herauf bis tief hinein nach Charlottenburg, glühen die Fackeln auf. Unter den Klängen des Deutschland-Liedes und des Horst Wessel-Liedes setzt sich der Zug in Bewegung. Wir, die alten Kameraden, Seite an Seite, mitten darin. Wieder einmal marschiere ich im Gleichtakt des Körpers und des Herzens mit vielen Tausenden. Das Brandenburger Tor hüllt uns in die Schatten seiner Säulen, wir lassen es hinter uns und biegen in die Wilhelmstraße ein. Wenige Schritte noch, und wir sind am Palais des Reichspräsidenten und der Reichskanzlei.

Am Fenster, geschützt vor der kühlen Nachtluft durch die große Scheibe, steht Hindenburg. Ein mildes goldenes Licht umspielt aus dem Zimmer heraus seine noch immer aufrechte, ragende Gestalt, der zuckende Schein der Fackeln von der Straße geistert darüber hin. Der Generalfeldmarschall steht bewegungslos. Hie und da nur ein Kopfneigen, ein leises Heben der Hand geben Leben diesem Bilde, das schöner und ergreifender nicht die Meisterhand eines noch so begnadeten Künstlers zu entwerfen vermöchte. Zweimal bin ich dem großen Soldaten begegnet. Im Jahre 1912, da war ich ein junger Mensch, Zuschauer bei den großen Manövern im Rheinland, und er längst General, der, schon verabschiedet, im Gefolge des Kaisers ritt, auffallend durch die straffe Massigkeit seines Körpers, die flächige Ruhe des Gesichts. Zum anderen Male im Herbst 1918 bei dem bitterschweren Rückmarsch des unbesiegten Weltkriegsheeres, von dem ich ein kleines Rädchen, ein winziges Teilchen gewesen bin. Und nun sehe ich ihn, den symbolhaften Zeugen großer Vergangenheit, wie er gleichsam als Wächter steht vor dem Tore, das hineinführt in die Zukunft und das der Führer uns weit aufgestoßen hat. Ich schäme mich nicht der Tränen, die mir die Augen feuchten.

Wenige Schritte weiter, am anderen Flügel des Gebäudes, sind alle Fenster offen und strahlend hell. Da steht der Führer, umgeben von seinen engsten Mitarbeitern, weit beugt er sich hinaus, um seine Getreuen zu grüßen. Wir gehen vorüber, die Hand erhoben, Rufe und Gesang steigen empor in die samtschwarze Nacht. Das ist der Augenblick, die kurze Spanne im Zeitenlauf, die wir ersehnten, von der wir träumten, die wir mitgestalteten, jeder zu seinem bescheidenen Teil, für die wir rangen, zweifelten, uns wieder hochrissen, dachten, redeten und uns herumschlugen. Die letzten Jahre waren ausgefüllt mit Hoffen, Bangen und Enttäuschungen. Und dennoch, wie herrlich ist das alles, wieviel Glück habe ich gehabt. Reich war ich und bettelarm; fröhliche Feste habe ich gefeiert, gelacht und geliebt; einsam bin ich gewesen, müde und traurig und habe doch immer wieder treue Freunde gefunden, die mir den Glauben an die Gemeinschaft wiedergaben. An reich besetzten Tafeln saß ich und habe in weichen Daunenbetten geschlafen, aber ebenso auch im harten Feldquartier oder auf den Bretterdielen der Gefängnisse bei natronduftenden Steinerbsen. Ich habe mein Leben gelebt, in Höhen und Tiefen es durchmessen, so wie es bestimmt war. Wie bunt ist es gewesen! Die Schemen der versunkenen Welt deutscher Kleinstaaterei umrankten meine Kindheit und frühe Jugend, fremde Länder mit ihren Eindrücken halfen mich formen, ich sah die scheinbar unerschütterliche Größe des Kaiserreiches, erlebte seinen Zusammenbruch und den Aufstieg zu neuer Höhe. Ich habe viel gesehen, gelesen, geschrieben und gelernt. Bin ich nicht glücklich?

Alles Lebendige tritt an, vollendet sich, stirbt ab, nach geheimnisvollen Gesetzen des Blutes, aus tiefen Urgründen des Seins, die wir nicht kennen. Nie habe ich an das blinde Walten eines Zufalls geglaubt. Das, was wir so nennen, ist der Kreuzweg zweier Bahnen, auf denen je eine Kette von Ursache und Wirkung abläuft; treffen so bestimmte Ereignisse und Folgen aufeinander, dann empfinden wir es als „zufällig", weil wir nur die nächstliegende Wirkung, nur eine Ursache von vielen zu begreifen vermögen.

Der Strom der Zeit ist nicht an mir vorübergerauscht. Er hat mich mitgerissen, gerne habe ich mich ihm anvertraut. Er hat mich getragen und trägt mich weiter.

Gedruckt in der Buchdruckerei
DRAG. GREGORITSCH
BELGRAD, Serbien